



Florian Hollard

**Der
Retter
von
London**

huber

Als Freiheitskämpfer gegen
die Geheimwaffe V1

«Michel Hollard ist der Mann, der –
buchstäblich – London gerettet hat»

*General Sir Brian Horrocks,
Erster Mitarbeiter von Marschall Montgomery*

«Wäre es den Deutschen gelungen, diese
neuen Waffen sechs Monate früher zu perfek-
tionieren und einzusetzen, so hätte sich unsere
Landung als äusserst schwierig, wenn nicht
sogar unmöglich erwiesen.»

General Eisenhower

«Die aussergewöhnliche Kaltblütigkeit Michel
Hollards, sein Mut und seine beispiellose
Entschlossenheit haben seine Leistungen er-
möglicht. Nie hat ein Mann, der allein handelte,
den Ablauf der kriegerischen Ereignisse
dermassen beeinflusst.»

*Jean-Jacques Langendorf, Militärhistoriker,
Präsident des Instituts für vergleichende Taktik,
Wien-Leipzig*

ISBN 978-3-7193-1487-3



9 783719 314873

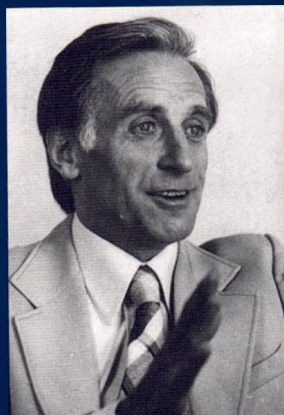
huber

Michel Hollard wurde zum Widerstandskämpfer, weil es für ihn undenkbar war, dass sein Land den Stiefeln der Nazis unterworfen blieb. Ethik und Patriotismus veranlassten ihn zum Handeln, indem er ein Netz von beachtenswerter Wirksamkeit aufbaute, dank welchem er den englischen Geheimdienst in der Schweiz informieren konnte.

1943 erfuhr der als Ingenieur ausgebildete Michel Hollard, dass die Deutschen im Nordwesten Frankreichs merkwürdige Vorbereitungen trafen. Dank seiner peinlich genauen Untersuchungen in den betreffenden Regionen entdeckte er die hauptsächlichlichen Bestandteile der «Vergeltungswaffe V1», die auf London gerichtet war. Seine präzisen Angaben verhinderten das Schlimmste für die britische Hauptstadt. Die Rampen der V1 wurden ab 22. Dezember 1943 durch die alliierte Luftwaffe bombardiert, bevor deren todbringende Arbeit beginnen konnte.

Nach dem Verrat wurde Michel Hollard durch die deutsche Polizei verhaftet. Gefoltert, ins Konzentrationslager Neuen-gamme deportiert und schliesslich in den Bauch eines zum Untergang vorgesehenen Frachtschiffes geworfen, überlebte er alle diese Prüfungen.

Heute trägt ein Eurostar-Zug seinen Namen. Michel Hollard, bisher vor allem in Frankreich und England bekannt, soll durch dieses Buch auch dem Publikum in den deutschsprachigen Ländern vorgestellt werden.



Florian Hollard ist der Sohn des legendären Résistance-Kämpfers. Er hat sich in alle Details der abenteuerlichen Geschichte zwischen den Fronten eingearbeitet. 1944 hat er auf der Seite des Widerstands selbst an der Befreiung von Paris teilgenommen und wurde mit dem *Croix de Guerre* ausgezeichnet. Florian Hollard ist von Beruf Dirigent. Er begann seine musikalische Karriere als Fagottist, war unter anderem mehrere Jahre am Stadtorchester Winterthur tätig und wurde dann zum Leiter des Symphonieorchesters von Tours sowie des Chors des Oratoire du Louvre in Paris berufen. Als Gast dirigierte er zahlreiche französische und ausländische Orchester.

Florian Hollard

Michel Hollard

Der Retter von London

Als Freiheitskämpfer gegen die Geheimwaffe VI

Mit einem Geleitwort von Simon Veil,
ehemalige Präsidentin des Europa-Parlaments

Verlag Huber
Frauenfeld Stuttgart Wien

Wir danken für die Förderung dieses Buches:
Schweizerische Gesellschaft für Hugenotten-Geschichte
Eglise française de Saint-Gall sowie
weitere ungenannte Spender.

Originalausgabe:
Florian Hollard
Michael Hollard – le français qui a sauvé Londres

© Le cherche midi, Paris 2005

Aus dem Französischen übersetzt von Monika Lanz und Urs Lanz

© 2008 Verlag Huber Frauenfeld
an Imprint of Orell Füssli Verlag AG, Zürich, Switzerland
Alle Rechte vorbehalten
www.verlaghuber.ch

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Dadurch begründete Rechte, insbesondere der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf andern Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Vervielfältigungen des Werkes oder von Teilen des Werkes sind auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie sind grundsätzlich vergütungspflichtig.

Umschlaggestaltung: Arthur Miserez, Frauenfeld
Druck: fgb • freiburger graphische betriebe, Freiburg

ISBN 978-3-7193-1487-3

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort von Simone Veil	7
Vorwort des Autors	10
<i>1. Kapitel</i> Beunruhigendes Treiben	11
<i>2. Kapitel</i> Die Wiege einer Berufung	16
<i>3. Kapitel</i> Held mit neunzehn Jahren	20
<i>4. Kapitel</i> Verweigerung der Niederlage	23
<i>5. Kapitel</i> Überleben und Herausfordern	28
<i>6. Kapitel</i> Ein verrücktes Unternehmen	33
<i>7. Kapitel</i> Begeisterung	41
<i>8. Kapitel</i> Eine Abfuhr	47
<i>9. Kapitel</i> Eine neue Expedition	53
<i>10. Kapitel</i> Welcome	60
<i>11. Kapitel</i> Amateur als Geheimagent	67
<i>12. Kapitel</i> Verstärkung	74
<i>13. Kapitel</i> Die Tragödie des Olivier Giran	81
<i>14. Kapitel</i> Versteckspiel	90
<i>13. Kapitel</i> Kaleidoskop	94
<i>16. Kapitel</i> Neue Anliegen der Briten	98
<i>17. Kapitel</i> Erweiterung des Netzes	103
<i>18. Kapitel</i> Rekordhalter im Überqueren der Grenze	119
<i>19. Kapitel</i> Unterwasser-Friedhof	138
<i>20. Kapitel</i> Die Odyssee des Joseph Brocard	146
<i>21. Kapitel</i> Heureka!	157
<i>22. Kapitel</i> Infiltration	162
<i>23. Kapitel</i> Das Ungetüm in seinem Versteck	172
<i>24. Kapitel</i> Verrat und Verhaftung	181
<i>25. Kapitel</i> Der Abgrund	188
<i>26. Kapitel</i> In Defeat: Defiance!	200

27. <i>Kapitel</i> Abstieg in die Hölle	214
28. <i>Kapitel</i> Konzentrationslager	222
29. <i>Kapitel</i> Schwimmendes Grab	242
30. <i>Kapitel</i> Wiederaufleben	263
31. <i>Kapitel</i> Der vom Schicksal gesandte Vetter jenseits des Rheins	273
32. <i>Kapitel</i> Letzter Akt	278
Epilog	283
Beilage 1: Bericht von Reginald Victorjones über die von Michel Hollard gelieferten Pläne der VI	286
Beilage 2: Bericht von Richard Anthony Young über die von Michel Hollard gelieferten Pläne der VI	287
Beilage 3: Die Entstehung der VI	288
Beilage 4: Abschussverfahren der VI	290
Beilage 5: Pest und Cholera	292
Beilage 6: Würdigungen	295
Literaturverzeichnis	301
Dank	302
Personenregister	304

Geleitwort von Simone Veil

ehemalige Präsidentin des Europa-Parlaments

Man weiss immer besser Bescheid über die Tätigkeit der *Résistance*, aber man kennt kaum den Fall von Michel Hollard, Leiter des unabhängigen Netzes *Agir* der *Forces Françaises de l'Intérieur*. Es gelang ihm, die geheimen Waffenstellungen zu entdecken, welche die Nazis aufbauten, um London zu vernichten, bevor er das Schicksal so vieler anderer Deportierter im Konzentrationslager von Neuengamme erlitt.

Die Ehrungen, die dieser Mann nach dem Krieg erhielt, hatten keinen Einfluss auf die Bescheidenheit und die Hartnäckigkeit, von der er während seines ganzen Lebens beispielhaft Beweis abgelegt hat.

Von Anbeginn setzte er sich für die Freiheit seines Vaterlandes ein und verweigerte selbst die geringste Zusammenarbeit mit dem Feind. Obwohl er seit 1940 eine bedeutende Firma für Holzvergaser leitete – diese Technik ersetzte das im westlichen Europa fehlende Benzin – lehnte er es ab, die Besatzungsarmee von seinen Erfindungen profitieren zu lassen.

In der Folge überschritt er immer wieder in beiden Richtungen und zu allen Jahreszeiten die Landesgrenze zur Schweiz, um dem britischen Geheimdienst in Bern und schweizerischen Stellen strategisch wichtige Informationen zu übermitteln, ungeachtet der grossen Gefahren und trotz drohender Verhaftung und Verurteilung. Er lieferte Auskünfte über Truppbewegungen, Standorte der grossen Einheiten, Unterkünfte von Kadern der deutschen Armee. Um ihn herum stellten Männer und Frauen im ganzen Land pausenlos die Bewegungen des Feindes fest, eines Gegners, den im Gegensatz zu der offiziellen Position Frankreichs alle als den zu besiegenden Feind betrachteten. Diese Tätigkeit erstreckte sich vorerst auf die besetzte Zone und, nachdem die alliierten Kräfte in Nordafrika gelandet waren, auch auf das vorher «freie» Frankreich.

Er entdeckte die von den Deutschen errichteten geheim gehaltenen Abschussrampen der zu trauriger Berühmtheit gelangten VI-Raketen, die von den Küsten im Westen Europas aus London bedrohten, doch Michel Hollard wollte dennoch nie mehr als seine Pflicht geleistet haben. Trotz der auf christlicher Basis beruhenden innigen Beziehung zu seiner Familie, die aus jeder seiner Zeilen hervorgeht, hörte er auch nach dieser Entdeckung nicht auf. In den Augen der Engländer bleibt seine Bedeutung auf immer bestehen.

Seine Geschichte kreuzte sich mit derjenigen von anderen Männern und Frauen: Schweizern und Engländern, denen er seine für die Kriegsführung vitalen Auskünfte lieferte, aber auch mit derjenigen einer grossen Zahl mehr oder weniger anonymer Franzosen – Eisenbahner, Hoteliers, Bauern; einem «moralisch engagierten Frankreich» –, Leuten, die er mit seinem Charisma für den Kampf gegen die Besatzungsmacht wachrufen konnte. Dieses Frankreich, das sich trotz Gefahren und Schwierigkeiten nicht gänzlich unter dem deutschen Joch beugte, geht zuweilen vergessen.

Nachdem er denunziert und im *Café des Chasseurs* bei der *Gare du Nord* verhaftet worden war, wurde er von der Gestapo gefoltert. Trotz der ihm auferlegten Torturen stellte er seine Selbstverleugnung unter Beweis, indem er nicht einen seiner Mitarbeiter verriet. 1944 wurde er in das Konzentrationslager Neuengamme deportiert, wo er die Hölle von Entbehrungen, Misshandlungen und Zwangsarbeit kennenlernte. Doch er liess sich nicht unterkriegen, sondern vereinte mit seinem Glauben und seinem Optimismus weiterhin Männer um sich, denen er die Kraft gab, auf die Befreiung zu warten.

Über die beeindruckende Reihe der heldenhaften Taten Michel Hollards hinaus, über die uns sein Sohn unterrichtet, bleibt mir die tiefe Bescheidenheit dieses Mannes in Erinnerung, der einige Jahre nach dem Krieg zu seinen Kameraden aus der Zeit des Widerstands sagte: «Ihr wart alle von patriotischem Eifer beseelt. Ich habe nur eure Entrüstung gegen die Tyrannei geweckt, die ihr stillschweigend getragen habt.»

So gibt es Leute, deren Leben beispielhaft ist, nicht nur wegen ihres Heldenmuts, sondern ebenso sehr wegen ihrer Menschlichkeit, einer Menschlichkeit, die in Zeiten der Verzweiflung vielen anderen fehlte. Vor diesem Hintergrund ist leicht zu verstehen, weshalb Michel Hollard ein so hohes Mass an Respekt und Bewunderung erreicht hat. Dieser von einem Glauben, einer Energie, aber gleichzeitig von einer so seltenen Feinfühligkeit beseelte Mann verdient für immer die Ehrung durch die Geschichte.

Vorwort des Autors

Die Kapitulation Frankreichs am 21. Juni 1940 wühlte meinen Vater, den Reserveoffizier Michel Hollard, auf. Der Anblick der in den Strassen von Paris defilierenden Besatzungstruppen war ihm unerträglich. Er entschied sich, den Kampf an der Seite der Alliierten weiterzuführen, aber seine familiären Verpflichtungen hinderten ihn daran, General de Gaulle nach London zu folgen. Da es ihm nicht gelang, sich einer der vaterländischen Gruppen anzuschliessen, die dem Vernehmen nach bereits im besetzten Frankreich operierten, stellte er sich eine unabhängige Strategie vor und schuf sein eigenes Geheimnetz.

Nach unzähligen Schicksalswendungen fand er Zugang zu schwer bewachten militärischen Anlagen. Die Deutschen bereiteten eine streng geheime neue Waffe vor. Während Michel Hollard seine Ausforschungen betrieb, verbarg er seine geheimen Aktivitäten weder vor seiner Ehefrau noch vor seinen drei Kindern. Ein solches Zutrauen, das an Leichtsinngrenzt, überrascht. Aber der Familienvater führte ein offensichtlich derart gefährliches Leben, dass das Gesetz des Schweigens seinen Nächsten selbstverständlich war.

Die gigantische Maschinerie, die er entdeckte, hätte den Lauf der Geschichte ändern können. Hitler war der Meinung, mit diesem revolutionären Arsenal über eine Trumpfkarte zu verfügen. Er beabsichtigte, seinen Feinden eine Niederlage zuzufügen, indem er – für den Anfang – die Hauptstadt Englands vernichten wollte.

Florian Hollard, der Sohn Michel Hollards, ist von Beruf Orchesterdirigent. Er leitete während vieler Jahre das Symphonieorchester von Tours und war Dirigent des Chors am *Oratoire du Louvre* in Paris. Als Dirigent hat er sein Land zudem vor zahlreichem Publikum in der ganzen Welt vertreten.

1. Kapitel

Beunruhigendes Treiben

Im Laufe des Sommers 1943 machte ein Agent seines Netzes, der SNCF-Ingenieur Jean-Henri Daudemard, Michel Hollard darauf aufmerksam, dass im Nordwesten Frankreichs merkwürdige Konstruktionen der Deutschen auftauchten. Bei einem Mittagessen in einer Brasserie in Rouen hatte ein Gespräch am Nachbartisch Daudemards Aufmerksamkeit erregt. Die Gesprächspartner waren Unternehmer für öffentliche Arbeiten, welche die Besatzungsarmee verpflichtet hatte, ihr grosse Mengen von Baumaterial zu liefern.

«Unsere Kunden», versicherte einer dieser Männer, «wollen ihre seltenen Bauten so rasch wie möglich beenden. Daher beschäftigen sie unzählige Arbeitskräfte, sowohl Franzosen als auch Ausländer. Dazu kommt, dass ihre Ingenieure höchste technische Anforderungen stellen...»

Seit einiger Zeit liess die Nazipropaganda befürchten, dass innert Kürze mysteriöse Vernichtungsmaschinen in Gebrauch genommen würden, über welche das Reich nach eigener Bestätigung verfügte. Trotz der knappen Mitteilung schien Michel Hollard die Information genügend klar, um eine Unternehmung von grosser Tragweite zu wittern. Er legte alle anderen Angelegenheiten beiseite und richtete sich so ein, dass er die Untersuchung selbst führen konnte.

Wie konnte er in Erfahrung bringen, wo diese rätselhaften Baustellen waren? Seine Einbildungskraft gab ihm eine raffinierte Strategie ein. Ausgerüstet mit einem Sortiment religiöser Broschüren und moralischer Traktate bestieg er den Zug nach Rouen. Zu seinem Gepäck gehörte auch sein kleiner Pfadfinderkompass, der ihm bei seinen Erkundungen schon oft nützlich gewesen war. Er gab sich als Delegierter einer gemeinnützigen Organisation aus und klopfte beim Büro des Sozialamts in der Haupt-

stadt der Normandie an. Dort zeigte er seine Muster von tugendhafter Literatur und erklärte seinen Wunsch, mit den jugendlichen Angestellten auf den grossen Bauplätzen in Verbindung zu treten. Die entwurzelten jungen Arbeiter seien wegen ihres hohen Verdienstes sicher anfällig auf gefährliche Versuchungen!

Der Beamte liess sich von diesem Vorwand überzeugen, mindestens schien es so. Vielleicht erriet er die List, täuschte aber stillschweigend einverstanden guten Glauben vor. Jedenfalls lieferte er eine Liste mit der Lokalisierung einiger dieser «Spezialkonstruktionen» in der näheren Umgebung.

Auf der Toilette im Bahnhof Rouen wechselte Michel Hollard seine Kleider, kam in den Kleidern eines Arbeiters aus der Kabine heraus und gab bei der Gepäckaufbewahrung seinen Koffer mit der Stadtbekleidung ab. Nach einer halbstündigen Bahnfahrt stieg er in Auffay mit umgehängtem Brotsack aus dem Zug. Er erkundigte sich bei mehreren Einwohnern des Orts, doch sei es aus Nichtwissen oder aus Misstrauen, niemand erklärte sich imstande, ihn über die mutmasslichen geheimen Arbeiten zu informieren. Er war aber sicher, dass ihn der Beamte im Arbeitsamt nicht leichtfertig informiert hatte. Da seine Beharrlichkeit bis zur Verbissenheit gehen konnte, stellte er es sich zur Aufgabe, systematisch die ganze Umgebung abzuklopfen.

Auffay war Zentrum eines Strassennetzes, er verfolgte während vierzig Minuten eine Strasse und suchte mit den Augen die Umgebung ab, ohne Resultat. Zurückgekehrt an den Ausgangspunkt, suchte er wiederum vergeblich in einer anderen Richtung. Die dritte von ihm abgesuchte Strecke führte ihn zum Weiler Bonnetot-le-Faubourg. Nach beinahe vier Kilometern auf dieser Achse war er im Begriff, eine Kehrtwendung vorzunehmen, als er ein entferntes Murmeln hörte. Mit erneutem Eifer verfolgte er seinen Weg, während das seine Schritte begleitende leichte Geräusch immer stärker wurde. Bald entdeckte er eine Menge von Arbeitern, die mit Spaten und Hacken innerhalb einer grossen Einzäunung ar-

beiteten. Zum Widerhall ihrer Graberei kam der Lärm von Betonmischern und das Geknatter eines unaufhörlichen Motorenlärms von Baumaschinen.

Der mehr oder weniger rechteckige Bauplatz mass in seiner grössten Länge etwa vierhundert Meter. Er enthielt ein Gewirr von Wegen, die bereits zementiert waren und vermutlich bestimmt waren für eine Reihe von im Entstehen befindlichen Bauten. Deutsche Militärs zogen durch die Anlage, und zahlreiche Wachen beobachteten die Umgebung. Die Hoffnung, ohne Bewilligung zu diesem derart stark geschützten Gelände Zugang zu erhalten, schien utopisch. Unmöglich war es, blosser Neugierde zu zeigen. Selbst ein brüskes Zurückweichen hätte Verdacht erregt. Zwingend war also, vorwärts zu machen.

Die Vorsehung stellte dem Wanderer eine an der Strasse liegen gebliebene, verlassene Schubkarre zur Verfügung. Er versteckte seinen Brotsack rasch im Gebüsch, bemächtigte sich der Karre und schob sie ruhigen Schritts in das Innere des Bauplatzes. Die Wachen sahen ihn, aber reagierten nicht. Er durchquerte ein kompliziertes Netz von zementierten Wegen und Plätzen, beobachtete mehrere Andeutungen von Forts oder Kasematten unterschiedlicher Grösse, näherte sich einer Gruppe von Hilfsarbeitern, die Bausteine transportierten, und bot ihnen seine Hilfe an, was diese nicht zu erstaunen schien. Er wandte sich an einen von ihnen und riskierte es, ihn zu fragen, ob er wüsste, was der Zweck des ganzen Werks wäre. «Die ‚Grüngrauen‘ (*verts-de-gris* war einer der Spitznamen für die Wehrmachtsoldaten wegen der Farbe ihrer Uniformen) sagen, das seien Garagen für Lastwagen», antwortete der Mann ausweichend, in einem Ton, der seinen Unglauben verriet. Für alle war der im Begriff befindliche Bau mehr als verdächtig, doch wusste niemand, wozu er dienen sollte.

Michel Hollard bemerkte bald, dass die Arterien dieses Labyrinths mit grosser Präzision auf eine bestimmte Richtung hinliefen. Zwischen zwei Reihen von exakt parallelen Leitpfosten war eine Richtschnur über hundert Meter ausgesteckt. Leicht ansteigend erreichte sie die äusserste Grenze des Bauplatzes. Eine auf diese Art gespannte Schnur dient offensichtlich als Leitlinie, überlegte sich der forschende Ingenieur sofort.

Eine solche Konstruktion ist unentbehrlich, wenn man eine heikle Richtungslinie erreichen oder präzise fixieren will.

Trotz der Anwesenheit mehrerer deutscher Wachen, die aus einer gewissen Distanz aufpassten, und einer Equipe von Maurern bei den in der Nähe liegenden Anlagen wagte sich der heimliche Besucher näher an diese Einrichtung heran. Die Bewegungen der einen wie der anderen beobachtend, benutzte er einen ihm günstig scheinenden Augenblick, um sich auf der Achse dieses Dispositivs zu platzieren, am Anfangspunkt der Richtschnur. Aus einer plötzlichen Eingebung heraus beging er eine der wagemutigsten Verrücktheiten. Er bückte sich, wie wenn er die Schnürsenkel neu binden müsste, blieb etwa zehn Sekunden in dieser Haltung, die Zeit, die nötig war, um mit seinem Kompass die magnetische Orientierung der Einrichtung aufzunehmen.

Bevor er den Rückzug antrat, begab sich der angebliche Hilfsarbeiter auf die nahe gelegene Toilette. Hier traf er einen Vorarbeiter, dem er dieselbe Frage stellte wie seinem früheren Gesprächspartner. Dieser entgegnete, das sei auch für ihn ein Rätsel. «Wir arbeiten aufs Unbestimmte, ohne Gesamtplan. Die deutschen Ingenieure, misstrauisch und kurz angebunden, geben ihre Anordnungen mit dem ‚Tropfenzähler‘. Darüber hinaus verpflichten sie uns laufend, unsere Arbeit zu beschleunigen.» «Wissen Sie von anderen Baustellen, die dieser ähnlich sind?» «Wissen Sie denn nicht, dass es wimmelt von solchen Konstruktionen?» «Wo genau hat es denn solche, zum Beispiel?»

Ohne Argwohn gab ihm der Mann einige dieser Orte an. Mit der Zeit begannen die Fragen den etwas naiven Arbeiter doch stutzig zu machen, sodass der Befrager es für höchste Zeit erachtete, sich davonzumachen. Indem er die kostbare Schubkarre ergriff, verließ er den Ort problemlos, fand seinen Brotsack wieder und begab sich erleichtert aufatmend auf den Rückweg.

(Im März 2004 wurde ich vom Landbesitzer in Bonnetot-le-Fau-bourg, M. François Delacroix, empfangen. Dessen Eltern hatten schon

1943 in der Nähe gewohnt. Spuren der Installationen, die Michel Hollard seinerzeit entdeckt hatte, waren noch gut zu ersehen. Anm. des Autors).

Ein auf Dauer gemietetes Zimmer in einem kleinen Pariser Hotel in der Nähe der *Gare de Lyon* diente dem Chef und den Adjutanten des Netzes *Agir* als Hauptquartier, Zufluchtsort und Briefkasten. Michel Hollard schloss sich hier ein und legte seinen Kompass auf eine am Boden ausgebreitete Landkarte. Natürlich waren seine Beobachtungen zu dieser Zeit noch ungenügend, um in seinem Geist mehr als Hypothesen wachzurufen. Er fand jedoch heraus, dass die Verlängerung der Richtschnur auf das Zentrum von London zeigte.

(Das Zimmer befand sich im *Hôtel d'Annecy*, 207, *Rue de Bercy*, *Paris 12^e*. Das Hotel existiert nicht mehr, vor dem an dieser Stelle errichteten neuen Haus erinnert jedoch eine Stele an die zwanzig Märtyrer des Netzes *Agir*. Bis zu seinem Lebensende legte Michel Hollard hier jedes Jahr zur Erinnerung an seine verschwundenen Kameraden einen Kranz nieder. Er versäumte es nie, diese jährliche Zeremonie in Anwesenheit der immer kleiner werdenden Zahl der Überlebenden seiner Gruppe zu organisieren. Ab 1990 sahen ihn die Nachbarn der Gedenkstätte häufig auch sonst kommen, trotz seines hohen Alters allein, um für seine Toten Blumen niederzulegen.)

2. Kapitel

Die Wiege einer Berufung

«Von meiner Jugend an habe ich in Glückseligkeit gelebt», sagte mir 1988 mein Vater, der damals im Alter von neunzig Jahren stand, aber immer noch geistig lebendig und unglaublich energiegeladen war. «Die Welt, die sich mir offenbarte, hat mich nie enttäuscht. Das geht so weit, dass ich, wenn ich morgens aufwache, oft meine, der glücklichste Mensch auf Erden zu sein.» «Sogar nach all den erlittenen schlimmsten Leiden?» «Ich habe mich oft derartig ereifert, dass mir diese zauberhafte Vision meiner jungen Jahre an düsteren Tagen vorübergehend abhandengekommen ist. Aber ich habe mich immer rasch gefasst und festgestellt, dass das Leben doch noch schön ist und dass die besten Momente über die schlechten obsiegen!» «Trotzdem ist dein Optimismus aussergewöhnlich. Woher hast du dieses Privileg?» «Ich vertraute immer meinem guten Stern. Doch will ich den Einfluss der familiären Umgebung nicht abstreiten. Die Welt, die mich meine Eltern entdecken lehrten, hat mir ein Kapital an Glück beschert, das mein kostbarstes Erbe ist. Und mein heutiges Heim beglückt mich weiter.»

Michel Hollard wurde am 10. Juli 1898 in Epinay-sur-Seine geboren. Er war der zweite Sohn des Professors Auguste Hollard und dessen Gattin, Pauline, geborene Monod. Auguste Hollard, Doktor der Wissenschaft, war ein bedeutender Chemiker, ein Kollege von Henri Becquerel, Pierre und Marie Curie, Paul Langevin. Vorfahren sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits kamen aus der Schweiz. Man wird in der Folge erfahren, dass diese entfernten familiären Verbindungen mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft ihm eine wertvolle Hilfe waren. Zur nächsten Verwandtschaft von Michel Hollard gehörten der Erfinder und Humanist Théodore Monod, ein Vetter von ihm, sowie zwei zukünftige No-

belpreisträger der Medizin, Jacques Monod und Daniel Bovet. Neben ihren spezifischen Fähigkeiten besaßen alle diese Männer die gleichen Tugenden: Grosszügigkeit, Mut, Hartnäckigkeit. Strenge war unleugbar familiäre Pflicht. Das bedeutete, dass das Recht auf Glück nicht zu erwerben war ohne Beitrag zur Hilfe und zur Nächstenliebe. Redlichkeit und Pflichtgefühl duldeten keine Abweichung.

Durch seine Unerschrockenheit erregte der junge Knabe gleichzeitig die Bewunderung und die Beunruhigung seiner Umgebung. Eine seiner Verrücktheiten, würdig eines Till Eulenspiegel, gibt eine Idee seines frühzeitigen Muts. Entschlossen, seinen fünf Schwestern einen Beweis seines Muts abzulegen, bot er ihnen ein «Ferien-Spezialschauspiel» an. Seine Absicht war, die Stärke von Wespenstichen mit denen von Bienenstichen zu vergleichen. Unter den Augen der zu Tode erschrockenen Mädchen liess er sich freiwillig durch die in seinen Fäusten gefangenen zwei Insekten angreifen!

Von Jugend auf war er materiellen Verführungen gegenüber gleichgültig. Wie Diogenes verabscheute er die Grossspürigkeit und stellte im Alltag geringe Ansprüche. Dessen Beispiel folgend zog er den Sonnenstrahl jedem Gold der Welt vor. Weltliche Güter übten auf ihn nur einen Nebeneffekt aus, sein mangelndes Interesse an ökonomischen Belangen und dem materiellen Wert der Dinge war für seine Umgebung sprichwörtlich. Seine Bezugspersonen, sowohl soziale als berufliche, nützten das allzu oft aus.

Als überzeugter Christ hatte er immer eine Auswahl von Bibelziten im Gedächtnis. In den schlimmsten Stunden der Deportation sprach er seinen Kameraden mit den ihrer Verzweiflung am besten entsprechenden Versen zu.

Zu der ungewöhnlichen Verbindung von physischen, praktischen und intellektuellen Fähigkeiten, von denen er seit seiner Kindheit Zeugnis ablegte, kam eine gewisse Selbstverleugnung hinzu. Wenn er Ungerechtigkeit entdeckte, die zum Unglück anderer ausfiel, prangerte er das an, erwies sich aber barmherzig bis zum Ende seiner Tage. Im Alter zeigte er eine zweifellos übertriebene Grossherzigkeit. Als 91-Jähriger wurde er

zusammen mit seiner Frau Opfer eines gewalttätigen Überfalls. Nachdem die Polizei den Missetäter, einen Spezialisten für Gewalt gegenüber alten Leuten, verhaftet hatte, lehnte er es ab, Klage zu erheben, er meinte, dieser sei erbarmenswert und unzurechnungsfähig.

Nie war er auf der Seite der Angreifer. Als Gegner jeder Form von Gewalt erachtete er Spielzeugwaffen in den Händen seiner Kinder als unerwünscht, ebenso Bleisoldaten oder andere kriegerische Symbole.

Unter keinen Umständen empfand er Hass gegen seine Gegner. In beiden Weltkriegen kämpfte er nicht gegen den Deutschen als solchen. Im Gegenteil, das germanische Wesen kultureller und geistiger Art begeisterte ihn. Mitspielen mochte dabei, dass durch seine Grossmutter väterlicherseits deutsches Blut in seinen Adern floss. Im Kampf, an dem er teilnahm, suchte er nicht die Leute, sondern die Doktrin zu ändern.

Die in England durch Lord Baden Powell geschaffene Pfadfinderbewegung wurde auch in Frankreich eingeführt und übte auf den Heranwachsenden einen dauernden Anreiz und Einfluss aus. Die Zugehörigkeit zu einer Pfadfindertruppe trug zur körperlichen und moralischen Bildung des jungen Mannes bei. Später, nicht ohne Humor, gemischt mit Rührung, rief er sich gelegentlich das Symbol des Pfadfinderstocks in Erinnerung, bei dem es in Anlehnung an La Fontaine heisst: «Ich breche, aber ich biege mich nicht.» Und während seines ganzen Lebens gab er Anwendungsbeispiele der berühmten Devise «Allzeit bereit».

Die Praxis des Pfadfinderlebens lehrte ihn, sich unter allen möglichen Umständen zu helfen zu wissen. Sie führte ihn nicht zuletzt in den Gebrauch des Kompasses ein, des Geräts, das sich bei seinen Forschungen und historischen Entdeckungen als wesentlich erweisen sollte.

Noch im Schulalter hatte Michel Hollard gehofft, literarische oder musikalische Studien ergreifen zu können. Phantasie, verbunden mit poetischem und kulturellem Gefühl, waren die dafür notwendigen Trümpfe. Aber die Kriegserklärung von 1914 überraschte ihn am Vorabend seines sechzehnten Geburtstags und machte seinen Traum zunichte. Sein patrio-

tisches Feuer war bereits lebhaft, das Beispiel seines älteren Bruders Vincent, auch er ein leidenschaftlicher Patriot und zukünftiger Held – er fiel später auf dem Feld der Ehre – bewog ihn, sich so rasch wie möglich in Frankreichs Dienste zu stellen.

Dieser vorzeitige Drang war, wie sich zeigte, nicht vereinbar mit der Weiterverfolgung seiner Ausbildung. Michel Hollard sollte erst nach dem Waffenstillstand von 1918 an die Schulbank zurückkehren. Die früheren literarischen oder musikalischen Absichten begrub er endgültig.

In die Armee konnte er erst mit siebzehn Jahren eintreten, aber weil er wie ein Vollblutjüngling seine Ungeduld nicht zügeln konnte, schrieb er sich provisorisch beim militärischen Roten Kreuz als Krankenpfleger ein. Endlich kam die Stunde, da er sich bei der Aushebungskommission melden konnte. Doch ach, sein Körper wurde als zu jugendlich erachtet. Die ungenügende Entwicklung seiner Körperbehaarung hatte zur Vertagung des Entscheids beigetragen! Durch diese Begründung in seinem jugendlichen Stolz getroffen, führte der zu Scherzen aufgelegte Kandidat eine groteske Szene auf. Bei der zweiten Vorstellung vor dem Aushebungsarzt nickte dieser zustimmend schmunzelnd: Der junge Mann hatte seine Nacktheit mit den Haarlocken einer Puppe seiner Schwester bekränzt! Noch drei Vierteljahrhunderte später freute sich der immer noch zu Streichen aufgelegte Veteran über seinen Schülerwitz.

Er war überzeugt, dass seine langsame körperliche Entwicklung ihm eine überdurchschnittliche Langlebigkeit verschaffen würde. Dazu trug auch bei, dass er frühzeitig die Gewohnheit aufnahm, seine Muskeln mit täglichen Übungen zu stärken. Während seines ganzen Lebens beachtete er diese körperliche, aber auch moralische Disziplin. Dadurch erzielte er eine grosse Widerstandskraft, ohne die er die vielen Belastungen, welche ihm die beiden Kriege und die Deportation auferlegten, nicht überstanden hätte.

3. Kapitel

Held mit neunzehn Jahren

Der zum Waffendienst zugelassene, zur Wahl der Waffengattung eingeladenene neue Rekrut wählte die Infanterie. Der zukünftige Infanterist sah hier in der vordersten Linie den besten Weg, den eindringenden Feind von der Grenze abzuweisen. Doch bevor er sich in den Kampf stürzen konnte, musste er das militärische Handwerk lernen, eine Ausbildungsphase absolvieren. Da 1915-1916 der Krieg immer heftiger tobte, wurde die Ausbildung beschleunigt. Dem Neuling schien sie allerdings lange.

Als Soldat wurde Michel Hollard dem 5 Isten Regiment der Infanterie zugeteilt; dort dauerte es nicht lange, bis er auffiel. Fast sofort wurde er zum Gefreiten befördert und zeigte bei den heftigen Kämpfen im Gebiet von Saint-Quentin – der Märtyrerstadt, deren Kirche er brennen sah – seinen Einsatzwillen. Als ein Hagel von Granaten eine allgemeine Flucht vom Kampffeld zur Folge hatte, weigerte er sich, seinen Platz zu verlassen. Allein zurückgeblieben im Stahlgewitter, rettete er einen Platz, der nur wenige Meter vom gegnerischen Schützengraben entfernt war. Für diese Heldentat wurde er mit dem «bronzenen Kriegsverdienstkreuz» ausgezeichnet. Erstaunt darüber, meinte er, er habe ja nur seine Aufgabe der normalen Überwachung wahrgenommen.

Seine Vorgesetzten fanden ihn würdig für die Aspirantenschule. Dank seines glänzenden Erfolgs wurde er einer Gruppe von Männern zugeteilt, die zum grössten Teil älter und erfahrener waren als er. Bald einmal merkte er, dass das Verhalten der Truppe ihm gegenüber je nach den äusseren Umständen stark unterschiedlich war. In der Ausbildungsphase war er als einziger Freiwilliger unter regulär Verpflichteten auf Verständnislosigkeit, wenn nicht sogar auf Feindseligkeit gestossen. Schlechtma-

cher hatten ihm Übereifer vorgeworfen und ihm dumme Beleidigungen zugefügt. Seine mutigen Taten, zusammen mit einer zugleich bestimmten wie auch verständnisvollen Autorität, die er nun ausstrahlte, flössten seinen Leuten einen Respekt ein, der bis zur Verehrung gehen konnte. Seine Kameraden von gestern, die seit Langem den Wert des neuen Aspiranten kannten, unterzogen sich willig seiner Führung.

Das Kriegsende wurde grausam überschattet durch den Tod von Vincent, dem ältesten Sohn der Familie. Auch Vincent Hollard war Freiwilliger gewesen, Aspirant wie sein jüngerer Bruder, hatte sich heldenhaft hervor getan und war ebenso mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet worden. Am 2. September 1918, das heisst einige Wochen vor Beendigung der Feindseligkeiten, hatte Vincent Hollard seinen Eltern folgende Botschaft zukommen lassen: «Wenn diese Zeilen Euch erreichen, heisst das, dass ich gerufen worden bin, mein Leben für mein Land zu geben. Bitte überlasst Euch nicht dem Kummer; was mich betrifft, so habe ich schon vor langem diesem meinem Opfer zugestimmt. Meine Stunde ist gekommen, wenn Gott es bestimmt hat. Das Leben ist nur lebenswert, wenn es in einem Moment grösster Harmonie besteht, einer Harmonie, welche die einzige und seltenste Schönheit ist. Mit Henri Gounelle wiederhole ich: Die Schönheit des Lebens ist wertvoller als das Leben selbst. Seien wir also gross, seien wir stark, wenn diese einzigartige Gelegenheit sich zeigt. Ich drücke Euch alle an mein Herz. Seid glücklich, meine Lieben, wie Ihr es sein sollt. Adieu. Nein, auf Wiedersehen!»

(Henri Gounelle war ein bekannter Schriftsteller und Dichter mit einem Edelmut, der für die Zukunft viel versprach. Er starb am 21. Juni 1915, auch er auf dem Feld der Ehre. Sein Name ist auf dem Pantheon in Paris, an der Sorbonne und im Lyzeum Louis-le-Grand verewigt. Michel Hollard wird später seine Schwester, Yvonne Gounelle, heiraten. Der zweite Sohn von Michel und Yvonne Hollard wird auf den Namen Vincent getauft.)

Nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands am 11. November 1918 entscheidet sich Michel Hollard, die Armee zu verlassen, obwohl ihm eine Karriere darin vorgeschlagen wird. Der Friede scheint für lange Zeit gesichert, nach den Feindseligkeiten erachtet der ehemalige Kriegsteilnehmer seine Zugehörigkeit zum Militär nicht mehr als gerechtfertigt.

Die Wiedereingliederung in die Gesellschaft, wieder das Gleichgewicht zu finden in einer plötzlich banal gewordenen Welt, wird zur Herausforderung für diesen von Energie strotzenden Mann. Der Krieg hat den Schwung einer ganzen Generation geknickt. Die Behörden fühlen sich verpflichtet, einer Jugend, welche die Ereignisse aus den Schulklassen vertrieben hat, zu helfen. Daher erlaubt die *École Nationale des Arts et Métiers* einer Auswahl von ehemaligen Soldaten die Absolvierung von beschleunigten Schulkursen. Dank dieser Massnahme kann Michel Hollard von der Ausbildung an dieser berühmten Institution profitieren, er verlässt sie als diplomierter Ingenieur. Bei der Armee wird er zu Wiederholungskursen aufgeboten und erreicht in der Folge den Grad eines Leutnants und darauf eines Hauptmanns der Reserve.

4. Kapitel

Verweigerung der Niederlage

Bei der Generalmobilmachung von 1939 wird Michel Hollard entgegen seinem Wunsch nicht zu einer Kampfeinheit eingeteilt. Die Armee zieht es vor, ihm eine seiner Eigenschaft als Ingenieur angepasste Stellung beim *Centre d'Études de Mécanique, Balistique et Armement* anzuvertrauen. Diese Funktion übte er im Raum Paris aus, während die Seinen sich beim Schwiegervater in den Cevennen einfanden.

Seine ortsgebundene Tätigkeit verhinderte während mehrerer Monate, dass er sich des Ernstes der Lage bewusstwurde. Trotz des anhaltenden Vorstosses der deutschen Kräfte wollte er im Mai 1940 noch nicht an die Katastrophe glauben. Sogar der Auszug eines Teils der Bevölkerung nach dem Süden Frankreichs liess ihn die Hoffnung nicht verlieren. Schliesslich kam der Tag, da das Personal seiner Dienstgruppe aufgefordert wurde, sich in eine Fabrik in Tulle im Departement Corrèze zurückzuziehen. Alle verfügbaren Fortbewegungsmittel wurden im Sturm genommen. Lange bevor sie sich in Bewegung setzten, waren die Züge überfüllt, findige Köpfe zögerten nicht, sich aussen an den Wagen festzuklammern, auf den Trittbrettern, auf den Treppen, den Puffern und manchmal sogar auf den Dächern. Die Strassen waren überschwemmt von ähnlich überladenen Fahrzeugen. Michel Hollard erhielt den Eindruck, einer gewissermassen allgemeinen Kapitulation beizuwohnen, was ihn aufs Tiefste erschütterte. Er sträubte sich dagegen, den Zusammenbruch der französischen Armee einzugestehen, bis er das ungeordnete Zurückweichen der militärischen Kolonnen mit eigenen Augen sah.

Als er sich zum Auszug gezwungen sah, stand kein Fahrzeug mehr zur Verfügung, nicht einmal ein Fahrrad. Er musste Paris daher zu Fuss

verlassen. Als einziges Gepäck nahm er nebst seiner Ingenieursmappe einen Umhängesack mit einigen persönlichen Effekten mit.

Die Evakuierung der Bevölkerung des Nordens von Frankreich und der benachbarten Länder in den Süden Frankreichs ist mit dem biblischen Auszug verglichen worden. Für Michel Hollard war die weite Reise zu Fuss eher eine moralische als eine physische Prüfung. Er fühlte sich zu tiefst verletzt durch den Untergang des Landes. Einziger Trost war ihm die Gewissheit, dass die Seinen den bestmöglichen Unterschlupf hatten, eine Oase des Friedens, zuhinterst in ein Tal der Cevennen eingebettet. Für den Moment fürchtete er für sich selbst weder Anstrengung noch Gefahr, sein Streben ging nur dahin, sich wieder mit ihnen zusammenzufinden, um zusammen mit seiner Frau über das weitere Verhalten zu beschliessen.

Er bewegte sich inmitten einer Vielzahl von entwurzelten Fussgängern. Weil er beobachten konnte, dass die meisten dieser guten Leute schwächer waren als er, hielt er sich bereit, allen, die in Schwierigkeiten waren, zu helfen. Gleichzeitig wusste er aber aus früherer Erfahrung, dass eine in Panik geratene Masse unberechenbar sein konnte.

Als die Menschenflut sich Artenay, einem Ort in der Nähe von Orleans näherte, war von Weitem ein Flugzeug zu sehen. Es schien fürs Erste so klein, dass man es für einen Aufklärungsfieger hielt, und damit vorerst für gefahrlos. Da sich jedoch drei verdächtige Objekte davon lösten, warf sich die Menge zu Boden. Wenig später gab es zwei Explosionen, es folgten Schreie, dann wurde es ruhig. Von den drei Bomben explodierte eine neben einer Frau, die sofort tot war. Die zweite traf einen jungen Mann, der Blut verlor und zusammenbrach. Der frühere Sanitäter Michel Hollard leistete dem Unglücklichen mit behelfsmässigen Mitteln die notwendige erste Hilfe. Er bettete das Opfer an den Strassenrand, doch vergeblich versuchte er, vorbeifahrenden Automobilisten die Situation begreiflich zu machen. Diese gaben vor, nichts zu sehen. Lange musste er warten, bis schliesslich ein Militärfahrzeug anhielt und der Fahrer sich bereit erklärte, den Verwundeten in das Spital zu bringen. blieb die dritte Bombe, die nicht explodiert war und deren Absturzstelle

er geortet hatte. Er näherte sich ihr und entschied, die Lage behelfsmässig zu signalisieren. Zu diesem Zweck verfertigte er mittels eines am Boden gefundenen Tuchs, das er an einen Stecken band, eine Art Fahne. Während er daran war, diese einfache Sicherheitsflagge einzustecken, näherte sich eine Schar von aufgeregten Schreienden. Für diese musste er ein Veräter sein, der der gegnerischen Luftwaffe mit Signalen Zeichen gab.

Sie ergriffen ihn, beschimpften ihn und rissen ihm die Kleider vom Leib. Er konnte kein Wort zu seiner Verteidigung vorbringen. In der ihm entrissenen Brieftasche fand einer der Typen das Foto eines Verwandten, dem eine Haarsträhne ungeschickterweise schräg über die Stirn lief, was einen bedauerlichen Vergleich zur Folge hatte. «Bewundert hier seinen Meister», schrie er und riss ihn mit Hilfe eines anderen Fanatikers zu Boden. Glücklicherweise nahte eine militärische Patrouille, die auf die Szene aufmerksam geworden war. Der Beschuldigte verdankte seine Rettung der Initiative eines Unteroffiziers, der sich für die Angelegenheit verantwortlich erklärte. Immer noch wütend beruhigten sich die Zivilisten erst, als sie annahmen, ihr Sündenbock mit geheimem Auftrag sei nun verhaftet worden.

Die Soldaten zerstreuten die aufgeregte Menge und erlaubten dem unglücklichen Gefangenen, sich zu rechtfertigen. Für den Offizier der Reserve war es nun eine Sache unter Militärs. Ohne seine Ruhe zu verlieren, fand er die Worte, diese Männer, welche im ganzen Durcheinander ruhig Blut behielten, von seinen guten Absichten zu überzeugen.

Seiner Strasse Richtung Süden folgend, kam er nach Orleans, das eben erst bombardiert worden war. Mehrere Häuser waren Opfer der Flammen geworden. Einwohner befürchteten, sie seien hier in einer Mausefalle eingeschlossen. Da er einen durchführbaren Evakuationsplan erkundet hatte, diente er etlichen Personen, die unter Schock standen, als Führer. Diese Rolle auferlegte ihm ein Hin und Her durch düstere Quartiere. Sein Verhalten musste bei verwirrten Naturen, die offensichtlich unter Psychose standen, Verdacht erregen. Da er eine Wiederholung des unglücklichen Abenteuers bei Artenay befürchtete, stahl er sich rechtzei-

tig weg und gewann wiederum das offene Land. Die zwei an diesem Tag durchgemachten Erfahrungen lehrten ihn, dass selbstlose Initiativen Misstrauen wecken und von in Panik geratener Menge falsch aufgefasst werden können.

Während dieser turbulenten Reise schlief Michel Hollard meist in Scheunen oder anderen zufälligen Unterschlupfen. Das Wetter war mild, ohne weitere Zwischenfälle erreichte er Tulle, wo ihn seine Kameraden herzlich empfangen.

Die Direktion lud ihn ein, seine Arbeit wieder aufzunehmen. «Aber um was für eine Arbeit kann es sich denn jetzt noch handeln?», fragte er. Man entgegnete ihm, sie unterständen alle der militärischen Verwaltung, niemand brauche sich also um sein berufliches Fortkommen zu sorgen. Eine derartige Ungewissheit über die Art seiner zukünftigen Tätigkeit erfüllte ihn mit Unruhe. Er erhielt Urlaub, um sich mit seiner Familie in den Cevennen zu vereinigen.

So machte er sich also auf den Weg, diesmal aber mit einem geliehenen Fahrrad, einem sehr alten Gefährt ohne Bremsen und mit starrer Radkette. Dieses originelle «Risikogestell» erlaubte ihm immerhin, ohne grössere Schwierigkeiten nach Gornières zu gelangen. Gornières ist ein altes Dorf in der Nähe des Mont Aigoual und der Senke von Navacelles, hinten im Tal der Vis, eines Nebenflusses des Hérault. Die Vorfahren von Yvonne Hollard hatten hier während Generationen ihre Kinder grossgezogen. In diesem Paradies, so abgelegen, dass man sich vor den Konflikten der Welt geschützt fühlte, bangten drei Generationen um das Schicksal des Reisenden. Die Verbindungsmittel waren so schlecht geworden, dass fast alle Informationen versiegt waren. Umso lebhafter war die Freude über die überraschende Ankunft des Gatten, Vaters und Schwiegersohns.

Die Ankündigung des Waffenstillstands bestätigte den Zusammenbruch Frankreichs. Michel Hollard opferte mehrere Wochen auf der Suche nach einer Anstellung in der sogenannten «freien» Zone. Da er keine zufriedenstellende Beschäftigung fand, musste er sich damit abfinden, mit seiner Familie nach Paris zurückzukehren, obwohl dort der Feind war. Das *Centre d'Études de Mécanique, Balistique et Armement* hatte

sich inzwischen wieder in Paris installiert. Bei einem Besuch bei seinem Direktor erfuhr Michel Hollard von seiner Beförderung an einen höheren, angesehenen und einträglichen Posten. «Aber für wen arbeiten Sie denn nun?», erkundigte er sich. Der Direktor antwortete sichtlich verlegen: «Wir müssen uns natürlich der Besatzungsautorität unterstellen.» «So haben Sie sich also um 180 Grad gedreht! Es ist nicht meine Gewohnheit, meinen Kurs wie eine Wetterfahne zu wechseln. Nehmen Sie bitte Kenntnis von meinem Austritt!»

Nach diesem erneuten «Urlaub» rief sich Michel Hollard, der nun von allen Einkünften entblösst war, die Verse von Rudyard Kipling in Erinnerung:

*If you can meet Triumph
and Disaster
and treat those two impos-
tors*

*Wenn Du Triumph
und Katastrophe begegnen kannst
und mit diesen beiden Schwindlern
gleicherweise umgehst;*

*If you can keep your
head
when all about you
are losing theirs*

*Wenn Du kühles Blut bewahren
kannst,
obwohl alle um Dich herum
ihren Kopf verlieren*

*Yours ist the Earth
and everything that's in
it,
and – which is more -*

*Dann gehört Dir die Welt
und alles, was darin ist,
und – was mehr wert ist –
Du wirst ein Mann sein, mein Sohn!*

5. Kapitel

Überleben und Herausfordern

Die deutsche Armee begann damit, sich die lokalen Industrien in den eroberten Ländern zu unterstellen. Die Bemühungen gingen dabei dahin, sich deren Personal hörig zu machen.

Etliche Leute gaben deshalb ihre Stelle auf, gleich, wie das Michel Hollard tat, aber die meisten führten ihre Arbeit weiter. In dem allgemeinen Durcheinander liessen sie die Köpfe hängen. Schlimmer war, dass gewisse Unternehmer sich nicht scheuten, sich im Geschäft mit den Besetzern zu bereichern.

Der Ingenieur entschied sich aus freien Stücken für die Arbeitslosigkeit. Ohne Hoffnung auf die geringste Hilfe riskierte er damit, sich aller Mittel zu entblößen. Eine reiche Bekannte, welche ihre Sympathie zum Vichy-Regime nicht verhehlte, kritisierte ihn dafür in aller Öffentlichkeit. Gleichzeitig bot sie ihm ostentativ ein Almosen an, das er natürlich ablehnte. Doch verlor er keinen Augenblick, sich nach einer neuen beruflichen Herausforderung umzusehen, stellte aber bald einmal fest, dass er mit seinen beruflichen Qualifikationen Gefahr lief, auch an einer neuen Stelle mit dem Feind Zusammenarbeiten zu müssen.

Im familiären Kreis zeigte er sich zuversichtlich und bemühte sich, seine Frau zu beruhigen. Indem er seine eigenen Bedenken unterdrückte, bestätigte er ihr im Beisein ihrer Kinder: «Um zu überleben, braucht das französische Volk mit Sicherheit Techniker und Ingenieure mit meinen Spezialkenntnissen. Sei ohne Sorge, meine Liebe, die Bemühungen, die ich unternemen werde, können nicht umsonst sein. Es gibt mit Sicherheit auch zuverlässige Inserenten. Meine Referenzen und mein Einsatzwille sind überzeugend, und meine Hartnäckigkeit kennst du ja.»

Nach etlichen vergeblichen Vorstellungen wurde sein Einsatz

schliesslich belohnt. In einer der grossen Pariser Tageszeitungen erschien die Anzeige eines Industriellen aus Dijon namens Durand, der sich auf die Fabrikation von Holzvergaseren verlegt hatte. Beim sogenannten Holzvergaser handelt es sich um einen Apparat, bei dem das knapp gewordene Benzin für Explosionsmotoren durch die Verbrennung von Holzkohle ersetzt wird.

Durand hatte die *Société des Gazogènes Autohloc* gegründet und wollte im Raum Paris eine Filiale eröffnen. Seine Anzeige liess erkennen, dass er einen Vertreter suchte, der sich sowohl über gründliche technische Kenntnisse ausweisen als auch mit Automobilen auskennen sollte. Michel Hollard kam zum Schluss, dass dieses Anforderungsprofil auf ihn zutraf, sodass er noch gleichentags sein Bewerbungsschreiben vorbereitete. Schon wollte er das Dossier in den Postbriefkasten einwerfen, als er es sich anders überlegte. «Ich habe keine Minute zu verlieren», rief er aus. «Ich muss unbedingt den nächsten Zug nach Dijon erreichen. Im direkten Kontakt habe ich bessere Aussichten, zu überzeugen.»

Als Herr Durand am nächsten Tag den grossen Stoss Korrespondenz durchsah, den er auf seine Anzeige erhalten hatte, präsentierte sich Hollard bereits im Sekretariat der Fabrik. Er wurde sofort in das Direktionsbüro vorgelassen. Wie er vorausgesehen hatte, war die Konkurrenz gross. Bei der Vorlage seines Curriculum Vitae unterschlug er nicht, dass seine Demission beim *Centre d'Études de Mécanique, Balistique et Armement* im Zusammenhang mit dessen Zusammenarbeit mit dem Feind stand. Dieser freiwillig gewählte Stellenverlust machte einen positiven Eindruck auf den Fabrikbesitzer, und Hollard kehrte mit einem provisorischen Vertriebsvertrag nach Paris zurück.

Die Resultate liessen nicht auf sich warten. Die Marke Autobloc eroberte rasch die Wertschätzung der Spediteure in der Hauptstadt. Die mit den merkwürdigen Apparaten ausgerüsteten Lastwagen funktionierten fast ebenso zuverlässig wie die mit Benzin betriebenen, auch wenn sie gelegentlich irritierende Launen zeigten! Sie leisteten zum Wohl der Allgemeinheit Frankreichs Dienst, indem mit ihnen vor allem Lebensmittel

und Medikamente verteilt wurden. Niemand trauerte den malerischen Handwagen nach, die früher zu diesem Zweck eingesetzt worden waren.

Nach einigen Wochen zum Generalagenten der Firma Autobloc befördert, sah er sich einem neuen Problem gegenüber, das im Übrigen vorauszusehen gewesen war. Mit der Zunahme der Zahl der mit Holzvergäsern ausgerüsteten Fahrzeuge wurde die Holzkohle knapp. Man musste sich daher damit befassen, den Kunden das Brennmaterial zu liefern, wollte man nicht Gefahr laufen, keine weiteren Apparate mehr verkaufen zu können. Die traditionellen Lieferanten von Holzkohle waren nicht darauf gefasst, eine solche Lawine von Bestellungen zu erhalten. In der Folge begannen die Verbraucher, sich die kostbar gewordene Ware gegenseitig streitig zu machen. Der Markt dafür wurde immer schwieriger. Skrupellose Elemente zögerten nicht, Ware abzuzweigen, im Klartext: Diebstähle zu begehen. So wurde eine von der Pariser Agentur erwartete bedeutende Ladung gestohlen, indem es rivalisierenden Lieferanten gelang, diese bei ihnen abzuladen, nachdem der Transporteur bestochen worden war. Die Filiale führte ihr Geschäft trotzdem weiter, traf aber Vorkehrungen für ein ausgefeilteres Vorgehen mit verschiedenen Anlieferstellen.

Michel Hollard, der mittlerweile gut im Geschäft war, musste sich mit einem weiteren, ernsthaften Problem befassen. Es kam der Moment, da auch bei den Deutschen das Benzin knapp wurde. Zwar korrekt, aber herrisch sprachen deren Techniker bei der Pariser Direktion der Autobloc vor. Gegen eine sehr gute Bezahlung verlangten sie die Ausrüstung einer Anzahl von Fahrzeugen mit Holzvergäsern. Er musste seine Beweglichkeit beweisen, um sie von diesem Vorhaben abzubringen. Nie verletzte der Freiwillige aus dem Ersten Weltkrieg den Grundsatz, den er sich gestellt hatte, jede Zusammenarbeit mit den Besetzern zu verweigern. Im Gegenteil. Da er aus familiären Verpflichtungen nicht versuchen durfte, sich den französischen Truppen in London anzuschließen, wurde sein Vorsatz, eine andere Form des Widerstands zu finden, mit jedem Tag bestimmter.

Die Aufgabe, in waldreichen Gebieten Materialnachschub zu suchen,

inspirierte ihn zu einer Idee, die zunächst unsinnig schien. Obwohl in der verbotenen Zone gelegen, konnte man die bewaldeten Jurahöhen als ein sinnvolles Nachforschungsgebiet bezeichnen. Sollte es ihm gelingen, sich dorthin zu begeben, so würde er es wagen, die benachbarte Schweiz zu erreichen. In diesem Land, mit dem ihn so viel verband, würde er versuchen, die Vertreter Grossbritanniens zu treffen, der Nation, die immer noch im Krieg gegen Deutschland stand, und die – nach seiner Auffassung – noch verbündet war mit dem authentischen Frankreich.

Das Geschäft des Patrioten ging im Frühling 1941 bereits recht gut. Das würde ihm erlauben, nicht nur seine Familie zu erhalten, sondern eine solche Expedition ins Auge zu fassen und auch durchzuführen. Sorgfältig bereitete er die Operation vor. «Dank meiner Ersparnisse ist es mir endlich gelungen, die Mittel zusammenzubringen, um mein Projekt durchzuführen», stellte er mit Befriedigung und einem gewissen Stolz fest. «Monat für Monat konnte ich etwas beiseitelegen, das für meinen geheimen Plan bestimmt ist. Die familiären Ausgaben sind für etliche Wochen gesichert, diejenigen für das Büro ebenso, und meine Sekretärin, Frau Boulanger, ist bis zum 15. Juni bezahlt. Ich bin beruhigt und frei gegenüber meiner ganzen Umgebung für volle zwei Wochen.

Ich teilte mit, dass ich verreiste, um mich in Dijon mit meinem Konstrukteur, Herrn Durand, zu unterhalten, und gab bekannt, dass ich anschliessend Holzschläge in den Waldgebieten der Umgebung suchen würde, um meinen Kunden das notwendige Brennmaterial zu verschaffen. Meine Abwesenheit wird daher durch die dringlichen Forderungen meines Berufs gerechtfertigt sein. Bei unvorhergesehenen Schwierigkeiten kann mich meine Umgebung jedoch am Tag meines Treffens mit dem Industriellen in Dijon erreichen, Ehefrau, Sekretärin und einige Kunden wissen Bescheid. Erst anschliessend werde ich mein Abenteuer in Angriff nehmen, in der Hoffnung, dass während dieser Zeit zuhause wie im Büro alles gut gehen werde. Ich werde versuchen, die verbotene Zone zu durchqueren und die französisch-schweizerische Grenze zu überschreiten, um

meine Dienste dem Vertreter Englands in Bern anzubieten. Unsere Alliierten werden sicher froh sein, einen Mann guten Willens zu empfangen, der bereit ist, ihnen auf dem Boden Frankreichs selbst zu helfen.

Da ich eine recht grosse Strecke in einer Gegend zurücklegen muss, die ich schlecht kenne, werde ich mein Fahrrad mitnehmen, dazu einen wasserdichten Rucksack mit Ersatzkleidern, für den Fall, dass ich ein Gewässer durchschwimmen muss. Dijon ist eine ausgezeichnete erste Etappe für meine Expedition. Nach mehr als der Hälfte der Strecke gelegen, bietet mir diese Stadt eine gute Rast. In bester körperlicher Verfassung werde ich mich dann am folgenden Tag in der Morgendämmerung aufmachen können.»

6. Kapitel

Ein verrücktes Unternehmen

Nach genauestem Kartenstudium des Burgunds, der Freiberge und Savoyens legte sich Michel Hollard seinen Plan zurecht. Niemandem verriet er ein Wort davon, vor allem nicht seiner Frau, die zu ängstigen er sich scheute. Aber die Verschleierung seiner Absichten lag ihm nicht. So waren denn auch diese erste Reise in die Schweiz und die folgende die einzigen, die er ohne Wissen der Seinen unternahm.

In der Tat wartete das Fabrikpersonal der Autobloc-Holzvergaser in Dijon auf ihn zur Regelung einiger Schwierigkeiten. Der Besuch würde ihm auch erlauben, den Direktor über seinen Plan der forstlichen Erkundung zu informieren.

Die erste Reiseetappe erfolgte am 15. Mai 1941 mit dem Zug von Paris nach Dijon. Alles lief so ab wie vorgesehen, und unter den besten Bedingungen bestieg er nach der Nacht im Hotel sein Fahrrad. Zuerst fuhr er auf das Dorf Cusey zu. Dieses liegt am Ufer des Marne-Saone-Kanals, jenseits desselben sich die sogenannte rote Zone erstreckte. Damit bezeichnete man ein Gebiet von 75 bis 100 Kilometern Länge, von den Deutschen entlang der Ostgrenze Frankreichs so eingeteilt. Die von ihm gewählte Strecke, um von Cusey zu den Jurahöhen zu gelangen, erforderte einen ziemlich langen Umweg nach Norden. Bei seinem vorgängigen Kartenstudium der Zonengrenzen schien ihm der Umweg unvermeidbar.

Der Zugang zum Grenzland war für alle Leute verboten, die keinen Passierschein besaßen. Michel Hollard besass diesen natürlich nicht. Deutsche Wächter patrouillierten laufend in dem Gebiet, andere überwachten die Übergänge. Als er das Ufer des Kanals erreichte, konnte der Radfahrer das Ausmass der Schwierigkeiten, dieses Hindernis zu überwinden, ermessen. Eine Schleuse fasste den Wasserlauf ein, sie war umgeben von Spanischen Reitern aus Stacheldraht, und Anschlagtafeln wie-

sen auf Minen hin. Beobachtend hinter einem Gebüsch versteckt, überlegte er sich, ob er die Nacht abwarten sollte, um das Hindernis im Wasser zu durchqueren, das Fahrrad mit einem Seil, das er am Gepäckträger festgemacht hatte, hinter sich herziehend.

Er versuchte, sich diesen wenig realistischen Plan zurechtzuzimmern, als auf dem Treidelweg eine deutsche Patrouille von drei Radfahrern auftauchte. Vor der Schleuse angekommen, stiegen die Männer in aller Ruhe vom Rad, und, ungesehen hinter den Büschen, konnte der Beobachter verfolgen, was die Soldaten vorkehrten, um sicher die Schleusenbrücke zu passieren. Neben der Tafel «Achtung, Mine» war ein Stück Stacheldraht, das mit dem anderen verhängt schien, beweglich und ungefährlich. Der vorderste Mann löste es sorgfältig, sodass die folgenden mit ihren Fahrrädern einer nach dem andern durchgehen konnten. Das Hindernis wurde wieder an seinen Ort zurückgestellt, und die Patrouille entfernte sich.

Gebannt von der Vorführung wartete er einen Moment, bevor er sich wieder rührte. Im Wissen um das Geheimnis wiederholte er das magische «Sesam öffne dich». Nach sorgfältiger Wiederherstellung des eisernen Igels hinter sich überquerte er mit dem Fahrrad auf dem Rücken ohne Schwierigkeiten die schmale Brücke über die Schleuse. Die Erleichterung, die er empfand, mischte sich mit dem Stolz, ein Geheimnis aufgedeckt zu haben viel einfacher, als er sich das vorgestellt hatte. Dazu kam, dass weder seine Kleider noch sein Fahrrad mit dem Wasser in Berührung gekommen waren.

Von seinem Beobachtungsposten am anderen Ufer aus hatte Michel Hollard schon das Häuschen des Schleusenwärters gesehen. Nun stand er ganz nah davor. Dass ein deutscher Wächter heraustreten könnte, war nicht unmöglich, immerhin schien ihm ein unmittelbares schlechtes Zusammentreffen relativ unwahrscheinlich. Er wusste auch seit Langem, dass die Stellen der mit dem Betrieb und dem Unterhalt der Schleusen betreuten Funktionäre zu den «reservierten Anstellungen» gehörten, welche die Verwaltung den Opfern des letzten Kriegs anvertrauten. Der Be-

amte, den er vielleicht treffen würde, wäre daher höchstwahrscheinlich ein alter Kampfgefährte wie er.

Er täuschte sich nicht. Der Verantwortliche, ein Mann im mittleren Alter, beinamputiert, hatte sein Überqueren vom Innern seiner Behausung aus beobachtet, ohne sich zu zeigen. Als nun der heimliche Reisende festen Boden erreicht hatte, wurde die Tür geöffnet. Bestimmt und lebhaft trotz seiner Behinderung trat der Angestellte auf den Vorplatz und fasste den mutigen Ankömmling fragend ins Auge.

«Ich habe keinen Passierschein», flüsterte der neu Angekommene, «aber ich muss mich unbedingt in die rote Zone begeben.» Mit einer Handbewegung, ohne eine Frage zu stellen, lud der Funktionär den unerwarteten Gast ein, in sein Büro einzutreten. Er bot ihm sogar an, einige auf dem Tisch liegende Lebensmittel mit ihm zu teilen. Der Reisende, der sich nicht aufhalten konnte, nahm nur ein Glas Wein, trank und bedankte sich. Als er ging, kündigte er ihm seine baldige Rückkehr an.

Die Vorsehung verschaffte Michel Hollard einen Verbündeten auf seiner Strecke. Auch dieser war Freiwilliger im ersten Weltkrieg gewesen. Eine lange Serie von ähnlichen Zusammentreffen mit dem Schleusenwärter folgte. Das Netz *Agir* bildete sich aus solchen zufälligen Treffen, die fast immer auf dem Feld erfolgten. Die überwiegende Mehrheit des «innersten Frankreich» empfand eindeutige patriotische Gefühle. Aus den zufälligen Beziehungen Michel Hollards ergaben sich oft Übereinstimmungen, die auf instinktivem gegenseitigem Vertrauen basierten. Die Entschlossenheit und die Ausstrahlung des Chefs des Netzes genügten, um zu überzeugen. Wenn er Unbekannte befragte, so betrog ihn seine Intuition über deren Aufrichtigkeit fast nie. Unzähligen Personen verschiedenster Herkunft schenkte er sein Vertrauen. Alle zeigten sich dessen würdig, bis zu dem Tag, als sich ein räudiges Schaf darunter mischte. (Solange der Krieg tobte, dachte niemand daran, der von Michel Hollard begründeten Widerstandsbewegung einen speziellen Namen zu geben. Erst nach seiner Rückkehr aus dem Zwangslager wählte dieser den Namen *Réseau Agir*. In der Folge wird in diesem Bericht der Name weiter-

verwendet, obwohl er erst später entstand. Im Lauf der feindlichen Handlungen haben die englischen Dienste dem Leiter des Netzes den militärischen Geheimcode C 165 gegeben).

Von der Schleuse aus fuhr der Radfahrer bis zum Abend weiter und erreichte schliesslich Dole. Zufälligerweise war noch ein Hotelzimmer frei. Am nächsten Tag erreichte er Cernois, einen Weiler in der Nähe der Grenze. Dort wohnte ein Zollbeamter, den ihm eine private Bekanntschaft empfohlen hatte. Dieser gab dem Besucher Auskunft über die deutsche Überwachung und nahm sein Fahrrad bis zu seiner Rückkehr in Obhut. Obwohl er wahrscheinlich voller guter Absichten war, erwiesen sich die Angaben als falsch. Kaum hatte der Wanderer nämlich den dichten Wald des Mont Risoux erreicht, hatte er ein unliebsames Zusammentreffen und landete auf dem deutschen Polizeiposten von Mouthé, wo er die Nacht auf dem nackten Boden ausgestreckt verbrachte. Nach Pontarlier überstellt, musste er vor einem Offizier antreten, dem er seine Fabel über die Beschaffung von Holzkohle beizubringen versuchte. Der Militär zeigte sich einigermaßen überrascht, von dessen Zweifeln profitierend, empfahl ihm der Gefangene, die französische Verwaltung zu befragen. Mehr als vor jeder anderen Anklage fürchtete Michel Hollard, zum fehlenden Zulassungsschein für die rote Zone Auskunft geben zu müssen. Aber niemand schien sich vergewissern zu wollen, ob ihm dieser spezielle Passierschein fehle. Auch anlässlich seiner zahlreichen späteren Verschiebungen innerhalb dieses Raums wurde der Ausweis nie verlangt, was ihn höchlich erstaunte. Ohne Zweifel nahmen die für die Übergänge zuständigen Deutschen an, dass die französischen Agenten diese Kontrolle bereits übernommen hätten. Vielleicht schlossen gewisse einheimische Angestellte wissentlich die Augen.

Nach einem Moment der Überlegung auf die Anregung seines Gegenübers, die französischen Behörden zu befragen, schien der deutsche Offizier beinahe erleichtert. Die Idee, den lokalen Behörden den lästigen Fall übergeben zu können, beruhigte ihn. Dazu trug wohl bei, dass die Besatzungsbehörde Weisung aus Berlin hatte, in der Zusammenarbeit mit Frankreich ein gutes Klima zu schaffen.

Bei der französischen Polizei wurde die Identität des Fehlbaren bestätigt. Er musste seinen Bericht über die vorgeschobene Holzprospektion wiederholen. Niemand brachte das Problem der fehlenden Bewilligung zum Betreten der roten Zone ins Spiel, und so erhielt er nur den Befehl, mit dem nächsten Zug nach Paris zurückzukehren. Zwei Polizisten eskortierten ihn zum Zug, wo sie in einem Wagen einen Platz für ihn fanden. Unmittelbar vor dem Pfeifsignal zur Abfahrt verabschiedeten sie sich mit höflichem Gruss. Der Reisende hatte kaum Zeit, sein Gepäck zu ergreifen, um sich seinerseits zu verdrücken, bevor sich der Zug in Bewegung setzte. Er öffnete eine auf das Geleise führende Wagentüre auf der dem Bahnsteig entgegengesetzten Seite und machte einen Umweg, um seine Strasse wieder zu finden, wobei er die beiden Polizisten sorgsam vermied, die er den Bahnhof verlassen sah. Nicht weit vom Bahnhof war die Haltestelle eines Autobusses, der im Begriff stand, nach Morteau abzufahren. Auf gut Glück bestieg er ihn, denn er wusste, dass die Fahrstrecke entlang der Grenze verlief. Für die folgende Phase mit der Fussmarschstrecke seiner Expedition zählte er gleichermassen auf seine Eingebung, sein Glück und eine Landkarte, die er so zurechtfaltete, dass er sie im Lauf der Busfahrt diskret studieren konnte. Auf der Strecke genoss er den ländlichen Reiz des Tals des Doubs. Die malerischen Namen der Grenzdörfer erregten seine Aufmerksamkeit. Seine poetischen Gefühle ebenso wie die Prüfung der Topografie brachten ihn zum Entschluss, sich nach Derrière-le-Mont zu begeben. Dieser Weiler lag abseits der Strassenachsen, inmitten des waldreichen Jura. (Die Gemeinde Monlebon, die er häufig auf dem Weg zur Grenze durchquerte, hat mittlerweile eine Michel-Hollard-Strasse). Aus dem Wagen ausgestiegen, marschierte er auf einem Fussweg durch Feld und Wald bis zu diesem abgelegenen Ort, wo er auf dem Werkplatz einer Sägerei César Gaiffe fand. Dieser erklärte, dass er zweifellos Holzstämme hätte, die seinen Wünschen entsprächen. Sie befänden sich auf der Gipfelhöhe, an den Abhängen des Mont Châteleu. Michel Hollard fragte, ob es möglich wäre, diese zu besichti-

gen. Man verabredete sich auf den folgenden Tag unter der Führung des Holzfällers Paul Cuenot. Der Besucher richtete sich im lokalen Gasthaus ein. Vor dem Schlafengehen konsultierte er ein weiteres Mal seine Landkarte und stellte fest, dass die Grenze in der Nähe der Stelle verlief, die er morgen aufsuchen sollte.

Der Bergbewohner Paul Cuenot kam pünktlich zum morgendlichen Treffen. Ein kleiner, athletischer Fünffziger mit tiefblauen Augen und festem Händedruck. Er hielt sein an einem Holzwagen angeschirrtes Pferd am Zügel. Zusammen nahmen sie den Weg, der in Kehren in den steilen Wald hineinführte, unter die Füsse. Bevor sie in die Bäume hineinkamen, wies er ihn mit der Hand auf die Höhe des Berges hin: «Dort ist das Ziel unseres Wegs.»

Die Unterhaltung mit dem leutseligen Mann bewegte sich recht bald in familiärem Ton. Im Verlauf des Aufstiegs konnte er sich nicht enthalten, hie und da stillzustehen, um essbare Pilze zu sammeln, die im Laufe der Nacht emporgeschossen waren. Auf halbem Weg hielten die Marschierenden am Rand einer Quelle. Paul Cuenot hatte sie vor Kurzem gefasst, ihr klares Wasser hatte sich vorher im Sumpf verloren. Vor ihren Augen breitete sich eine Wiese mit schönem Gras aus, auch sie ein Werk des Holzfällers an einer Stelle, die vordem mit Steinen, totem Holz und Buschwerk übersät gewesen war. Michel Hollard lernte eine grossartige Landschaft kennen. Durch die Tannen, die Vogelbeerbäume und die riesigen Buchen hindurch, die in Stufen bis zum Weiler hinab führten, entdeckte er dahinter die besonnten Ufer des Doubs. Bis in weite Ferne führte der Fluss im Zickzack durch Wiesen und Büsche, um dann hinter steilen Felsen zu verschwinden.

Im Verlauf des Gesprächs machte der Bergler plötzlich eine Anspielung auf die unerwünschte Anwesenheit der Besetzer. Der Gesprächspartner ergriff die Gelegenheit, um den wichtigen Teil seiner Anwesenheit zu entschleiern: die Überquerung der Grenze.

«Dacht ich's mir doch! Aber das ändert alles, nehmen wir einen anderen Weg. Ich werde Ihnen den bestmöglichen Übergang zeigen. Zur Sache, haben Sie trotzdem Bedarf für unsere Bäume?» «Reden wir ein

andermal darüber. Jetzt bedarf ich vor allem Ihres Rats als Führer.» «Also vorwärts! Hier durch, das ist weniger riskant.»

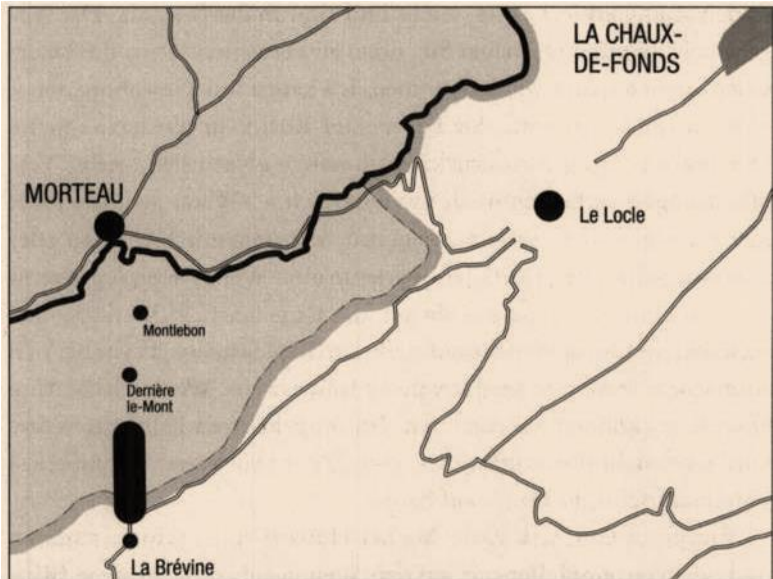
Die zwei Männer mit ihrem Fuhrwerk folgten über längere Zeit einer Strecke auf verschiedenen Waldwegen, ohne jemandem zu begegnen. In dieser offensichtlich abgeschiedenen Welt konnte man eine beinahe verwirrende Stille erleben. Nach den letzten Laubbäumen öffnete sich ein grosses Feldstück, wie ein Graben zwischen zwei Abhängen gelegen, die einen Bach einfassten, der darunter plätscherte. Der Wald setzte sich auf der anderen Seite in gleicher Weise fort, die Bäume standen unregelmässig, mit Dickicht und Lichtungen dazwischen. Eine alte Scheune am Rand des kleinen Tals war Bestandteil der Waldbewirtschaftung, für die Paul Cuenot verantwortlich war.

«Vor uns», sagte der Bergler, indem er mit dem Zeigefinger gegen die Höhe auf der anderen Seite wies, «werden Sie eine kleine Mauer finden. Sie überklettern sie leicht und sind in der Schweiz. Der Augenblick ist günstig, gehen Sie, ohne zu verweilen, denn die Deutschen werden später wiederkommen. Ich kenne ihre Gewohnheiten.» «Vielen Dank, ich hoffe, Sie bei meiner Rückkehr wiederzusehen.» «Sie beabsichtigen also zurückzukommen?» «Natürlich, meine Verpflichtungen verlangen mich in Frankreich.» «Wann gedenken Sie, hier zu sein?» «Ich weiss nicht genau, wahrscheinlich morgen oder übermorgen.» Der Holzfäller überlegte eine Weile, dann sagte er in ernstem Ton: «Also, passen Sie auf, das ist gefährlich! Wenn Sie zurückkehren, beobachten Sie aufmerksam diese Scheune, bevor Sie sich aufmachen. Man sieht sie gut von der Schweiz aus. Wenn ich die Türe offen lasse, können Sie passieren. Im umgekehrten Fall warten Sie. Und jetzt nicht überstürzt, aber ohne Zögern vorwärts. Viel Glück.» «Mein aufrichtiger Dank, auf bald.»

Ein gutes Geschick hatte Michel Hollard einen seiner treuesten und wichtigsten Helfer mit auf den Weg gegeben. Der offene Blick des Berglers sprach für seine Aufrichtigkeit. Ohne diesen treuen Schutzgeist hätte er sich auf diesem leeren Raum, der umgeben war von schattigen Zonen, wo sich der Feind oder dessen Hund verstecken konnten, exponieren

müssen. Seine Sicherheit hing also ganz von den guten Kenntnissen Paul Cuenots über das Überwachungssystem der gegnerischen Patrouillen ab.

Von nun an war er auf sich selbst angewiesen. In tiefer Stille machte sich der Wanderer den Vorderhang hinab auf den Weg. Er überquerte den Bach und kletterte mit angehaltenem Atem in gemessenem Gang den Gegenhang hoch. Mit einer gewissen Erleichterung atmete er bereits freier, als er den Waldsaum erreichte, der auf dieser Seite dichter und wilder war. Behindert durch das Buschwerk in seinem Aufstieg, entdeckte er plötzlich, noch etwas entfernt, eine Anhäufung von trockenen Steinen. Mit verzehnfachter Energie überwand er die nicht enden wollende Wegstrecke, die ihn davon trennte, und überquerte keuchend das Mäuerchen.



Auf vier verschiedenen Routen überquerte Michel Hollard die von der Wehrmacht überwachte «grüne» Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz. Die erste Route führte ihn nach La Brévine im Neuenburger Jura.

7. Kapitel

Begeisterung

Zu der alsogleich wiedergefundenen Heiterkeit kam die Freude hinzu, dass er seinen Fuss wieder auf den heimatlichen Boden seiner Vorfahren, seine zweite Heimat, setzen konnte. Sobald er die Grenzlinie aus den Augen verloren hatte, hielt er als gläubiger Christ an, um seinem Schicksal kurz zu danken. Zahlreiche Verwandte und Freunde von ihm wohnten in der Schweiz. Zwei kleine öffentliche Strassen im Zentrum von Lausanne hielten seine familiären Erinnerungen wach, denn ein Onkel war seinerzeit Stadtpräsident von Lausanne gewesen. Eine seiner Schwestern, Micheline, war die Gattin von Doktor Charles Guisan, einem bekannten Arzt, Musiker und Politiker im Kanton Waadt. Dieser Schwager war der Vetter von General Henri Guisan, dem Chef der schweizerischen Armee.

Da er sich nun zum ersten Mal seit der Kriegserklärung auf den Boden der Schweizerischen Eidgenossenschaft wagte, fragte sich Michel Hollard, wie es ihm wohl gelingen werde, hier ohne die Hilfe einflussreicher Personen geduldet zu werden. Sicherlich hätte die Bürgerschaft beispielsweise seiner Schwester oder seines Schwagers, die in Mézières bei Lausanne wohnten, genügt. Aber angesichts dieses ersten Aufenthalts hier zog er es vor, seine Anwesenheit vor den lokalen Verwandten zu verbergen. Vermutlich hätten sie sein Vorgehen unvernünftig gefunden. Ausserdem war nach all den Hätetests der bisher erfolgreichen Expedition seine äussere Erscheinung wenig vorteilhaft.

Probleme konnten die mangelnden Finanzen schaffen, denn sein Reisegeld bestand nur aus französischem Geld, und er befürchtete, dass dieses zurückgewiesen würde. Allerdings waren seine Bedürfnisse äusserst bescheiden. Als Notreserve hatte er noch zwei harte Eier, ein Stück Wurst und einen altbackenen Brotkanten zurückbehalten. Die Aussicht, eine

oder zwei Nächte unter dem Sternenhimmel verbringen zu müssen, in einem Heuschaber oder einem anderen zufälligen Unterschlupf, schreckte ihn nicht. An einfaches Leben war er sich vom Ersten Weltkrieg und von seinem Auszug von 1940 her gewöhnt.

Nachdem er die Grenze verlassen hatte, erreichte er La Brévine. Das Bergdorf hat wegen seiner winterlichen Kälte den Beinamen eines helvetischen Sibiriens. Immerhin war das Klima an diesem Maiensonntag mild, als der Wanderer, am Waldsaum geblendet vom Licht, das mit dem weissen Kreuz im roten Feld geschmückte Schweizer Zollhaus entdeckte.

Er musste sofort und unaufgefordert mit den schweizerischen Behörden Kontakt aufnehmen. Aber bevor er sich zeigte, versuchte er, seinen arg zu wünschen lassenden Aufzug zu verbessern. Er klopfte seine verstaubten und zerknitterten Kleider ab. Vor allem seine Schuhe hatten den langen Marsch im Regen, auf schmutzigen oder steinigen Wegen schlecht überstanden; mit einem am Boden gefundenen Drahtende gelang es ihm, eine klaffende Schuhsohle einigermaßen zu flicken.

Das Zollbüro, in das er eintrat, war leer. Er betätigte die dafür vorgesehene Klingel. Auf deren schrillen Klang erschien bald darauf der Postenchef. (Chef in La Brévine-Chobert war damals Raymond Rérat. Dieser Zoll existiert heute nicht mehr, aber das Gebäude ist noch unverändert.) Der Besucher hielt ihm seine Identitätskarte hin. «Monsieur, ich bitte Sie, mir die Einreise in die Schweiz zur Regelung von familiären Angelegenheiten zu gestatten. Leider habe ich keinen Pass.» «Aber Sie wissen, dass die Grenze geschlossen ist.» «Ich habe viele Verwandte und Bekannte im Land und möchte mich nach Bern begeben. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass ich mich innert 48 Stunden wieder hier einfinden werde, um nach Frankreich zurückzukehren.»

Er erwartete, dass der Zöllner mindestens eine telefonische Überprüfung vornehmen würde, aber zu seiner Überraschung wurde ihm die Erlaubnis ohne weitere Kontrolle erteilt. Immerhin behielt der Zollposten

seine Identitätskarte zurück, über die er am folgenden oder übernächsten Tag bei seiner Rückkehr wieder würde verfügen können. Für den Fall, dass inzwischen jemand einen Nachweis von ihm verlangen sollte, würde jemand auf dem Zollposten dafür da sein. Der Postenchef informierte ihn mit aller Zuvorkommenheit über den Weg von fünfzehn Kilometern von La Brévine nach Le Locle, von wo aus es eine Zugverbindung nach Bern gibt.

Der Läufer war in gehobener Stimmung, er fühlte seine Müdigkeit nicht mehr, als er sich nun wie ein grosser Triumphator auf den Weg machte. Es war Sonntag. Sauber gekleidete, lächelnde Dorfbewohner, unbesorgte junge Burschen und Mädchen plauderten lebhaft und fröhlich. Im Vorbeigehen wurde der unbekannte Reisende mit der ungewöhnlichen Erscheinung sogar gegrüsst, als ob das ganze Volk an seiner ausgelassenen Freude teilnehmen würde. An diesem sonntäglichen Morgen schienen alle Kirchenglocken im Einklang mit der Beschwingtheit zu läuten, die ihn erfüllte.

Plötzlich fiel sein Blick inmitten der Menge auf einen Polizisten, der an seiner Mütze mit dem typischen breiten Schild deutlich zu erkennen war. Nach diesen Reisetagen, über deren Bedingungen sich ein Schweizer Bürger wohl kaum ein Bild machen konnte, konnte Michel Hollard nicht unbemerkt vorübergehen. Der Vertreter der Öffentlichkeit verfehlte daher nicht, heranzukommen und ihn um Vorweisung seiner Papiere zu ersuchen. Er musste dem Polizeimann seine Lage nun erklären, auch dass der Zoll in La Brévine über ihn Auskunft geben könne. Die Folge dieser behördlichen Kontrolle erwies sich als segensreich. Auf den Kurzbericht über seine Expedition seit dem Aufbruch aus Paris erntete der Franzose unter seinen neuen Zuhörern Sympathie und Bewunderung. Der Beamte, der ihn auf offener Strasse angesprochen hatte, telefonierte seiner Frau, um sie darauf vorzubereiten, dass sie jemand sehr Interessanten zu Tische haben würden. Die ebenfalls orientierte, diensthabende Polizeistreife erklärte sich auch damit einverstanden, dass der Franzose in Begleitung des Beamten mit dem Fahrrad nach Le Locle fahren konnte.

Die beiden Radfahrer tauschten auf dem Weg ihre Meinungen über die internationalen Konflikte aus. Wegen der Neutralität seines Landes war der Polizist gehalten, sich zurückhaltend dazu zu äussern, aber er verbarg seine Zuneigung zu den vom Naziregime verhöhnten wesentlichen Werten nicht. Die Entschlossenheit des Franzosen machte ihm so grossen Eindruck, dass er den Wunsch aussprach, ihn seinem Vorgesetzten vorstellen zu können. Michel Hollard spürte, dass eine Ablehnung seinerseits ungefällig und unpassend gewesen wäre. Trotz seiner Zeitknappheit durfte er die Behördenvertreter, die ihn hier empfangen hatten, nicht enttäuschen. Er willigte also ein, sich mit dem Polizeioffizier zu treffen.

Er sollte das nicht bereuen. Trotz ihrer Neutralität war die Eidgenossenschaft nicht vor einem Angriff geschützt. Um sich dagegen vorzubereiten, benötigte sie Informationen aus dem Ausland und vor allem aus Frankreich, Auskünfte, die zuverlässiger waren, als die von den Diplomaten und der internationalen Presse spärlich verbreiteten und oft vorsichtig formulierten Mitteilungen.

Der Besucher machte auf diese Art Bekanntschaft mit einem Angehörigen des Generalstabs der schweizerischen Armee, der sich «Leutnant André» nannte. (Erst ein Jahr später erfuhr er den vollständigen Namen dieses Offiziers: André Gagneaux). Diesen schienen Angaben, auch wenn sie nur vage waren, über den Automobilbau in den von den Deutschen requirierten französischen Fabriken sowie über die Stärke der Besatzungskräfte in den Städten Dijon, Dole und Pontarlier, durch welche der Besucher gekommen war, besonders zu interessieren.

Der Letztere achtete sorgfältig auf jedes Detail, es konnte noch so unbedeutend sein. Aber die Besprechung spielte sich in einer derart offenen und herzlichen Stimmung ab, dass der Franzose sich bald einmal von der Aufrichtigkeit des Offiziers überzeugen liess und er ihm den wahren Zweck seiner Anwesenheit offenbarte. Daraufhin wagte der Schweizer, ihn zu fragen, ob er einwilligen würde, ihn im Falle einer Zusammenarbeit mit der britischen Botschaft ebenfalls zu orientieren. Die Anfrage überraschte Michel Hollard, er sah diplomatische Schwierigkeiten auf-

tauchen, an die er bisher nicht gedacht hatte. Dazu kam, dass sich seine Beteiligung an den Kämpfen des Ersten Weltkriegs im vollen Licht abgespielt hatte, während er sich nun gezwungen sah, im Schatten zu wirken. Andererseits lehnte sein Gewissen instinktiv jede List oder Heuchelei ab. Sollte er auf Fragen der deutschen oder auch der französischen Behörden antworten müssen, würde er darunter leiden, dass er die Wahrheit verheimlichen musste, so wie das bereits in Pontarlier nötig geworden war. Aber angesichts des unbarmherzigen feindlichen Unterdrückers musste er, wollte er erfolgreich kämpfen, offensichtlich akzeptieren, dass er eine Rolle spielen musste, deren verstoßener Charakter ihm nicht behagte.

Er beschränkte sich daher darauf, auf seiner Unsicherheit über den Erfolg seiner Reise nach Bern zu bestehen, und gab auf die Frage von Leutnant André keine Antwort. Der berücksichtigte die Zurückhaltung des Besuchers taktvoll. Trotz seines wenig ansprechenden Äusseren in den zerknitterten Kleidern bewegte sich der Franzose mit einer Würde und einer Entschlossenheit, die Bewunderung erregen musste.

Der Militär kam zur Überzeugung, dass es seine Pflicht war, seinerseits ein Zeichen zu setzen. Nach einem kurzen vertraulichen Gespräch mit einem seiner Untergebenen entschied er, die Fortsetzung der Reise seines Gastes bis zu dessen Rückkehr nach La Brévine zu fördern. Ohne dass er etwas sagen oder versprechen musste, ohne die Hilfe durch Rückhalt oder Unterstützung von Verwandten oder Freunden wurde Michel Hollard zum Bahnhof für den Zug nach Bern begleitet, und der Offizier gab ihm ein Rückreisebillet. Zudem gab er ihm die Erlaubnis, bei seiner Rückkehr in einer normalerweise für Manövertruppen reservierten Baracke zu verbringen, einen Vorzug, den er sowohl symbolisch als auch materiell besonders zu schätzen wusste. Man wies ihn auf deren bescheidene Ausrüstung hin, aber er zweifelte nicht an der Zuverlässigkeit der Einrichtungen und der Erholung, die er dort finden würde.

Am Bahnhof der Bundesstadt suchte er im Telefonbuch die Adresse der britischen Botschaft heraus, diese lag in einem ziemlich weit entfern-

ten Stadtviertel. Auf seinem Fussmarsch dorthin konnte er die Schönheit der Stadt bewundern, in der mehrere seiner Ahnen gewohnt hatten, die aber für ihn eine Neuentdeckung war.

8. Kapitel

Eine Abfuhr

Dank der Angaben verschiedener Passanten, die sich alle als sehr zuvorkommend erwiesen, erblickte der Fussgänger schon bald das Wappenschild Seiner Majestät, welches die Fassade eines herrschaftlichen Stadthauses zierte. An der Tür eines benachbarten kleineren Gebäudes war eine Tafel «Military Attaché» angebracht. Auf sein Läuten erschien ein misstrauischer Portier.

Sonntag, später Nachmittag, Besuch eines Unbekannten von eher merkwürdiger Erscheinung, all das schien unangebracht. Mit seinen elementaren Kenntnissen der englischen Sprache bat Michel Hollard den Angestellten, den verantwortlichen Beamten um eine dringende Unterredung zu ersuchen. Er wurde in ein kleines Wartezimmer geführt und musste sich dort eine gute Stunde gedulden. Die Zeit wäre ihm lang vorgekommen, hätte er nicht an der Wand eine Tafel studieren können. Es war ein Leitsatz von Sir Winston Churchill mit vier Geboten:

<i>In War: Resolution</i>	Im Krieg: Entscheidungskraft
<i>In Defeat: Defiance</i>	In der Niederlage: Trotz
<i>In Victory: Magnanimity</i>	Im Sieg: Grossherzigkeit
-----	Im Frieden: Wohlwollen.

Diese vier weisen Merksätze entsprachen dem Temperament und den Überzeugungen des Franzosen. Sie wandten sich im richtigen Augenblick an ihn, er merkte sie sich sofort und lernte sie auswendig.

Von Ferne war das Geräusch eines gleichmässigen Ganges auf der Strasse zu hören, es hielt kurz an, ein Schlüssel klirrte im Schloss, darauf Schritte im Vorzimmer: Der Besucher wurde dadurch aus den Gedanken

gerissen, welche die Worte des britischen Premierministers bei ihm geweckt hatten. Sein Eifer sollte bald einer Enttäuschung weichen.

Ein grosser, magerer Fünfziger mit blauen Augen und Sommersprossen im Gesicht öffnete die Tür. Knapp grüssend fragte er: «Was wünschen Sie, Monsieur?» «Ich bin ein Franzose, der sich entschlossen hat, gegen unseren gemeinsamen Feind zu kämpfen, der sich in meinem Vaterland breitgemacht hat. Ich beabsichtige, mich an der Seite derjenigen einzusetzen, welche die Waffen noch nicht niedergelegt haben. Aus eigener Kraft bin ich aus Paris hierhergekommen, um im Einklang mit der englischen Macht einen Plan für das weitere Vorgehen zu schmieden.»

Wenn er erwartet hatte, mit herzlichen Worten willkommen geheissen zu werden, so musste er nun von seinem Gastgeber eine rätselhafte Abfuhr hinnehmen. In einem korrekten Französisch entgegnete der Brite ihm trocken: «Mein Herr, seit der Invasion Frankreichs ist die Verbindung zwischen der Schweiz und England unterbrochen. Hier können wir nichts aus unserem Land empfangen, noch können wir irgendetwas dorthin senden. Ich bedaure daher, Ihnen mitteilen zu müssen, dass wir nicht auf Ihren Vorschlag eingehen können.»

Eine eiskalte Dusche wäre ihm weniger unangenehm gewesen als diese schneidende Absage. Bestürzt erwartete er einige wärmere oder ermutigendere Worte, doch vergebens, der andere hielt seine Antwort für genügend. Für ihn war die Unterredung beendet. Mit einer Geste verriet er sogar seinen Wunsch, die unnütze und lästige Besprechung mit seinem Gegenüber abzuberechnen.

Der abgewiesene Besucher, der seinen Ärger nur mühsam beherrschte, insistierte trotzdem: «Wenn ich Sie recht verstehe, so haben Sie kein Zutrauen zu mir. Offensichtlich wissen Sie nicht, mit wem Sie es zu tun haben. Ich werde mich daher an zwei Ihrer bedeutenden Landsleute wenden. Sie sind meine Freunde, und Sie können leicht bei ihnen Auskünfte über meine Person einholen.» Michel Hollard riss ein Blatt Papier aus seiner Agenda und notierte darauf hastig die Namen und Adressen des Industriellen Robert Best aus Birmingham und des Londoner

Schriftstellers Sturge Moore. Nebst diesem Papier liess er auf dem Tisch ein Blatt zurück, auf dem die Namen der wichtigsten französischen Fahrzeugfirmen notiert waren mit mehreren Zahlenkolonnen. Es handelte sich um eine zusammenfassende Aufstellung der Aktivitäten der von der Besatzungsarmee beschlagnahmten Automobilfabriken. Diese Angaben hatte er erhalten dank seiner guten Beziehungen zu einem am richtigen Ort platzierten Beamten des Ministeriums.

«Ich werde im nächsten Monat zurückkommen und hoffe, dass meine Anstrengungen nicht vergeblich gewesen sein werden. Auf Wiedersehen, mein Herr», sagte er und verliess den Ort überstürzt.

Der Engländer hütete sich, diese Unterlagen in den Papierkorb zu werfen. Er liess bei den zwei als Referenz genannten britischen Persönlichkeiten Erkundigungen einziehen. Die Angaben über die Industrie waren von Nutzen und wurden sogar über eine der täglichen öffentlichen Ausstrahlungen von Radio London für Frankreich dem französischen Publikum mitgeteilt. Später wurde solch unpassende Publizität eingestellt, weil sie als gefährlich für die Informanten aus Paris erachtet wurde. Die BBC erkannte diesen Fehler, aber glücklicherweise hatte er keine widrigen Auswirkungen.

Wenn sich Michel Hollard später die unangenehme Szene bei seinem ersten Empfang in Bern in Erinnerung rief, gab er gerne zu, dass der Vertreter Englands verpflichtet gewesen war, Zurückhaltung zu üben. Vielleicht waren vor ihm zweifelhafte Elemente dort aufgetaucht. Unbekannt, schlecht gekleidet und ohne Empfehlungen, musste er Misstrauen erwecken. Offensichtlich hatte er sich angesichts der Kälte seines Befragers falsch aufgeführt. Eine derartige Enttäuschung hätte wahrscheinlich die Moral jedes anderen untergraben. Doch auch wenn er sich verletzt fühlte durch den trockenen Empfang und die herablassende Undurchdringlichkeit seines ersten Gesprächspartners, wankte er nicht in seiner Entschlossenheit. Dieses Missgeschick war nur eine Belastungsprobe für sein Durchhaltevermögen.

Dank der Annehmlichkeiten, die ihm Leutnant André offeriert hatte, beendete der Reisende seinen Ausflug über den Jura hinaus unter guten

Bedingungen. Bei der Rückkehr über das Grenzmäuerchen beobachtete er die Scheune und das vereinbarte Signal. Das Tor war weit offen, gleichsam eine menschliche Geste, und erfüllte derart seine Rolle als Semaphor. Ohne die Wachsamkeit des Berglers wäre die Rückkehr nach Frankreich mit einem weit höheren Risiko verbunden gewesen, denn von nun an musste er Richtung Feind weitergehen.

Paul Cuenot legte einen grossartigen Beweis seiner Selbstlosigkeit ab. Michel Hollard hatte die Dauer seiner Abwesenheit nicht voraussagen können. In dieser ungewissen Situation hatte der Holzfäller seine Arbeit so eingeteilt, dass er so lange wie nötig in der Gefahrenzone verblieb. Sobald er den Wanderer oben an der Lichtung entdeckte, erwartete er ihn am vereinbarten Treffpunkt im Wald. Das Pferd war im Bauernhof zurückgelassen worden. Über Abkürzungen im Wald stiegen sie zurück nach Derrière-le-Mont, wo sie Frau Cuenot, umgeben von ihren Kindern, erwartete. In der Küche waren die Speisen warmgehalten worden, und der Gast liess sich nicht zweimal bitten, ihnen Ehre anzutun. Das Ehepaar versuchte, ihn bis zum folgenden Tag zurückzuhalten. Er war empfänglich für diese Ergebenheit, doch ohne ihnen die Natur seiner Angelegenheiten zu enthüllen, bat er sie um Verständnis, dass er sich keine Ruhepause bei seinen Plänen erlauben dürfe und sich daher sofort wieder auf den Weg machen müsse.

Trotz des enttäuschenden Resultats seines Besuchs in Bern blieb er entschlossen, seine patriotische Initiative weiterzuverfolgen. Er wollte die Abfuhr, welche ihm der diensthabende Engländer bereitet hatte, nicht dramatisieren, sondern freute sich über die drei festen Freundschaften, die er auf seinem Weg geknüpft hatte. Sie verbanden ihn mit Männern, deren Wirken wichtige Trümpfe für die Verwirklichung seiner Projekte waren: Der Schleusenwärter Arthur Vrignon, der Bergler Paul Cuenot und Leutnant André vom Geheimdienst der Schweizer Armee.

Der Rückweg führte über Pontarlier. Da der Autobus nach dieser Stadt bereits abgefahren war, musste er den Weg einmal mehr zu Fuss

zurücklegen. Ohne Fahrrad wurde der Fortgang der Expedition recht kompliziert. Falls es sich inzwischen niemand angeeignet hatte, erwartete ihn das für jene Zeit so wertvolle Fortbewegungsmittel im Zollhaus von Cernois. Michel Hollard hatte keine guten Erinnerungen an dieses von der feindlichen Armee kontrollierte Gebäude, und vor allem dachte er ohne Freude an das Missgeschick, das ihm bei diesem Weiler widerfahren war.

Er überwand seine Befürchtungen und entschied, sein Fahrrad wieder zu an sich zu nehmen. Um rascher nach Le Cernois zu gelangen, ging er abwechselnd im Schritt und im Laufschrift. Doch seine Ausdauer war nach acht Tagen der Überforderung beeinträchtigt. Dazu nahte die Sperrstunde, die in dieser Grenzregion besonders strikt eingehalten wurde. Er musste also irgendwo unterbrechen. Glücklicherweise half ihm ein unterwegs angetroffener Anwohner, ein Gästezimmer zu finden.

Als er am folgenden Morgen in Cernois eintraf, ereignete sich prompt das von ihm befürchtete Zusammentreffen. Auf der Strasse stand er plötzlich einem der Deutschen gegenüber, die ihn nach Mouthe eskortiert hatten. Doch er reagierte gut: Mit spöttischem Stolz sagte er dem Militär, dass er nun, nachdem er regulär seine Freiheit wiedererlangt habe, sein Fahrrad wieder in Besitz nehmen wolle. Der Mut lohnte sich, aber im Zollgebäude antwortete niemand auf seinen Ruf. Auf einem weiteren Blatt aus seiner Agenda schrieb er also, nicht ohne eine gewisse Ironie, eine Notiz zuhanden der «Herren französischen Zöllner und deutschen Besetzer dieses Hauses», dass er sehr erstaunt sei, diese Herren nicht wieder zu sehen, und er sich deshalb gezwungen sehe, sich selbst zu bedienen, und er danke ihnen für die gute Betreuung seines Eigentums! Diesen Beleg liess er liegen, packte sein Eigentum und machte sich aus dem Staub, ohne jemandem zu begegnen.

Das wiedererworbene Transportmittel erschien ihm beinahe als Luxus. Über all die Tage, auf all seinen Wegen hatte er viel erliden müssen. Er versuchte gar nicht, die Distanzen zusammenzuzählen, die er zurückgelegt hatte. Ohne Zweifel wären solche Anstrengungen nicht zu überste-

hen gewesen, hätte er seinen Körper nicht täglich trainiert. Seit seinem Auszug aus Paris hatte er jeden Morgen seine Übungen gemacht, mit gleicher Energie, wenn auch etwas kürzer als üblich. Er kam sich vor wie Phaeton, der den Sonnenwagen lenkte. Aber die Strasse bis Dole war weit, wie auf dem Hinweg machte er dort einen Etappenhalt.

Das Häuschen des Schleusenwärters in Cusey, im Bereich der roten Zone, war diesmal direkt zugänglich, denn nun lag es vor dem Wasserlauf. Er würde zu gegebener Zeit von den Auskünften und den Ratschlägen des Schleusenwärters Gebrauch machen können. Dieser und seine Frau empfingen ihn wie einen Freund. Gleich wie bei den Cuenots in Derrière-le-Mont musste der Reisende dem rührenden Drängen des Ehepaars um eine Verlängerung seines Besuchs widerstehen. Während die drei Personen im Technikraum der kleinen Schleuse, der einer Kontrollstation über die ganze Umgebung glich, einen improvisierten Imbiss einnahmen, hielt Arthur Vrignon dauernd Ausblick. Als er den Augenblick als günstig erachtete, erhob sich Michel Hollard rasch. «Herzlichen Dank für Ihre Fürsorge und auf Wiedersehen,» sagte er und entfernte sich.

Allerdings befasste er sich nicht ohne ein gewisses Bangen mit dem Übergang. Er prüfte die Einrichtung, bis er mit Gewissheit den nicht miinierten Teil des Stacheldrahtverhaus bestimmte. Aber schliesslich liess sich der unangenehme Durchgang recht leicht in beiden Richtungen bewegen. Unter den aufmerksamen Blicken der Eheleute Vrignon schwang sich der Radfahrer auf den Sattel und entfernte sich mit dankbarem Freundesgruss.

In der Fabrik in Dijon erregte sein Besuch nicht viel Erstaunen, obwohl sein Gesicht deutliche Zeichen der Ermüdung zeigte und trotz seiner abgerissenen Erscheinung. Der Direktor und sogar das Personal, welche die Treibstoffknappheit für ihre Holzvergaser immer mehr beschäftigte, hörten mit Interesse seinen Bericht über die zur Herstellung von Holzkohle vorhandenen Reserven.

Eine neue Expedition

Meine Mutter, meine Schwester, mein Bruder und ich lebten in wachsender Ungewissheit. Die Rückkehr des Gatten und Vaters nach der ausserordentlich langen Abwesenheit löste grosse Freude aus. Sie wich aber schon bald der Sorge; wir waren bestürzt, wie ungewöhnlich mager er geworden war und wie er seine Müdigkeit kaum beherrschte.

Mindestens seine Gattin ging davon aus, er hätte irgendwie Widerstand gegen die Besetzer geleistet. Schon seit Langem war im Familienkreis regelmässig über das widrige Geschick gesprochen worden, das nicht allein Frankreich, sondern beinahe das ganze Europa und die Welt bedrohte. Alle näheren Bekannten Michel Hollards kannten seinen Drang zur Gerechtigkeit und zum Humanismus und seine Ablehnung der unglückseligen Politik.

Neun Tage ohne Nachricht an seine Familie waren vergangen seit seiner Abreise. Eine Postkarte, die er in Dijon aufgegeben hatte, bevor er sich ins Unbekannte hinausgewagt hatte, erreichte die Seinen erst nach seiner Rückkehr. Eine derart lange Abwesenheit liess sich nicht durch eine Geschäftsreise begründen. Da Yvonne Hollard sich dessen bewusst war, hatte sie Angstzustände bekommen. Zwar musste sie die Aufopferung ihres Mannes für das Vaterland gutheissen, doch befürchtete sie, dass das Wiederaufleben der Berufung des jungen Freiwilligen aus dem ersten Weltkrieg Heim und Kinder ins Unheil stürzen würde. Bevor er noch mit seinem Bericht begann, liess sie der Verzweiflung, die sie gepackt hatte, freien Lauf. Diese lebhaft und leidenschaftliche Frau, welche ihrem Mann und der gemeinsamen Sache schon bald eine kompetente Hilfe sein würde, folgte zuerst ihren konservativen mütterlichen und ehelichen Empfindungen. Sie ergriff das Wort zuerst, warf ihm die abschre-

ckenden Gründe gegen sein Vorgehen vor und tadelte mit einiger Heftigkeit den Leichtsinn und die Unverantwortlichkeit derjenigen, die sich gegen die herrschende Kraft auflehnen wollten.

Als mein Vater dann schliesslich zu Wort kam, hielt er es für gescheiter, nichts über seine wirklichen Pläne und über den Endzweck seiner Reise zu sagen. Einerseits, weil er merkte, dass seine Frau noch nicht bereit war, diesen Schlag zu verkraften, andererseits, weil der zweite Besuch bei der britischen Botschaft in Bern sich nochmals als negativ erweisen konnte, was seinem Versuch endgültig ein Ende bereiten würde. Seine dramatische Tour durch das Burgund und die Franche-Comté, angeblich beschränkt auf die Suche nach Heizmaterial für Holzvergaser in den Bergen des Jura, lieferte ihm genügend packende Themen, um die ganze Familie in Atem zu halten.

Wir waren so als Erste über das Geheimnis orientiert, wie man in die verbotene Zone eindringen konnte, ein Wissen, das ihm die deutsche Patrouille unwissentlich offenbart hatte. Da wir seine Überzeugungskraft kannten und bewunderten, erstaunte es uns nicht, dass Unbekannte wie der Schleusenwärter von Cusey ihm spontan zu Hilfe gekommen waren. Yvonne Hollard schien sich mit diesem Teilbericht zufriedenzugeben, und jedermann bemühte sich, dem Vater das Ausruhen zu erleichtern. Zwei oder drei Tage genügten ihm, um sein früheres Gleichgewicht wiederzufinden. Das tägliche Leben nahm wieder seinen Lauf, die Holzvergaser der Marke Autobloc erfreuten sich eines Aufschwungs und beherrschten von nun an den Markt in Paris.

Zuhause bemühten sich die Eltern, die Niedergeschlagenheit, die in dem der Freiheit beraubten Land herrschte, vergessen zu machen. Sie besaßen eine grosse geistig-seelische Ausstrahlung und beherrschten die Kunst, eine warme Stimmung zu verbreiten. Sie hätten sich mit materiellem und sozialem Erfolg begnügen können, aber – so wird Michel Hollard später sagen – die Erde war unter unseren Füßen zusammengebrochen. Nach der Katastrophe des Verlusts der Eigenständigkeit hatte das Land aufgehört, sich selbst zu sein. Man ass hier, man schlief hier und man überlebte hier, aber die Lebensfreude war verschwunden. In ihrer

grossen Mehrheit behielten die Franzosen ihre Würde, aber da sie nicht mehr frei waren, hatte das Leben einen seiner grössten Anreize verloren. Natürlich blieb die Lebensweise einigermassen unverändert, Handel und Gewerbe wurden wie bisher ausgeübt, und das nicht nur in den sogenannten nützlichen Berufszweigen: Theater, Kinos, Zirkus waren geöffnet; Musiker, Maler und Schriftsteller konnten sich betätigen. Aber der Zauber war verschwunden: Wir waren in Trauer.

Michel Hollard hatte dem britischen Diplomaten einen neuerlichen Besuch angekündigt. Sein Wille, der alliierten Sache zu dienen, war unerschütterlich, sein Entscheid, auf diese oder jene Art am Kampf teilzunehmen, nicht rückgängig zu machen. Kaum in den Schoss der Familie zurückgekehrt, bereitete er heimlich seine zweite Expedition nach Bern vor.

Die andauernd gute Entwicklung seiner Geschäfte lieferte ihm schöne Gewinne. Daraus äufnete er den für seine vaterländischen Initiativen bestimmten Notgroschen. Als er sich im Juni 1941 von neuem Richtung Schweiz auf den Weg machte, hatte er paradoxerweise mehr Bedenken wegen seines Alliierten als wegen des Feindes. Mehr als die tödliche Gefahr der verbotenen Übergänge waren es nun die Verständnislosigkeit, der Unglauben des britischen militärischen Gegenübers, die er fürchtete. Am meisten empfand er die seelische Ungewissheit, dass die ungeheuren Anstrengungen, denen er sich von neuem unterwarf, vergebens sein könnten. Aber deswegen aufzugeben, konnte er sich nicht vorstellen.

«Was soil's!», wird er später sagen. «Im vorigen Monat habe ich meinen zweiten Besuch in Bern angekündigt. Das war sozusagen ein Versprechen, und ich muss es einhalten!»

Da der Reiseweg in die Schweiz wiederum über Dijon führte, der Stadt, in der sich Büros und Fabrik der Autobloc-Holzvergaser befanden, stattete Michel Hollard der Firma einen erneuten Besuch ab. Nachdem alle aktuellen technischen und kommerziellen Fragen geklärt waren, erklärte er wie bei seiner letzten Durchreise, dass er nun eine Erkundungsreise unternehmen werde auf der Suche nach dem wertvollen Treibstoff, den seine Kunden begehrten.

Nach einer Fahrradtour von ungefähr fünfzig Kilometern erreichte er einen nicht weit von Cusey gelegenen Gasthof. Hier erfrischte er sich und erwartete die Dämmerung. Die Sonne ging unter, als er in Sichtweite der von einer Wache bewachten Brücke kam. Um diese zu vermeiden, machte er mit seinem Fahrrad einen Umweg durch die Felder und näherte sich so dem Kanal. Die befestigte und verminte Schleuse mit ihrem Stacheldrahtverhau hatte immer noch dasselbe feindliche Aussehen. Dank der ihm nun bekannten Methode verschaffte er sich leichten Zugang. Dem als Pforte dienenden, nicht verminten spanischen Reiter gab er nach seinem Durchgang wieder den ursprünglichen Platz.

Trotz des Halbdunkels konnte der Schleusenwärter vom Inneren seines Häuschens aus den Vorgang gut beobachten. Die sogleich verständigte Frau Vrignon bereitete das kleine Zimmer im ersten Stock für den Gast vor. Seine Gastgeber boten ihm zu trinken an und versicherten ihm, dass es äusserst gefährlich gewesen wäre, sich um diese späte Zeit noch in der Nähe des Wasserlaufes zu bewegen. Der Gast schlief wunderbar in diesem malerischen Lokal, von dem aus man die ganze Staustufe des Kanals überblicken konnte. Beim ersten Sonnenstrahl wollte er sich diskret wieder auf den Weg machen, um so das Ehepaar, das er noch im Schlaf glaubte, nicht noch länger zu stören. Das Knarren einer Treppstufe verriet ihn. Er wurde zum Frühstück in Gesellschaft der Vrignons eingeladen, seinetwegen bereiteten sie es etwas früher als gewöhnlich.

Wie im Vormonat zeigten weder der Beamte noch seine Frau das kleinste Zeichen von Neugierde über die Gründe seiner Reise, doch tauschten die beiden Freiwilligen aus dem Ersten Weltkrieg Erinnerungen aus und sprachen darauf über das gegenwärtige Unheil. Ihre Ansichten waren sich sehr ähnlich, bevor Michel Hollard sie verliess, erklärte er daher: «Sie und ich, wir beide führen den Kampf weiter, in den Frankreich trotz seiner traurigen Lage weiterhin moralisch verwickelt ist. Danke. Und auf bald!»

Der Regen hinderte ihn nicht, seine Reise fortzusetzen. Nur durch einen leichten Regenmantel geschützt, fuhr er zweieinhalb Stunden in ei-

ner Sintflut. Er erreichte Gray im selben Moment, in dem ein Autobus sich anschickte, dieselbe Strasse nach Besançon zu nehmen. Man lud sein Fahrrad auf das Dach des Fahrzeugs, und der nun endlich vor dem Unwetter geschützte Passagier genoss eine unverhoffte Entspannung.

Nach der Ankunft im Busbahnhof von Besançon dauerte das schlechte Wetter an, doch er musste wieder den Sattel besteigen. Je näher er den Bergen kam, desto stärker blies der Wind, die Böen zwangen ihn schliesslich abzusteigen. Zu Fuss musste er die steilen Abhänge des französischen Juras ersteigen. Wolken und Regen verbargen den Horizont, sodass er keine der schönen Aussichten bewundern konnte, die er auf seinem Weg nach Derrière-le-Mont passierte. Aber die Entschädigung für seine Mühsal erhielt er durch den Empfang, den ihm die Familie Cuenot bereitetete. Nach zwölf Stunden unterwegs, nur zweieinhalb davon im Autobus, war der Reisende nass bis auf die Knochen und erschöpft. Man lieh ihm trockene Kleider und Pantoffeln, und bevor es zu Tische ging, konnte er das Badezimmer benützen.

Auf beiden Seiten eines riesigen Tisches standen zwei lange Bänke, und auf dem Tisch waren neun Gedecke aufgelegt für die Eltern und ihre sieben Kinder im Alter zwischen zehn und einundzwanzig Jahren. (Im Sommer 2002 konnte der Autor die überlebenden Kinder der Familie Cuenot vereinigen: Marcelle, Marie-Louise, Victor, Maurice, Gilberte und Guy. Die Zusammenkunft war so lebhaft wie früher. In der Scheune wird die Erinnerung an die Familie am Leben gehalten, denn das sehenswerte Gebäude ist nun ein Gasthof geworden, geführt von Pierre Gaiffe, einem Enkel des Inhabers des Sägewerkes von Derrière-le-Mont.) Die Kinderschar vergnügte sich laut und fröhlich, verstummte aber plötzlich, als der Pariser Gast eintrat. In der Mitte der ganzen Gesellschaft wurde für ihn ein zehntes Gedeck aufgetischt. Er dankte der Frau des Hauses, setzte sich und bat die Tischgesellschaft, sich in ihren Gesprächen nicht stören zu lassen. Die Teller waren gefüllt mit einem währschaften ländlichen Mahl, er genoss und lobte es.

Die Mahlzeit und die Entspannung in angenehmer Gesellschaft brachten ihn wieder einigermaßen zu Kräften. Die Ungeduld, weiterzukommen, und seine körperliche Robustheit hätten ihn vielleicht angetrieben, sofort den Weitermarsch in die nahe liegende Schweiz unter die Füße zu nehmen, wenn ihn nicht der Familienvorstand davon abgehalten hätte. Richtigerweise, denn bei seinem Ermüdungszustand musste er weitere Anstrengungen vermeiden. Darüber hinaus hätte die vorgerückte Stunde ihm die Illusion einer geringeren Gefahr vortäuschen können.

Im lokalen Gasthof gab es vielleicht ein Zimmer, aber alle bei den Cuenots wollten den Gast unter dem familiären Dach behalten. Sie richteten sich so ein, dass ein gutes Bett für ihn frei wurde, und er nahm die Einladung dankbar an. In der Nacht zuvor hatten ihm der Schleusenwärter und dessen Frau ein Lager in ihrem malerischen Betriebsgebäude geboten. Am Abend eines Tages, an dem er Wind und Wetter ausgesetzt gewesen war, schätzte der erschöpfte Radfahrer nun den Charme und die Einfachheit eines alten Hauses in den Bergen.

Beim Morgengrauen sorgten Paul Cuenot und seine Frau mit einem kräftigen Frühstück liebevoll für sein Wohl. Der Holzfäller rief ihm die zur Vermeidung der gegnerischen Überwachung notwendigen Vorsichtsmaßnahmen in Erinnerung. Doch beide wussten wohl, dass kein Ratsschlag das Risiko ganz ausschalten konnte, das jedermann einging, wenn er ohne Erlaubnis in dieser Gegend angetroffen wurde. Wäre der Dorfbewohner in Begleitung eines Unbekannten gesehen worden, so hätte sogar das Verdacht erwecken können und hätte die Sicherheit nicht erhöht. Das Fahrrad wurde nun in der Scheune untergebracht, und der Wanderer machte sich allein auf den Weg, der zum Mont Châteleu führte. Während er die von riesigen Tannen gesäumten Hänge hinaufstieg, vergass er ob der Schönheit der Natur für einen Moment die drohende Gefahr, vorübergehend hatte er sogar den Eindruck, er unternahme eine sportliche Tour. Aber dieses verführerische Vertrauen verschwand rasch, als er das kleine Tal erreichte, in dessen Tiefe der Bach floss. Er wusste, dass die deutschen Patrouillen häufig hier durchkamen und dass sie sich manchmal im

Schatten versteckt hielten, um den freien Raum zu überwachen. Durch Paul Cuenot hatte er gelernt, deren mögliches Erscheinen durch verschiedene Anhaltspunkte zu überprüfen. Er kannte auch den Zeitplan der häufigsten Runden.

Der Augenblick schien ihm günstig, er rückte mit dem seiner üblichen Arbeit nachgehenden, ruhigen Schritt eines Bauern vor. Seine Uhr zeigte halb acht, als er die Mauer überquerte, auf deren anderer Seite die Schweiz lag. Zum zweiten Mal empfand Michel Hollard das Glücksgefühl der vorübergehend gewonnenen Freiheit. Doch ach! Seine Begeisterung wurde rasch durch eine neue Bewährungsprobe abgekühlt. Der Zöllner vom Dienst auf dem Posten von La Brévine zeigte sich unerklärlich abweisend und verlangte von ihm sogar, den Weg zurück zu nehmen. Was war inzwischen passiert?

Der Reisende brachte den Grund für diese neue Haltung nie ganz in Erfahrung. An höherer Stelle hatte man offensichtlich Weisung gegeben, für Personen ohne reglementarische Ausweise den Zugang zum eidgenössischen Territorium strenger zu überwachen.

10. Kapitel

Welcome

Er wollte vermeiden, jemanden seiner Verwandten oder Bekannten in der Schweiz, die noch keine Kenntnis hatten über sein Erscheinen im Land, hineinzuziehen. Deshalb dachte er sofort daran, Leutnant André als Zeugen anzurufen, den Offizier, den er beim letzten Mal in Le Locle getroffen hatte. Doch der Zöllner entschied, zuerst Instruktionen bei seinen direkten Vorgesetzten einzuholen. Er erhielt die Antwort, den Franzosen hinzuhalten, bis eine nächsthöhere Stelle den Fall geprüft hätte.

Die Wartezeit war für den Besucher nicht allzu unangenehm. Er sass vor dem Zollamt auf einem Teppich von Gras und Moos an der Sonne, verzehrte eine vom Zöllner angebotene Zwischenverpflegung und wartete auf die Ankunft des Verantwortlichen. Dieser erschien erst zweieinhalb Stunden später und nahm dann telefonisch Kontakt auf mit Leutnant André, auf den sich Michel Hollard berief. Das erwies sich als nicht so einfach, denn der Offizier war inzwischen ins Zivilleben zurückgekehrt und hatte vorübergehend seine private Arbeit wieder aufgenommen. (Während des zweiten Weltkriegs war die Schweizer Armee bekanntlich nicht immer mobilisiert. In Zeiten geringerer Spannungen erlaubte eine Ablösung den Betroffenen, ihre zivile Tätigkeit wieder auszuüben, während ihre Ersatzleute im Einsatz waren.)

Als der Kontakt zustande gekommen war, bestätigte Leutnant André den guten Eindruck, den er beim Treffen des letzten Monats gewonnen hatte, und ergänzte, dass sein Nachfolger bei der Auskunftsstelle der Armee sicher den Wert des französischen Partners würdigen könne. Am Nachmittag des gleichen Tags fand dieses Treffen mit dem neuen Offizier in La Chaux-de-Fonds statt. Dieses Mal konnte der Reisende die Strecke auf Kosten der Armee problemlos mit den offiziellen Verkehrs-

mitteln zurücklegen. Die Zöllner organisierten die Verschiebung zum Treffpunkt per Bus und Bahn. Er wurde von einem Leutnant empfangen, der sich im Gegensatz zu Leutnant André nicht gleich vorstellte, doch erwies sich Jean-Pierre Grandy schliesslich als ebenso sympathisch wie sein Vorgänger.

In Erwartung des Besuchers beim Treffpunkt hatten sich die beiden Offiziere telefonisch über ihn unterhalten. Für die Sicherheit des eigenen Landes benötigte das Oberkommando der Armee Informationen über die militärischen Bewegungen der Deutschen, in erster Linie über diejenigen in den grenznahen Regionen oder in Richtung der Grenze. Der Franzose war in der Lage, über einige flüchtige Beobachtungen Auskunft zu erteilen, die er in den Tagen zuvor bei seiner Durchquerung des Burgunds und der Franche-Comté gemacht hatte. Obwohl diese Angaben eher dürftig waren, gefiel der Bericht dem Militär. Wahrscheinlich würdigte er eher die dahinter stehende Haltung als den Inhalt. Der Schweizer entschied sich daher von sich aus, dem Franzosen dieselbe Hilfe zukommen zu lassen, die sein Kollege einige Wochen zuvor spontan gezeigt hatte. Er verlängerte die Aufenthaltsbewilligung um achtundvierzig Stunden und ordnete einige praktische Massnahmen zu seinen Gunsten an: die Einladung, bis morgen früh im *Hôtel Fleur de Lys* in La Chaux-de-Fonds zu verweilen – dort fand übrigens die Unterredung statt, und dort logierte auch der Generalstab –, die Gewährung der materiellen Mittel, welche ihm die Weiterreise nach Bern und von dort aus wieder zurück zum Zollposten von La Brévine erlauben würde.

Von seiner ersten Reise her hatte Michel Hollard eingesehen, dass es vergeblich und übrigens auch unkorrekt gewesen wäre, auf dem Boden der Eidgenossenschaft mit den Alliierten zusammenzuarbeiten, ohne sich zuvor mit den schweizerischen Behörden verständigt zu haben. Da alle Personen, die er bisher getroffen hatte, vergleichbare Meinungen zu seinen eigenen Überzeugungen geäussert hatten, und da sie sich bereit erklärten, für die Erhaltung der gleichen Werte einzustehen, sah er keinen Grund, sich seinen Gastgebern gegenüber zurückhaltend zu zeigen. Er glaubte an ihre aufrechte Gesinnung, und sollte er enttäuscht werden, hät-

te er natürlich nach seinem eigenen Gewissen gehandelt. Michel Hollard wurde später über das Risiko informiert, dass gewisse Personen mit den Nazis zusammenarbeiteten. Man orientierte ihn, dass der deutsche Geheimdienst zu den Personenregistern schweizerischer Hotels Zugang hatte. In Übereinkunft mit den eidgenössischen Behörden schrieb er sich deshalb unter anderem Namen dort ein.

Aber noch fehlte ihm die Akzeptanz bei den Engländern und deren Zustimmung zu einer Zusammenarbeit. Gut ausgeruht und einigermassen korrekt gekleidet, stieg er am nächsten Morgen in den Zug nach Bern.

Der zweite Besuch Michel Hollards in der Botschaft Grossbritanniens in der Schweiz begann ähnlich wie der erste: ein ängstlicher und misstrauischer Portier, die Zulassung ins Vorzimmer, Schweigen ... aber nicht lange. Drei rasche Schritte ertönten im Gang, und die Türe öffnete sich vor einem vollständig veränderten militärischen Vertreter.

Der vordem hochmütige und herablassende Mann war zwar immer noch etwas steif, aber er lächelte. Er gab dem Franzosen die Hand und hiess ihn willkommen. Der Gegensatz zum letzten Mal war so erstaunlich, dass sich der Gast einen Moment fragte, ob er es mit derselben Person zu tun habe. Auf Einladung des Engländers begaben sich die beiden Männer in ein benachbartes Büro und setzten sich dort an einen kleinen Tisch. Dort musste zuerst die Identität des Besuchers festgestellt werden.

«Bitte geben Sie mir Ort und Datum Ihrer Geburt an. Wie lautet der Mädchename Ihrer Mutter? Welchen Beruf übte Ihr Vater aus? Welches sind die Geburtsdaten und -orte Ihrer Eltern?» Weitere Fragen in Bezug auf verschiedene entferntere Verwandte seiner Familie folgten. Im Laufe dieser Prüfung konsultierte der Diplomat ein Dokument, das der Befragte am Ende lesen durfte. Dessen Schlussfolgerungen lauteten auf Englisch: «Wenn Sie Erkundigungen über Herrn Michel Hollard einziehen, geboren in Épiney-sur-Seine am 10. Juli 1898, Sohn des Professors Auguste Hollard, Doktor der Naturwissenschaften, und von Frau Pauline Hollard,

geborene Monod, handelt es sich um denselben Soldaten, der sich im Alter von 17 Jahren freiwillig gemeldet hat, um an den Kämpfen im Ersten Weltkrieg teilzunehmen, und der dafür mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet wurde.»

Um die Prüfungsfragen zu Ende zu bringen und im Bestreben, das Missbehagen auszuräumen, das seine Kälte bei der ersten Begegnung ausgezeichnet hatte und dessen er sich bewusst war, erklärte der Militärattaché: «Wir treffen häufig auf zweifelhafte Individuen. Bei Ihrem ersten Besuch sah ich mich gezwungen, Vorsicht walten zu lassen. Heute bin ich Ihrer Person sicher. Falls Sie das Angebot, das Sie uns letzten Monat gemacht haben, der britischen Strategie zu dienen, aufrechterhalten, ist uns das sehr willkommen.» «Meine heutige Anwesenheit zeigt, dass mein Wille nicht schwächer geworden ist.» «Falls Sie es für möglich halten, mehr oder weniger regelmässig hierher zu kommen, in welchen Abständen glauben Sie, dass das möglich sein wird?» Nach einem Augenblick der Überlegung antwortete Michel Hollard: «Ich hoffe, dass ich mich etwa alle drei Wochen dafür frei halten kann.» «Das wäre eine ideale Kadenz, aber denken Sie, dass Sie in einem solchen Intervall genügend Zeit dafür hätten, um präzise die grossen feindlichen Einheiten in Ihrer Region identifizieren zu können?»

Überraschung, vielleicht sogar eine gewisse Enttäuschung, war auf dem Gesicht des Franzosen zu lesen. «Interessiert sich denn der britische Generalstab eher für solche Details als für Flugplätze, Treibstofflager und Munitionsdepots? Wissen Sie, dass unsere Feinde grosse militärische Bauten in Angriff genommen haben, vor allem neue Verteidigungslinien?» «Diese Informationen sind offensichtlich wichtig, in erster Linie brauchen wir aber die genaue Ortsbestimmung der Nervenzentren des Gegners. Die Verteilung seiner Kräfte entwickelt sich unablässig weiter. Deshalb müssen wir unser Wissen über die Verschiebung seiner Einheiten – Infanterie, Artillerie, Genietruppen, Fliegerwesen usw. – dauernd auf dem Laufenden halten und die Lage ihrer Hauptquartiere ausfor-

schen. Hier habe ich die Liste einiger Divisionen, von denen uns zuge-
tragen wurde, dass sie kürzlich in den Abschnitt Mitte-Nord Frankreichs
verschoben worden seien. Um zu beginnen, könnten Sie deren Anwesen-
heit kontrollieren und die Einheiten sorgfältig bestimmen. Die Panzerko-
lonnen sind im Moment die Einheiten, die grösste Wachsamkeit erfor-
dern.»

Michel Hollard prüfte die Liste. Er hatte aufmerksam zugehört, aber
was von ihm verlangt wurde, machte ihn ratlos. Noch konnte er die Be-
deutung der von ihm erwarteten Auskünfte nicht richtig einschätzen. Als
er zur Botschaft kam, hatte er gehofft, einen präziseren Auftrag zu erhal-
ten. So antwortete er zum Schluss, dass er sein Möglichstes tun werde,
um die Erwartungen der britischen Experten zu erfüllen. Bevor sie sich
trennten, unterhielten sich die beiden Männer noch einige Minuten, der
Engländer versuchte offensichtlich, die Atmosphäre etwas aufzuwärmen.
Seine anfängliche Trockenheit, teilweise vorgetäuscht, war vermutlich
pflichtgemäss gewesen. Als er seinem neuen Agenten, der seinen Namen
noch nicht kannte, die Hand reichte, stellte er sich vor: Major Fryer. Zum
Abschied wünschte er ihm in herzlichem Ton viel Glück.

Ohne sich dessen bewusst geworden zu sein, war Michel Hollard
soeben von einem Vertreter des Kriegsministeriums einem Test über die
Anerkennung als freiwilliger Informant unterzogen worden. Hingegen
realisierte er, dass er in Zukunft wohl oder übel geheim im Halbdunkel
handeln, mit vielen Feinden in Kontakt kommen musste, ohne diesen je
offen gegenüberzutreten zu können. Früher hätte er solche Heuchelei zwei-
fellos als unvereinbar mit seiner von christlichen Grundsätzen geprägten
Haltung erachtet. Solche Skrupel erschienen ihm heute kindlich. Ver-
schiedentlich hatte er schon eine imaginäre Suche nach Holz vortäuschen
müssen, um seine Anwesenheit im Jura zu rechtfertigen. Um gegen den
Gegner zu kämpfen, der sich in seinem Land eingemischt hatte, waren Lis-
ten nicht nur erlaubt, sondern unvermeidlich.

Meine Arbeit wird monoton wie die der Ameisen und im Dunkeln
sein, dachte er. Von jetzt an ist es nötig, den Weg für die Ankunft der

alliierten Truppen in Frankreich vorzubereiten, auch wenn deren Landung wohl erst nach einigen Jahren in Betracht kommt. Die Deutschen sind dem Anschein nach sehr stark. Aber sie machen nur den Eindruck von Überlegenheit. Man muss alles tun, damit der Erfolg bald die Seiten wechselt.

Auf seinem Rückweg bei regnerischem Wetter hätte eine drohende Gefahr seiner Reise beinahe ein Ende gemacht. Fast unmittelbar nach Überqueren der Grenze bemerkte er nicht weit von ihm entfernt einen in einem Hinterhalt versteckten Soldaten mit dem Gewehr im Anschlag. Sein Glück war, dass dieser in die entgegengesetzte Richtung blickte. Der Flüchtige bückte sich und legte sich dann im Schutz der nassen Gebüsche langsam hin. Lange musste er in dieser unbequemen Lage ausharren, bis der Gegner geruhte, den Ort zu verlassen.

Anderthalb Stunden später begrüßte die ganze Familie Cuenot den Eingeladenen, der von nun an wie ein Verwandter betrachtet wurde. Bei Tisch rückte man gerne zusammen, um ihm Platz zu machen, und das Bett, das er vor wenigen Tagen schon belegt hatte, wurde ihm wiederum zur Verfügung gestellt. Beim Morgengrauen schrieb er eine Dankesbotschaft an seine noch schlafenden Freunde. Sein Fahrrad wartete in der Scheune auf ihn. Leise bestieg er es, er war entschlossen, so rasch wie möglich die Schleuse von Cusey zu erreichen. Das Wetter war günstig, und körperlich war er in Form. Zusammen mit seiner eisernen Moral erlaubte ihm dies, den langen Weg bis zum Abend in einem Stück zurückzulegen, nur unterbrochen von kurzen Essenspausen.

Der Schleusenwärter Arthur Vrignon empfing ihn als Freund und verstand sofort, dass der Versuch, ihn ein weiteres Mal zurückzuhalten, unnötig war. Während er ihm das nun zur Tradition gewordene Glas Wein anbot, hielt er Ausschau nach der Runde der zur Überwachung des Kanals eingesetzten Soldaten. Als er den Moment für günstig erachtete, ging er seinem Besucher selbst voran, wegen seines Holzbeins mit akrobatischem und schwankendem Gang, hängte den nicht verminten spanischen

Reiter aus und erlaubte seinem Schützling so, das stählerne Hindernis zu überwinden. Von den beiden Seiten des Kanals aus tauschten die beiden Männer ihre freundschaftlichen Grüsse aus.

Trotz zunehmendem Muskelkater fand der Radfahrer die nötige Kraft, um Dijon zu erreichen. Dort gab er sein Rad in der Gepäckaufbewahrung ab, rannte auf den Bahnsteig und erreichte den Nachtzug nach Paris. Erschöpft, aber zufrieden, seinen Platz als Soldat wieder gefunden zu haben.

11. Kapitel

Amateur als Geheimagent

Gegen sieben Uhr morgens wurde die Wohnungstür sachte geöffnet, gerade als Yvonne Hollard das Frühstück vorbereitete. Die Rückkehr des Familienoberhauptes zu diesem ungewöhnlichen Zeitpunkt erweckte allgemeine, wegen des Überraschungseffekts noch verstärkte Freude. Vor seiner Abreise hatte er mit einer wesentlich längeren Abwesenheit gerechnet, ohne dass er Nachricht geben oder empfangen könnte. Weil er den Ablauf seiner Expedition und den Ausgang des zweiten Besuchs bei der britischen Botschaft nicht voraussehen konnte, hatte er klugerweise eine längere Dauer eingerechnet.

Das Schweigen, mit dem er bis jetzt sein wirkliches Ziel verhüllt hatte, lag schwer auf dem Herzen dieses von Natur aus mitteilbaren Menschen, der den familiären Austausch so sehr schätzte. Er beherrschte seine Müdigkeit und versuchte, die Neugierde seiner Familie und uns drei Kindern zu befriedigen, bevor wir in die Schule aufbrechen mussten. In wenigen Worten fasste er zusammen, wie er zum zweiten Mal heimlich den Kanal überquert und darauf die phantastische Tour mit dem Fahrrad im Gewitterregen zurückgelegt hatte. Sein Bericht war ähnlich wie derjenige, der uns bereits beim letzten Mal vor einigen Wochen so gepackt hatte, doch hielt er nun hier an und versprach uns, später mehr über die Fortsetzung zu erzählen, denn sein Bedürfnis nach Schlaf wurde immer offensichtlicher. Für uns drei Kinder rückte der Schulbeginn näher, die Hausfrau musste Einkäufe machen, daher verliessen wir alle zusammen das Haus und liessen ihn schlafen.

Bei unserer Rückkehr am späten Vormittag unterbrachen wir abwechselnd die lebhaftere Auseinandersetzung unserer Eltern. Die beiden konnten sich seit ihrer Kindheit, lebten in beinahe vollkommener gegenseitiger Übereinstimmung und verschwiegen sich praktisch nichts, auch wenn

Konflikte manchmal unvermeidbar waren. Dennoch hatte es mein Vater bis jetzt für besser gehalten, über seine Kampfziele gegen die Besetzer Stillschweigen zu bewahren.

Meine Mutter war sehr intuitiv, sie konnte auf dem Gesicht ihres Gatten wunderbar seine Gedanken lesen. Sie hatte das Spiel der Gutgläubigkeit mehr oder weniger mitgemacht, war aber nicht wirklich von seinen Absichten überzeugt gewesen, als er ihr über sein Eindringen in die verbotene Zone erzählt hatte. Sie zog die Zwischenfälle, so wie er sie ihr schilderte, nicht in Zweifel, konnte aber nicht umhin, gewisse Ungeheimheiten darin zu finden. Rechtfertigte die Suche nach Brennstoff für Holzvergaser wirklich, dass er sich solcher Gefahr aussetzte? Im gedanklichen Zusammenhang seines Berichts fehlten wahrscheinlich wichtige Glieder.

Bis zu diesem Tag hatte Michel Hollard versucht, Zeit zu gewinnen und seine Frau zu beruhigen. Moralisch und physisch litt sie ebenso sehr unter der Besetzung. Mutig und stark bewies sie Würde. Sie teilte die Lagebeurteilung ihres Mannes und hielt sich über die Entwicklung auf dem Laufenden, indem sie regelmässig das aus London ausgestrahlte Radioprogramm des freien Frankreich hörte. Michel Hollard merkte, dass der Augenblick gekommen war, mit seiner Frau ohne Vorbehalte zu reden. Er nutzte die Momente relativer Ruhe, um ihr endlich das wirkliche Ziel seiner Unternehmung zu enthüllen: Dass es ihm nach einigen Monaten diskreter Vorbereitung gelungen war, mit der Botschaft Grossbritanniens in Bern Verbindung aufzunehmen, in der Stadt, von der er nun zum zweiten Mal zurückgekehrt war.

Zuerst entsetzt, fasste sich Yvonne Hollard rasch und hörte sich die Fortsetzung des Berichts an. Einige Wochen früher hätte sie wohl heftiger reagiert. Als ihr der Gatte aber dann den Auftrag ankündigte, den ihm der britische Militärattaché erteilt hatte, konnte sie einen Ausruf der Angst nicht unterdrücken. In der Hoffnung, sie etwas zu beruhigen, versicherte er ihr, entgegen aller Glaubwürdigkeit, dass der von ihm erwartete Dienst ihn keinerlei Gefahren aussetzen würde.

Entgegen den ursprünglichen Erwartungen des neuen Agenten betrafen die Auskünfte, die Major Fryer zu erhalten wünschte, auf den ersten Blick nicht zu bombardierende Objekte. Zweifellos verfügte der englische Geheimdienst bereits über Informanten, welche beauftragt waren, die Luftangriffe zu leiten. Aber es ist auch möglich, dass der englische Offizier suchte, den Neuling sich beweisen zu lassen, indem er ihm Aufträge erteilte, die als etwas weniger gefährlich erachtet wurden. Der unerfahrene Ermittler verstand aber bald, dass er die Schwierigkeit seiner Aufgabe im Ameisenhaufen Paris unterschätzt hatte.

Im Radiobericht aus London wurde mit verdeckten Worten oft von französischen Gruppen gesprochen, die im Kampf gegen den Besatzer standen. Weil es Michel Hollard nicht gelungen war, eine Beziehung zu einem Netz zu knüpfen, konnte er bei der Aufstellung eines Aktionsplans nur auf sich selbst zählen.

Ungezähltes deutsches Militär aller Waffengattungen und aller Grade zog ständig durch die Hauptverkehrsadern der Kapitale. Für den Beobachter wurde diese Menge in Uniform zu einer unüberschaubaren Masse. Im Gegensatz dazu trug der Autopark des Feindes, obwohl sehr uneinheitlich, Markierungszeichen, die einfach zu erkennen waren. Damals, im Juni 1941, waren die verschiedenen Einheiten durch Figürchen und Gestalten gekennzeichnet, aussagekräftige Symbole, die in der Regel auf kleinen Schildern hinten an den Fahrzeugen angebracht waren. Solche Zeichen konnten ein Eichhörnchen, ein Elefant, ein Stern sein... Man fand sie auf den Portalen der Parkplätze oder der Umschlagplätze und auf den Wimpeln beim Eingang der Stabsquartiere. Es schien nicht unmöglich, beim Durchfahren der so markierten Autos, Motorräder, Lastwagen oder Maschinen einen Rückschluss zu ziehen auf ihren Heimstandort oder sogar bis zum Standort der Spitze der militärischen Hierarchie.

Die Bauten der französischen Armee waren alle durch den Feind belegt. Michel Hollard kannte die meisten dieser Gebäude gut, an deren Fassaden er jetzt betrübt die Hakenkreuzfahne flattern sah. Indem er einige dieser Zentren in Paris beobachtete, stellte er die Kennzeichen der

zahlreichen Fahrzeuge fest, die sich dorthin begaben oder von dort wegfuhr. Aber die Verschiedenartigkeit der Zeichen und Symbole vor seinen Augen war so gross, dass sich seine ersten Untersuchungen als vergeblich erwiesen. Die ersten Spuren, bei welchen es dem Ermittler gelang, nützliche Angaben herauszufinden, zeigten sich bei den Lastwagen-Reparaturwerkstätten, die er wegen seiner Holzvergaser besuchen musste. Mit den Spezialisten dort hatte er schon vor dem Krieg Geschäftsbeziehungen gehabt, sie schätzten ihn sowohl wegen seiner beruflichen Kenntnisse als auch wegen seiner Eigenschaften als Mensch. In ihrer grossen Mehrheit gaben diese Männer ihrer Abneigung gegen die Besetzer offen Ausdruck, auch wenn einige darunter der Versuchung nachgaben, lukrative Reparaturen für Material der deutschen Armee vorzunehmen. Die Wahrheit ist, dass man wie Michel Hollard von ungewöhnlicher Entschiedenheit beseelt sein musste, um dem ständigen Druck oder sogar den Drohungen zu widerstehen, die der Feind äusserte, wenn man die Zusammenarbeit verweigerte. Die meisten Kollaborationshandlungen wurden sicherlich durch Personen begangen, deren Charakter weniger gefestigt war. Sie beschwichtigten ihre Skrupel, indem sie ihre Zugeständnisse als unausweichlich erachteten, und meist suchten sie sie nicht einmal zu verbergen. So erklärte einst ein Mechaniker im Kreis einer Gruppe von Technikern mit einer gewissen Naivität, dass er an einer Serie von grossen militärischen Maschinen arbeite. Michel Hollard, der anwesend war, wartete, bis er allein mit ihm reden konnte. Ohne etwas von seinen geheimen Aktivitäten zu enthüllen, brauchte er nicht viel, um den Schwätzer weiterreden zu lassen und so zu erfahren, wo sich die fraglichen Maschinen befanden. Deren Depot befand sich in der Nähe eines benachbarten Vorortes, den er gut kannte.

Als er dort eintraf, lachte ihm das Glück. Er fand eine riesige Anlage vor, Ort einer intensiven Geschäftigkeit. (Wahrscheinlich handelte es sich um die Militärwerkstätte von Satory vor den Toren von Versailles. Die Deutschen hatten dort eine grosse Panzerbasis angelegt.) Kurz zuvor hatte er um eines der schönsten Hotels in der Umgebung ein ständiges

Hin und Her von Militärs bemerkt, worunter zahlreiche mit höheren Graden. In der unmittelbaren Umgebung der beiden Anlagen konnte er nach wenigen Blicken feststellen, dass die Mehrzahl der grossen oder kleinen Vehikel eine einheitliche Markierung aufwiesen. Das gleiche Erkennungszeichen war am Eingang der Residenz angebracht. Hier hatte er soeben eine der wichtigsten motorisierten Formationen und den Standort ihrer Chefs in der Region Paris aufgespürt. Durch dieses erste Resultat ermutigt, arbeitete er einen Plan für Geschäftsreisen aus, derart, dass er diese Art von Nachforschungen mit seiner geschäftlichen Tätigkeit in Einklang bringen konnte.

Das Volk scheute sich nicht, die Truppenbewegungen zu kommentieren. Dank zufälligen Gesprächen entdeckte er ziemlich rasch Spuren weiterer in der Île-de-France zerstreuter feindlicher Einheiten. Indem er sich an verschiedenen Orten die auf zahlreichen Fahrzeugen aufgemalten Kennzeichen in Erinnerung rief, machte er sich daran, die Erstklasshotels und Schlösser in der Umgebung zu beobachten. Ohne grosse Schwierigkeiten fand er hier wiederum die gleichen Figürchen, die auf den berühmten Kommandofähnchen mit den deutschen Farben aufgesteckt waren.

In der Tat wählten die höheren Offiziere als Unterkunft für sich und ihre Berater und deren gelegentlich recht zahlreiches Stabspersonal immer Schlösser, Luxuswohnungen und grosse Hotels aus, die sie für ihre Zwecke in Beschlag nahmen. Das galt vor allem, wenn es Kasernen in der Nähe gab. Warum hätten sich diese Herren auch des Prunks und der Annehmlichkeiten, die in der Nachbarschaft zu finden waren, enthalten sollen? Um die Befreiung Frankreichs vorzubereiten, mussten die Alliierten unbedingt wissen, wo diese Personen residierten.

Mit der Dekoration des Hecks ihrer Fahrzeuge mit hübschen, scheinbar unschuldigen Ornamenten lieferten die Deutschen ihren Gegnern eine wertvolle Hilfe. Was für ein seltsamer Leichtsinn! Sie wurden sich dessen schliesslich auch bewusst. Kurz nachdem diese Kennzeichen für Michel Hollard, der ein grosser Liebhaber von Bilderrätseln geworden war, ihren

Zweck erfüllt hatten, verschwanden die kleinen Tiere, Bilder oder anderen Abbildungen, welche so hübsch und so leicht zu identifizieren waren, für immer.

Mein Vater redete mit den Seinen offen über seine Tätigkeiten. Welch ein Zutrauen hatte dieser Mann zu seinen Kindern, die im Alter von elf bis achtzehn Jahren standen! Es kam ihm gar nicht in den Sinn, dass eines davon Verrat begehen könnte, und sei es auch nur durch Aufschneiderei. Nie hielt er es für notwendig, den vertraulichen Charakter dessen, was er uns erzählte, zu betonen, jeder Appell an Diskretion schien ihm überflüssig.

Nachdem der deutsche Fahrzeugpark endgültig von seinen kleinen, ebenso schmucken wie für den französischen Widerstand nützlichen Ornamenten befreit worden war, fühlte Michel Hollard sich einen Moment lang ratlos. Seine erste Regung war, die Lage als hoffnungslos zu betrachten. Doch alsbald änderte er seine Meinung: «Jetzt ist es noch wichtiger, Gewitztheit zu beweisen. Koste es, was es wolle, es muss mir gelingen, meinen Verbündeten Aufschluss zu geben, denn ihre anderen Informationsquellen befinden sich in derselben Lage und laufen Gefahr, zu versiegen. Jedermann weiss, dass es sich die höchsten Offiziere des Feindes in Palästen bequem machen. Wie wäre es, wenn ich diskret die luxuriösesten Wohnstätten in der Ile-de-France abklopfen würde?»

So kam ihm die Idee, die Reihenfolge seiner Untersuchungen umzukehren und zuerst die attraktivsten Residenzen aufzusuchen. Die neue Methode war offensichtlich gefährlicher als die vorherige. Er musste sich von nun an in die Nähe der Wölfe wagen, sich getrauen, sie bis in die unmittelbare Nähe ihres Baus herauszufordern.

Nachdem er eine erste Liste von Grandhotels und Schlössern erstellt hatte, die mit den öffentlichen Transportmitteln erreichbar waren, stellte er sofort fest, dass sein Gefühl ihm gut geraten hatte: Die Mehrzahl dieser Prestige-Unterkünfte diente als Schlupfwinkel dieser «fetten Schmarotzer». Er kam zu folgender Schlussfolgerung: «Diese wichtigen Persönlichkeiten, die sich wie Prinzen eingerichtet haben, gebieten ohne Zweifel über Truppen, die einigermaßen in der Nähe untergebracht sind.

Logischerweise belegen die deutschen Kräfte in erster Linie die von den entsprechenden französischen Einheiten verlassenen Gebäude. Da weder die Menschen noch das Material verschoben werden können, ohne dass die Aufmerksamkeit der Bevölkerung in der Nachbarschaft geweckt wird, muss ein Zusammenzug von Berichten französischer Augenzeugen Schlüsse über Verlegungsorte und vielleicht sogar über die Reorganisation der Dienstwege erlauben.»

Die ansteckende Überzeugung Michel Hollards und seine Überredungskraft hatten ihm bereits Grenzen geöffnet. Männer und Frauen, die er zum ersten Mal traf, lieferten ihm ohne Vorbehalte alle notwendige Hilfe, obwohl sie fast nichts von ihm wussten und keinen Beweis seiner Loyalität hatten. Das ganze Geheimnis der Gründung des Netzes *Agir* lag in der Begeisterung und dem Charisma seines Chefs.

Verstärkung

Michel Hollard handelte vorerst allein. Trotz seiner Unerfahrenheit sammelte er in einer ersten Ausbeute Informationen über die in der Region Paris stationierten Panzer. Er kam wieder nach Bern, wo Major Fryer diese Auskünfte, die dem Generalstab in London bisher zum Teil unbekannt gewesen waren, mit Befriedigung entgegennahm. Er lieferte dem Offizier auch weiterhin Unterlagen und bemühte sich, ihm wie vorgesehen regelmässig etwa alle drei Wochen einen Besuch abzustatten. Das aber verpflichtete ihn zu einem höllischen Tempo. Er konnte es sich nämlich nicht leisten, in seinen beruflichen Tätigkeiten nachzulassen. Sie sicherten nicht nur den Lebensunterhalt seiner Familie, sondern finanzierten auch seine unaufhörlichen Geschäftsreisen, ob diese nun beruflicher oder patriotischer Natur waren.

Gänzlich uninteressiert, dachte er gar nicht daran, mit den Engländern über seine Ausgaben zu reden. Nach Ablauf mehrerer Monate offerierten ihm diese von sich aus, wenigstens seine Spesen zu übernehmen. Ihm kam nie die Idee, seine Tätigkeit als Widerstandskämpfer zu Geld zu machen, wie wenig es auch gewesen wäre. In der Folge wuchs die Bedeutung seiner Entdeckungen, sodass die Briten ihn ersuchten, seine privaten Funktionen ganz aufzugeben. Als Entschädigung dafür boten sie ihm den Gegenwert eines Offiziersgehalts an. Trotzdem verliess er nie völlig den Schutz, den ihm seine Vertretung für Holzvergaser bot, auch wenn diese schliesslich nur noch fiktiv war.

Bis es so weit war, finanzierte Michel Hollard seine Agententätigkeit ausschliesslich aus eigenen Mitteln, ausser dass die schweizerischen Behörden ihm weiterhin Transport und Aufenthalt im Land zur Verfügung stellten. Aufgrund einer vertraulichen, freundschaftlichen Vereinbarung

mit der Botschaft Grossbritanniens gewährte die Eidgenossenschaft dem Franzosen grosse Privilegien, auf diese Weise konnten beide Länder gleichzeitig von den gleichen Informationen profitieren.

Die Offiziere André Gagneaux, Jean-Pierre Grandy und Pierre Huser (alias Thévenaz) waren die wichtigsten militärischen Kontaktpersonen auf Schweizer Seite. Um ihn vor den Gefahren von Machenschaften des deutschen Geheimdienstes zu schützen, stellten ihm die eidgenössischen Autoritäten Identitätspapiere aus, lautend zuerst auf das Pseudonym Jacques Rolland und später André Gilles.

Michel Hollard begriff bald einmal, dass er auf sich allein gestellt nur eine beschränkte Zahl von Unterlagen beschaffen konnte. Um seinen Auftrag ausweiten zu können, musste er sich eine Mannschaft verschaffen. Er musste nicht lange suchen, bis er seine ersten Hilfskräfte fand. Die Entwicklung seines Unternehmens mit Holzvergaseren ermöglichte ihm eine regelmässige Verbindung mit der Welt der Fernfahrer, der *Routiers*.

Louis Villette, mit dem er eine alte Geschäftsbeziehung hatte, durchfuhr mit seinem Lastwagen ständig den ganzen Nordwesten Frankreichs. Aus beruflichen Gründen hatte er die Erlaubnis, Transporte entlang der Küstenzone durchzuführen. Dieser offene und spontane Mann machte kein Hehl aus seinen patriotischen Gefühlen. Er willigte auf Anhieb ein, die Rolle eines Beobachters zu übernehmen. Die Ausbeute an Informationen, die er lieferte, übertraf alle Erwartungen Michel Hollards. Dem Fahrer gelang die Beantwortung vieler zur näheren Abklärung formulierter Fragen des Geheimdienstes in London. So identifizierte er mehrere deutsche Einheiten, die sich im Norden Frankreichs eingenistet hatten. Er konnte deren Standorte ebenso wie den ihrer Kommandostellen genau bestimmen. Er liess es aber nicht dabei bewenden. Auf der Rückreise nach Paris machte er reiche Ernte an Informationen über die Angriffs- und Verteidigungseinrichtungen, welche die Besetzer in der Nähe der Küste aufgebaut hatten:

- vollständige und genaue Aufstellung der Fliegerabwehrbatterien zwischen Abbeville und Calais;

- Entdeckung eines im Bau befindlichen Hafens für Unterseeboote in Boulogne;
- neue Karte des Flugplatzes von Abbeville und seiner unmittelbaren Umgebung.

Dieser Flugplatz verbarg sich hinter einer besonders geschickten Maskierung. Von der Luft aus gesehen, glich er einer friedlichen Ansammlung von landwirtschaftlichen Betrieben. Das grösste Gebäude, ein grosser Flugzeughangar, war getarnt als eine Kirche, der nur der Glockenturm fehlte!

Kurz vor der Bombardierung dieser Basis strahlten die Briten über das Radio die folgende, merkwürdige Anzeige aus: «Das Bier ist gut!» Es handelte sich um das mit Michel Hollard und Louis Villette vereinbarte Signal des bevorstehenden Angriffs durch die *Royal Air Force*. Es wurden Apparate der Luftwaffe, vor allem für die Abwehr der britischen Luftangriffe bestimmte Jagdflugzeuge, auf ihren Parkplätzen und in den Hangars zerstört.

Louis Margot, ein anderer Lastwagenchauffeur, kam das erste Mal als Kunde in das Büro der Firma Autobloc. Er hatte eben einen gebrauchten Lastwagen gekauft, den er auf Betrieb mit Holzkohle umstellen wollte. Der Besucher war ein alter Soldat mit ruhmreicher Vergangenheit, den eine Kriegsverwundung gezwungen hatte, vorzeitig ins Zivilleben zurückzukehren. Die Besprechung mit Michel Hollard beschränkte sich nicht lange auf handwerkliche Themen, weil die beiden neuen Handelspartner bald ihre übereinstimmenden Ansichten über den katastrophalen Zustand des besetzten Landes feststellten.

Weil die relativ komplizierten technischen Änderungen einige Tage in Anspruch nahmen, bevor der Lastwagen wieder in Betrieb genommen werden konnte, hatten die beiden Männer Gelegenheit, sich mehrmals zu treffen. Michel Hollards Vertrauen in die Rechtschaffenheit des Transportunternehmers hatte sich im Laufe der Gespräche noch bestätigt. Als das Fahrzeug bereit war, entschied er sich daher, offen mit ihm zu reden,

bevor sie auseinandergingen. In Anwesenheit eines Mechanikers prüfte der Camionneur seine Maschine aufmerksam, um sich mit der neuen, recht heiklen und anforderungsreichen Vorrichtung vertraut zu machen. Nach Abschluss dieser Instruktionsbesprechung bat ihn Michel Hollard, ihm ins Büro zu folgen.

«Sie wissen», so sagte er ihm, «dass ich wie Sie ein Kriegsveteran bin. Die Ansichten, die Sie in diesen letzten Tagen geäußert haben, rufen bei mir den Gedanken wach, dass wir gemeinsam nutzbringend handeln könnten, so wie wir es jeder einzeln in der Vergangenheit getan haben.» Das Gesicht Louis Margots verriet nichts als ein leichtes Erstaunen. «Aber wie können wir denn einen Kampf weiterverfolgen, der bereits verloren ist», fragte er?

«Die Katastrophe in Frankreich darf nicht gesondert von der Lage Europas oder sogar der ganzen Welt betrachtet werden. Noch vor Kurzem haben sich die Nazis gebrüstet, sie könnten mit ihren Eroberungen fortfahren. Doch aus sicherer Quelle weiss ich, dass ihre Armeen beginnen, sich festzufahren. Ihre Propaganda versucht uns zu täuschen, alle offiziellen Informationen sind lügnerisch. Von Natur aus bin ich Optimist. Ich will glauben, dass Freiheit und Gerechtigkeit eines Tages triumphieren werden. Doch zweifellos müssen wir noch eine lange Leidensphase durchmachen. Unsere Alliierten nehmen den Kampf ohne die französische Armee auf. Glücklicherweise retten General de Gaulle und eine gewisse Zahl von französischen Einheiten unsere Ehre. Familiäre Verpflichtungen hindern uns, Sie und mich, uns ihnen anzuschliessen. Jedoch können auch im besetzten Frankreich Leute wie wir ihren Beitrag zum Kampf leisten. Haben wir das Recht, passiv zu bleiben?» «Offensichtlich nicht!» «Nun denn, da wir von denselben Überzeugungen be-seelt sind, frage ich Sie, ob Sie es auf sich nehmen könnten, an der patriotischen Aktion, die ich begonnen habe, teilzunehmen, ohne dabei Ihre berufliche Tätigkeit aufzugeben?» «Ich erwartete einen Vorschlag dieser Art, was erwarten Sie von mir?» «Im Laufe Ihrer Geschäftsfahrten werden Sie zahlreichen feindlichen Verbänden begegnen. Vielleicht gelingt

es Ihnen, deren Unterkünfte zu lokalisieren. Wenn es sich um Panzer, Artillerie oder anderes spezielles Rüstungsmaterial handelt, werden Sie das als Soldat ohne Mühe erkennen. In der Umgebung von Wagenpärken oder anderen Versammlungsorten sind wahrscheinlich auch die Unterkünfte der Offiziere. Diese haben ihre Kommandoposten wahrscheinlich in den luxuriösesten Residenzen eingerichtet. An diesen herrschaftlichen Sitzen geht es oft wenig diskret zu. Da unsere Besetzer dem Prunk und der Grossspurigkeit nicht widerstehen können, müssen wir ihnen fast dafür danken, dass sie so die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen und die Aufgabe der Widerstandskämpfer, sie auszuspionieren, beinahe etwas erleichtern ... ! Muss ich Sie auf die Gefahren aufmerksam machen, die eine Annäherung an diese Wespenester bedeuten können?» «Schon gut. Ich werde mich bemühen, klug vorzugehen.»

Louis Margot bestätigte seine Worte sehr rasch durch seine Ermittlungsarbeit und seine Hingabe. Getreu der erhaltenen Instruktionen begann er mit der sorgfältigen Beobachtung und Ortung von feindlichen Einheiten in der Region von Paris. Die Qualität seiner Berichte war so gut, dass Michel Hollard ihm einen Auftrag anvertraute, auf den die Luftwaffe der Verbündeten höchsten Wert legte. Rund um Paris hatte der Feind ein dichtes Netz von Fesselballons als Luftabwehrverteidigung installiert. Man kann sich leicht den Ärger der Piloten über die unsichtbaren Kabel vorstellen, welche diese «Würste» untereinander verbanden. Von nun an wurde ihnen geholfen durch eine präzise Lokalisierung dieser beweglichen Hindernisse. Bis zum Kriegsende kam Louis Margot zuverlässig der wichtigen Verpflichtung nach, regelmässig die Verschiebung der Kabelwinden am Boden, die Wechsel der Flughöhe und den Stundenplan des Steigenlassens aufzuzeichnen.

Zu Beginn schien sich der britische militärische Partner fast ausschliesslich für die Verteilung der feindlichen Truppen im besetzten Land zu interessieren. Die Berichte, die er darüber erhielt, übertrafen bald seine Erwartungen. Er nahm Kenntnis davon, zeigte aber mit der Zeit eine gewisse Gleichgültigkeit. Vielleicht hielt er gewisse Informationen für

Phantasieprodukte, bis zu dem Tag, da die Direktion des Geheimdiensts in London sie bestätigen konnte und sich über ihre Zuverlässigkeit im Klaren war. Nachdem sich erwiesen hatte, dass die Berichte sehr präzise waren, erhielt Major Fryer den Befehl, Michel Hollard freie Hand zu geben, sein Untersuchungsgebiet auszudehnen und alles auszuforschen, was er als militärisch nützlich erachtete, in einem so weiten Gebiet wie möglich. Um diesen erhöhten Anforderungen zu genügen, war es notwendig, weitere Mitarbeiter zu finden. Viele Jahre später äusserte der ehemalige Widerstandskämpfer sein Erstaunen darüber, wie er sein Netz ausbauen konnte. Anlässlich einer Versammlung im Freundeskreis von *Agir* erklärte er, die Art, wie die Mitarbeiter verpflichtet werden konnten, hätte ohne Zweifel eine der Eigentümlichkeiten der Organisation ausgemacht. Es sei eigentlich eine Verrücktheit gewesen, es sei denn, man hätte es gewissermassen als Wunder bezeichnet, das sie sowohl angefeuert als auch geschützt hätte ... !

Eines der Mitglieder erinnerte jedoch daran, dass es in jener Zeit der allgemeinen Entmutigung in Frankreich eines Mannes von seiner Charakterstärke bedurft hatte, der die anderen mit seinem exemplarischen Beispiel anleitete und beeinflusste. Dazu meinte Michel Hollard: «Ihr wart alle von patriotischem Feuer beseelt. Ich habe nur eure Empörung gegen die Tyrannei geweckt, die ihr schweigend erduldet habt. Vorher habt ihr diese schlummernden Gefühle, die sich in euren Herzen zusammenbrauten, unterdrückt. Denkt an die Umstände zurück, unter denen wir uns zum ersten Mal trafen. Niemand von uns hielt es für notwendig, den guten Glauben des bis anhin unbekanntem Gesprächspartners in Frage zu stellen. Was mich betrifft, so hatte ich bei der Gründung unseres Netzes keine Möglichkeit, auf indirektem Weg jemanden anzugehen, und niemand musste sich mir gegenüber zuerst ausweisen. Heisst das, dass wir leichtsinnig waren? Sicher nicht. Bei unserem ersten Zusammentreffen, das meistens zufällig erfolgte, schauten wir uns einfach in die Augen, und die freien Blicke genühten, um unser Einverständnis zu beschliessen. Mit einer solchen Methode riskierten wir ohne Zweifel jedes Mal einen ka-

pitalen Fehler. Aber auf diese Art entstand zwischen uns ein Klima des Vertrauens ohne Vorbehalt, das jeden beflügelte und unsere Freundschaft besiegelte.»

Energische und diskrete Mitkämpfer: Louis Vilette und Louis Margot sind beispielhaft für die ausserordentliche Einfachheit, mit der das Netz *Agir* aufgebaut wurde. Sie bereicherten die Reihe, der schon der Schleusenwärter Arthur Vrignon und der Bergbewohner Paul Cuenot angehörten. Diese beiden Verbündeten der ersten Stunde verfehlten nie, über die Sicherheit Michel Hollards zu wachen, wenn er bei der Annäherung an die Grenze der Gefahr ins Auge sah, deutschen Patrouillen oder deren Hunden zu begegnen.

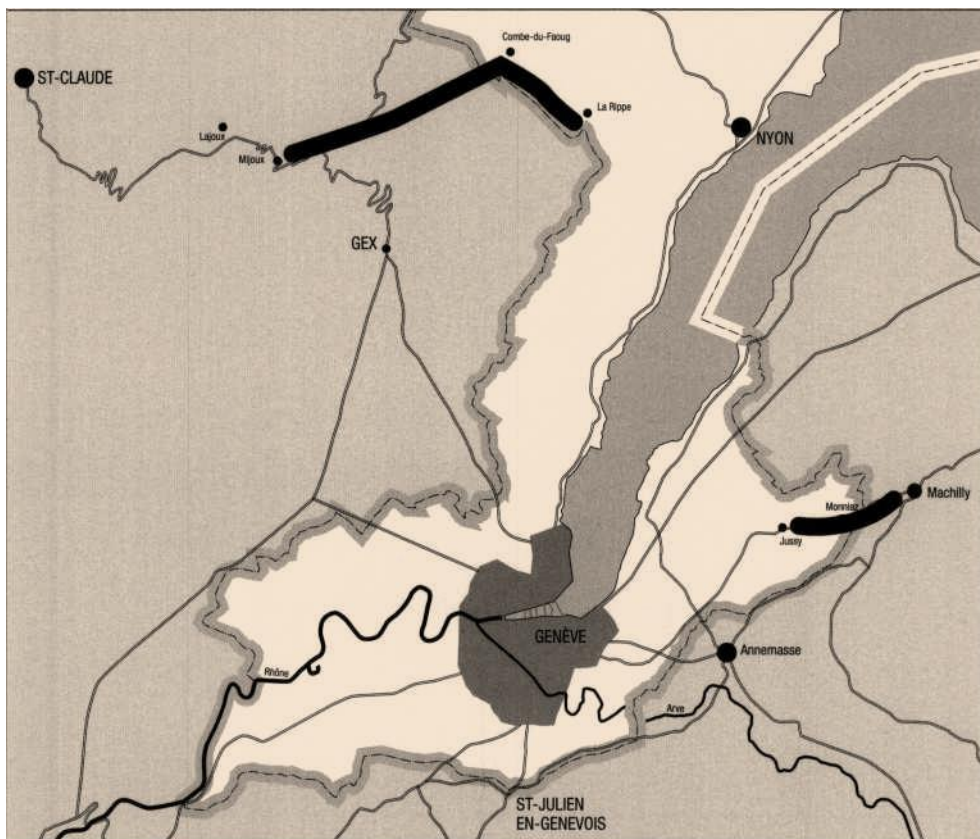
Als seine ersten Kampfgefährten zum Einsatz kamen, machte sich Michel Hollard noch keine Vorstellung über die Ausmasse, die seine Gruppe erreichen würde. Aber so, wie sich die Aufgaben entwickelten, vereinigten weitere Widerstandskämpfer ihre Anstrengungen mit den seinen, angespornt durch seine Begeisterungsfähigkeit. Einer der nächsten war Gaston Ségur, ein treuer Freund, der schon im Ersten Weltkrieg an seiner Seite gekämpft hatte. Er war hoher Beamter bei den öffentlichen Finanzen geworden und nützte seine Stellung, die er in der Bretagne innehatte (in Guingamp und Lorient), um Informationen über die feindlichen Aktivitäten an dieser strategisch wichtigen Lage weiterzugeben. Nach Friedensschluss wurde Gaston Ségur hoher Finanzbeamter in Le Havre. Diese Stadt und ihr Hafen waren im Krieg verwüstet worden. Ségur und Hollard gründeten eine mit *Agir* verbündete Organisation, die sich zum Ziele setzte, zum Wiederaufbau der Stadt beizutragen.



Michel Hollard



Die Familie Hollard im Jahre 1940: Yvonne Hollard-Gounelle, Michel Hollard und die Kinder Francine, Florian – der Autor dieses Buches – und Vincent.



*Im Raum Genf benützte Michel Hollard zwei Übergänge.
Hier kam es mehrmals zu gefährlichen Zwischenfällen.*



*Paul Cuenot, der Bergler von Derrière-le-Mont (Doubs),
der Michel Hollard beim Überqueren der Grenze im Jura beistand.*



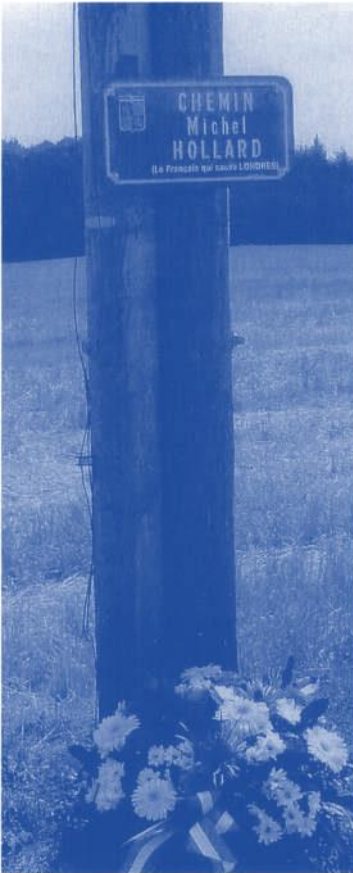
Le Vieux Chateleu (Doubs), die Scheune in Grenznahe. Wenn Paul Cuenot jeweils das Scheunentor offen liess, hiess das, dass vermutlich keine Deutschen in der Nähe waren.



Beim Vieux Chdteleu erinnert eine Plakette an die heroischen Leistungen Michel Hollards.



Michel Hollard sucht in den späteren Friedenszeiten die Grenzregionen wieder auf, die er seinerzeit 49 Mal erfolgreich durchquert hatte.



In Machilly, in der Nähe von Genf, erinnert der Chemin Michel Hollard an den Mann, der hier wiederholt die Grenze überquerte – einmal sogar mit seiner alten Mutter.



Erinnerungssäule bei der Brücke Karls des Grossen in Mijoux (Ain) mit den eingelassenen Bildern Michel Hollards und seiner Gehilfen Denis und Alice Poncet. Die beiden halfen ihm jeweils bei seinem Grenzübergang in der Nähe von Divonne-les-Bains, nördlich von Genf.



Wiedersehen mit François Paccot und Claude Neury in Machilly. Die beiden Landwirte halfen ihm bei seinen Grenzübergängen nach Jussy bei Genf



Plakette an der Rue du Faubourg-St-Denis 176, wo Michel Hollard, Joseph Legendre, Henri Dujarier und Jules Mailly verhaftet wurden (von links oben nach rechts unten).



Charles and Micheline Guisan-Hollard

General Henri Guison

Charles Guisan, Arzt in Mézières bei Lausanne, hatte Michel Hollards Schwester geheiratet. Die Mutter der Hollards wurde während des Krieges von der Familie aufgenommen. Zur weiteren Verwandtschaft zählte auch Henri Guisan, der Schweizer General im Zweiten Weltkrieg; hier 1959 bei seinem letzten Auftreten in der Öffentlichkeit, anlässlich der Trauung der Tochter der Guisans.

13. Kapitel

Die Tragödie des Olivier Giran

Die Eltern Michel Hollards unterhielten freundschaftliche Beziehungen zur Familie des Pfarrers, Philosophen und Historikers Étienne Giran. Der Sohn, Olivier Giran, hatte die Militärschule von Saint-Maixent abgeschlossen. Als einundzwanzigjähriger Unteroffizier war er untröstlich über den Niedergang Frankreichs. Er schloss sich einer Gruppe an, die von Marseille aus eine Expedition nach Grossbritannien plante. Aber die Unternehmung lief schief, und er wurde verhaftet. Nach mehreren Wochen Internierung entlassen, hörte er bei seinen Eltern bewundernde Berichte über die Aktion Michel Hollards.

Unabhängig vom Altersunterschied hatten die beiden Männer viele gemeinsame Züge, was ihr Einvernehmen erleichterte. Sie kamen aus dem gleichen sozialen Milieu und hatten den gleichen Drang, sich ungeachtet der Gefahr für das Vaterland einzusetzen. Olivier Giran wollte mit diesem Widerstandskämpfer zusammenkommen. Ist es möglich, so fragte er sich, dass es einem in Paris Isolierten in einer durch den Feind erstickten Welt gelingen kann, eine ernstzunehmende Abwehr aufzubauen? Falls das zutraf, so war er bereit, ihm seine Hilfe anzubieten.

An einem Tag im Herbst 1941 klopfte der junge Mann an die Tür von Michel Hollard an der *Place Paul-Painlevé, Paris 5^e*, an. Er wusste, dass dieser sich nur unregelmässig in der Stadt befand. Mein Vater traf kurz darauf dort ein, und sein Gefühl sagte ihm sehr rasch, dass er hier einen Kämpfer von seinem Kaliber vor sich hatte. Der Besucher erklärte, dass er vom Freiheitskampf seines Gastgebers Kenntnis habe. Er sei selbst Soldat und wünsche, daran teilzunehmen.

Michel Hollard hielt es für seine Pflicht, den jungen Mann nicht zu ermutigen, sich ohne reifliche Überlegung auf gleiche Weise einzusetzen wie er. Mit Bestimmtheit wies er ihn darauf hin, dass ihn der kleinste

Mangel an Vorsicht oder Selbstbeherrschung den grössten Gefahren aussetzen könne. Olivier Giran verstand das, aber er bestätigte ihm, dass er bereit sei, gewisse Risiken zu übernehmen, und dass er nicht unüberlegt handle. Daraufhin verriet er ihm, dass er die Jurahöhen in der Gegend von Pontarlier sehr gut kenne. Vor dem Krieg habe er regelmässig seine Ferien im Schweizer Grenzdorf mit dem bezaubernden Namen La Côte-aux-Fées verbracht. In der ganzen Gegend sei ihm kein Weg unbekannt, der sich zur Überquerung der Grenze eigne. Michel Hollard erinnerte sich darauf, dass er in Les Verrières-de-Joux, ganz in der Nähe, aber auf französischer Seite, auf eine zweifellos tüchtige Hilfe vertrauen konnte. In einer kleinen Fabrik für mechanische Instrumente arbeitete dort ein Fabrikationschef schweizerischer Nationalität, dessen positive Einstellung zur alliierten Sache er kannte. Es war dies Albert Grandy, der Vater eines der schweizerischen Offiziere, die Michel Hollard anlässlich seiner ersten heimlichen Grenzüberquerungen auf dem Boden der Eidgenossenschaft angetroffen hatte.

Nachdem der junge Mann die Mahnungen angehört und ihnen zugestimmt hatte, liess sich Michel Hollard schliesslich überzeugen. Er war beeindruckt von der gewissenhaften, offensichtlichen Entschiedenheit seines zukünftigen Agenten und beschloss, ihn zum britischen Militärattaché in Bern zu entsenden, damit er an seiner Stelle die letzten Berichte übermitteln könne.

Auf seinem Weg nach der helvetischen Kapitale benützte Olivier Giran vorerst die Route und die Transportmittel Eisenbahn und Fahrrad über Dijon und Cusey, wie sein Chef. Für den Übergang in die verbotene Zone halfen natürlich auch ihm der Schleusenwärter Vrignon und dessen Frau. Als er sich der Grenze näherte, bog er nach Les Verrières-de-Joux ab und erreichte die Fabrik, in der Herr Grandy arbeitete. Mit der Hilfe dieses schweizerischen Bürgers überlistete er problemlos die Aufmerksamkeit der deutschen Wachen. Dank desselben Beschützers wurde er von der schweizerischen Grenzschutz und der Polizei gut empfangen. Diese erhielten Anweisung, ihm Zutritts- und Aufenthaltserlaubnis zu gewähren.

Die Verbindung mit Major Fryer in Bern wickelte sich ebenso wie die Rückreise unter besten Bedingungen ab. Olivier Giran löste seine Aufgabe so gut, dass Michel Hollard glaubte, in ihm den Adjutanten gefunden zu haben, der ihm notwendig geworden war.

Der heimliche Kampfeinsatz hatte seit Monaten den Hauptteil an Zeit und Kräften meines Vaters gefordert, dem es daneben trotzdem gelang, seine geschäftlichen Angelegenheiten korrekt zu überwachen. Die finanziellen Ergebnisse der Autobloc-Agentur waren eine Bestätigung für die hervorragende Qualität dieses Unternehmens. Dadurch war sowohl das Familienbudget gesichert als auch die Gesamtheit der Ausgaben infolge seiner umfangreichen Aktivität. Obwohl Michel Hollard immer noch keine Hilfe erhielt, weder von den Engländern noch von sonst jemandem, war er in der Lage, Olivier Giran ein Gehalt zu bezahlen. Dieser hatte keinen finanziellen Rückhalt und wurde so die erste Hilfskraft des Netzes mit Vollzeitstellung. Obwohl er nie die mindeste Tätigkeit für die Autobloc-Gesellschaft ausübte, erhielt der junge Mann einen von der Gesellschaft ausgestellten Berufsausweis, so wie nach ihm noch weitere Mitglieder der Gruppe. Derart konnte er sich im Bedarfsfall als Vertreter einer Handelsfirma ausweisen. Rege, intelligent und ausdauernd, erwies sich der neue Assistent als noch begeisterter und scharfsinniger als erwartet. Kaum zurück in Paris, ersuchte er seinen Chef, ihm ein Gebiet zuzuweisen, in dem er seinerseits die grossen feindlichen Einheiten und strategischen Einrichtungen überwachen, das er beschreiben und wovüber er berichten könnte.

Nach dem Erfolg seiner ersten Reise nach Bern wurde er dazu bestimmt, diese Expedition zu wiederholen. Da er auf dieser zweiten Geschäftsreise sowohl auf dem Hin- als auch auf dem Rückweg über Dijon und das Burgund kam, erhielt er den Auftrag, diese Region methodisch zu erkunden. Seine ersten Abklärungen wurden nicht nur durch den Chef und durch die Engländer gewürdigt, sondern auch durch das Oberkommando der schweizerischen Armee. Diese legte natürlich besonderen Wert auf die Überwachung der grossen Zentren wie Dijon, die sich auf den Achsen in Richtung ihrer Grenzen befanden. Im Laufe des Winters

1941/42 erbrachte Olivier Giran so eine beträchtliche Leistung, indem er zugleich Informant und Verbindungsmann war. Zur vollen Zufriedenheit seiner Kontaktpersonen und seines Chefs ersetzte er den Letzteren für mehrere Reisen zwischen Paris und Bern, ohne dass grössere Zwischenfälle vorgekommen wären. Alles lief bestens bis im Mai 1942.

Die Familie Giran hatte lange in den Niederlanden gewohnt, wo sie noch enge Bekanntschaften hatte. Anlässlich eines Besuchs bei der Handelskammer der Niederlande in Paris erfuhr Olivier Giran, dass eine Gruppe von sieben jungen Holländern vor der auf ihre Verfolgung angesetzten deutschen Polizei auf der Flucht war. Nur auf seinen Altruismus hörend und ohne Michel Hollard darüber zu orientieren, gab er der an ihn gerichteten dringenden Bitte nach, sich den gejagten Männern als Führer für die Flucht in die Schweiz zur Verfügung zu stellen. Die kleine Gruppe erreichte ihr Ziel, ohne behelligt zu werden. Drei Wochen später war der selbstlose Begleiter bereit, eine Gruppe, die diesmal noch zahlreicher war, auf demselben Weg zu führen, wiederum, ohne zuvor seinen Chef informiert zu haben. Als der Verband sich auf leisen Sohlen durch das Bergland bewegte, tauchte plötzlich eine deutsche Patrouille in der Nähe auf. Nur zufällig wurden die Flüchtigen von den zerstreuten Soldaten weder gesehen noch gehört und kamen mit dem Schrecken davon. Als an Olivier Giran ein drittes Mal eine dringende Bitte gleicher Art gerichtet wurde, zögerte er lange, bis er sich in seiner Grosszügigkeit schliesslich doch erweichen liess. Dieses Mal entschied er sich, seinen Vorgesetzten zuerst zu informieren, doch weil er dessen ablehnende Einstellung voraussah, wartete er damit bis unmittelbar vor der Abreise. Michel Hollard sprach sich umso heftiger dagegen aus, weil er so spät davon Kenntnis erhalten hatte. Er erhielt die Versicherung, dass dies die letzte Kolonne sein werde.

Sie wurde es in der Tat. Bis zu seinen letzten Tagen machte er sich den Vorwurf, dass er nicht in der Lage gewesen war, den Enthusiasmus des jungen Mannes zurückzubinden, dessen Begeisterung abzuschwächen und sich dem unvernünftigen Unternehmen entschieden entgegen-

zustellen. Unter den Holländern befand sich einer, dem es gelungen war, durch seine leidenschaftlichen patriotischen Erklärungen das Vertrauen der Gruppe zu gewinnen. In Wirklichkeit hatte diese hinterhältige und käufliche Person das Leben seiner Kameraden an den feindlichen Geheimdienst verschachert. Dank seiner Informationen wurden die Reisenden von einem unheilvollen «Empfangskomitee» geschnappt und bereits im Bahnhof Dijon in Handschellen abgeführt. (Der Denunziant sollte nicht lange der Bestrafung als Kriegsverräter entkommen, er wurde später von richtigen holländischen Patrioten entlarvt.)

Die Nachricht schlug beim Chef von *Agir* wie eine Bombe ein. In den vergangenen Wochen war ihm Olivier Giran nicht nur ein wertvoller Verbündeter geworden, sondern auch ein wirklicher Freund. Ohne Verzug und ohne Rücksicht auf die Gefahren für sich selbst begab er sich zum Gefängnis nach Dijon. Ein abweisender Militär empfing ihn beim Zutritt zu diesem Gebäude; er verkörperte geradezu den Cerberus. Neben ihm war ein nicht weniger typisches Exemplar einer eifrigen «grauen Maus». (Mit diesem Spitznamen wurden in Frankreich die Mitglieder des Frauenhilfsdienstes der deutschen Armee wegen ihrer mausgrauen Uniformen karikiert.) Sie assistierte als zweisprachige Übersetzerin.

«Ich komme mit der Anfrage, ob bei Ihnen ein gewisser Olivier Giran interniert ist.» Die junge Frau übersetzte die Frage für den Posten; dieser blätterte nachlässig in einem Verzeichnis. Auf einmal stutzte sein Blick, die Augenbrauen hochziehend, starrte er für einen längeren Moment auf einen Paragraphen in dem grossen Buch. Sich an die Übersetzerin wendend, gebot er ihr, dem Frager mitzuteilen, dass ein Sonderausschuss ihm am nächsten Morgen Bescheid geben könne. Michel Hollard vermied es, zu zeigen, dass er das Deutsche verstand. Nachdem ihm die Sekretärin die Mitteilung übersetzt hatte, verabschiedete er sich mit knappem Gruss. Zu seinem Erstaunen konnte er den Ort verlassen, ohne dass ihm irgendwelche Fragen gestellt wurden. Allerdings, der Wächter hatte ihn bei der Unterredung mit misstrauischen Blicken gemustert. Der wenig scharfsin-

nige Mann, der gewohnt war, Leute zu sehen, von denen er annehmen musste, dass sie ihm feindlich gesinnt waren, war gereizt worden. Durch die Durchsicht seiner Unterlagen hatte er ihm immerhin die erwartete Auskunft über das Schicksal von Olivier Giran gegeben: Mit Gewissheit wurde er hier, in einem Kerkerloch ganz in der Nähe, gefangen gehalten.

Der Unglückliche war durch nichts in die Angelegenheiten einbezogen, welche ausschliesslich die holländischen Partisanen betrafen. Dank des Verräters wussten aber die Deutschen, dass er sich schon zuvor widerrechtlich in die Schweiz begeben hatte. Zur Vernebelung seiner Verteidigung gab er vor, er habe einen gewinnbringenden Schmuggel betrieben, und erklärte sich sofort schuldig. Mit dieser Taktik übernahm er die Verantwortung für eine Reihe von angeblichen Verfehlungen gegen allgemeines Recht, sicherlich ziemlich schwerwiegend, vor allem aus französischer Sicht, aber in den Augen der Besetzer ohne Bezug zum Widerstand.

Zu Beginn des Ermittlungsverfahrens erschien diese Erklärung einigermassen plausibel, sie wurde vom Militärrichter nicht verworfen. Die Hoffnung wuchs, dass der Prozess mit einem einfachen Schuldspruch beendet werden könne, bis zum Moment, da eine andere Bombe einschlug. Von einem falschen Freund, oder eher einem wahren Schurken, kam ein neuer Verrat, der den Alptraum in eine Folter verwandelte. Kurz nach seiner ersten Reise nach Bern hatte Olivier Giran auf die Aufrichtigkeit der patriotischen Erklärungen eines Individuums gebaut, das in Morteau wohnte, also ganz in der Nähe der Schweiz. Dieser Mann hatte vorgegeben, er beabsichtige, gegen die Besatzungsarmee in den Kampf einzugreifen. Der Adjutant Michel Hollards besass weder die Erfahrung noch das intuitive Gefühl seines Chefs. Er beging den Fehler, einer Person zu vertrauen, bei deren geheucheltem Ton mindestens eine gewisse Vorsicht am Platze gewesen wäre.

Der zweifelhafte Typ war in eine verbotene Operation verwickelt, wurde an der Grenze von den deutschen Wachen verhaftet und an die Gestapo ausgeliefert. Damit deren Opfer auspackten, wandte diese Orga-

nisation alle Zwangsmassnahmen inklusive Folter an. Den in ihre Gewalt geratenen Opfern versprachen sie die Freiheit, als Entschädigung für Angaben, die sie als «verständnisvoll» bezeichneten. Dieser Euphemismus bedeutete, dass die Unglücklichen ihre Geheimnisse enthüllen sollten, ihre Freunde verraten, oft vortäuschen mussten, dass sie ihre früheren Tätigkeiten weiterführten, um so in die Lage zu kommen, ihren neuen Meistern noch besser zu dienen.

Schon bei den ersten Befragungen akzeptierte das Individuum diesen Handel. Aber der Mann beschränkte sich nicht darauf, seine Schergen einfach zufriedenzustellen, sondern übertraf ihre Anforderungen und vervielfachte seine Denunziationen. Glücklicherweise war er nicht in der Lage, Michel Hollard direkt zu schaden, denn Olivier Giran hatte sich immerhin gehütet, dessen Namen anzugeben. Doch war unter den ersten Opfern dieses Treuebruchs der Name des eigenen Vaters des jungen Widerstandsmannes, den er dem zukünftigen Verräter etwas naiv angegeben hatte. Pfarrer Étienne Giran war ein angesehener Kirchenmann, dessen Anhängerschaft sich über seinen eigenen konfessionellen Kreis hinaus erstreckte. Er hatte sich grosse Beachtung erworben, vor allem weil er den Mut gehabt hatte, den berühmten Händedruck zwischen Pétain und Hitler in Montoire öffentlich zu kritisieren.

Die deutschen Richter erachteten den angesehenen Mann, der wegen seiner öffentlichen Stellungnahme bereits verdächtigt wurde, daher als schädlich. Sie sahen in ihm einen Komplizen des gefährlichen Terroristen, der sein Sohn in ihren Augen war. Der Pfarrer Giran wurde kurz darauf verhaftet, zur Deportation verurteilt, in Buchenwald interniert; er kehrte nie wieder zurück.

In Bezug auf Olivier Giran selbst verbreitete der Verräter die schlimmsten Aussagen, indem er dessen Rolle als Informant verriet, die der junge Mann bei den englischen Diplomaten in Bern gespielt hatte. (Nachdem er den Sohn belastet und die Verhaftung des Vaters sowie weiterer Patrioten verursacht hatte, suchte der Verräter weitere Opfer in der Schweiz. Dort traf er Partisanen, welche im Begriff waren, sich nach Frankreich aufzumachen. Er verfolgte sie und erreichte deren Verhaf-

tung. Der schweizerische Geheimdienst erhielt Kenntnis von seinen Machenschaften. Bei seiner Rückkehr in die Schweiz wurde er verhaftet und zum Tode verurteilt. Zum Zeitpunkt, da das Urteil vollstreckt werden sollte, hatten die Deutschen bereits kapituliert. Da die Schweiz in Friedenszeiten keine Todesstrafe kennt, wurde das Urteil daher in lebenslängliche Gefangenschaft umgewandelt.) Olivier Giran wurde neun Monate lang gefoltert. Seine Gefängniswärter hofften, von ihm Geständnisse über die Organisation erpressen zu können, der er angehörte. Man quetschte ihn mit den bekannten Methoden aus, doch er verriet niemanden. Er wurde zum Tode verurteilt und am 16. April 1943 um neun Uhr morgens auf dem Waffenplatz von Angers erschossen.

Olivier Giran hatte für seine Eltern eine Abschiedsbotschaft verfasst, deren letzte Worte er schrieb, als ihn seine Wachen abführten. Hier einige Worte daraus: «Ich bin ruhig, aber der Tod bedrückt mich, und ich möchte Euch noch so viel sagen! Fürs Erste möchte ich festhalten: Vor Gott trete ich mit klarem Bewusstsein und mit Vertrauen. Ich glaube an ihn, ich glaube an das Leben meiner Seele, an ein geistiges Leben, in dem mir scheint oder in dem ich sogar sicher bin – mein unglückliches Herz versichert mich dessen –, dass ich mit Euch in Gedanken verbunden sein werde, in all der Schönheit, Vornehmheit, Gerechtigkeit, mit der ich mich verbunden fühle. Vor den Menschen habe ich mit Eifer, Freude, in gewissen Momenten mit Enthusiasmus an das geglaubt, was ich als meine Pflicht erachtet habe. Wir haben Krieg, ich falle, andere sind vor mir gefallen, weitere werden nach mir fallen ... Ich bin glücklich über mein Schicksal, glücklicher als viele andere, welche in den Tag hineinleben und sich langweilen... Bewahrt das Bild von mir als eines Lächelnden, Glücklichen, Lebensfreudigen, eines Sohnes, der dank Euch und im Bewusstsein der uns einenden tiefen Liebe glücklich stirbt... Ja, es lebe Frankreich! Die Leute sind Feiglinge, Verräter oder Dreckskerle. Frankreich ist rein, sauber und lebendig, ich bin glücklich, ich sterbe weder für eine Partei noch für einen Menschen, sondern für meine höchstgelegene Idee, dem Land zu dienen, für das Erbe meines Landes, für Euch beide,

die ich verehere. Ich bin glücklich, ich liebe Euch – man kommt, auf Wiedersehen! Ich umarme Euch so fest ich kann, Olivier. »

Ein deutscher Militärgeistlicher, Pfarrer Hermann Hühn, begleitete Olivier Giran bis zu seinem Ende. Als Hühn 1946 in das Zivilleben zurückgekehrt war, teilte er Frau Giran mit, welche Gefühle ihn angesichts ihres Sohnes an der Schwelle des Todes erfüllt hatten. In einem Brief, datiert vom 4. März 1946, beschrieb er seine Ergriffenheit: «Ich selbst beweinte ihn, den ich in zwei Stunden zu bewundern gelernt hatte, und wenn ich diesen Brief schreibe, so kommen mir erneut die Tränen. Ich wiederhole, was ich Ihnen schon bei früherer Gelegenheit gesagt habe. Sie dürfen stolz sein auf Ihren Sohn, der wusste, wie man stark und frei sterben kann. Ich habe die Gewissheit, dass er erfüllt war vom Gedanken, dass er im Tod die Erfüllung seines Lebens sah, das er nicht mehr über-treffen konnte.»

Pfarrer Hühn sagte Frau Giran weiter, dass er aus dem Erlebnis mit ihrem Sohn ergreifende Predigttexte geschöpft habe, mit denen er die Menge berühren und aufrichten könne. «Oft, wenn ich über die Gewissheit des ewigen Lebens rede, erzähle ich der Gemeinde über das Lebensende eines Mannes namens Giran, der die Schwelle vom Tod zum ewigen Leben so grossartig überschritten hat. Und immer wieder von neuem sehe ich, wie der Bericht über dieses Opfer die Herzen meiner Hörer berührt. Sehen Sie, selbst sein Tod berührt viele Menschen, die ihn nicht kannten, und wirkt wie ein Beispiel, das sie in das ewige Leben führen wird.»

Versteckspiel

Michel Hollard kam nie über dieses Unglück hinweg. Der 16. April, der Todestag seines ersten Adjutanten, war für ihn jedes Jahr ein Trauertag. Zum seelischen Schock kam bald einmal die Unruhe hinzu über die Folgen, welche die Nachforschungen der deutschen Polizei für die Gesellschaft Autobloc haben würden. Doch das rechtzeitig über die Verhaftung des jungen Mannes orientierte Personal hatte den gegnerischen Untersuchungsbeamten genügend ausweichende Antworten geben können.

Der Name des Unternehmensverantwortlichen in Paris war nicht enthalten in den Unterlagen, welche die Gestapo in den Papieren des Gefangenen gefunden hatte. Es wäre im Übrigen nicht weiter schlimm gewesen, wenn man auf ihn gestossen wäre, denn er war bei den Berufsleuten im Autogewerbe und dem administrativen Dienst bekannt. Im Prinzip musste er sich nicht über Gebühr darum sorgen, denn bis jetzt gab es keinen genauen Grund, welcher die Polizei dazu führen konnte, diesen Ingenieur, dessen Ansehen überall bestätigt wurde, zu verdächtigen.

Zu dieser Zeit erneuerte eine andere Schicht Deutscher, Techniker für fahrendes Material, ihr Anliegen, dass Michel Hollard ihnen Holzvergaser für eine grosse Zahl von Fahrzeugen liefere, weil das Benzin mehr und mehr Mangelware wurde. In der Hoffnung, ihn dazu zu bringen, machten sie ihm einen verlockenden Vorschlag. Das Versteckspiel dauerte so lange, dass die deutschen Techniker die Geduld verloren und wütend wurden. Weil es ihnen nicht gelungen war, ihn durch Überzeugung oder durch Gewinnaussichten gefügig zu machen, schlugen sie nun mit der Faust auf den Tisch. Ruhig entgegnete Michel Hollard dem Offizier, der mit einem Befehl zur Beschlagnahmung sämtlicher Apparate, über

die er in Zukunft verfügen konnte, in sein Büro gekommen war, dass er das zur Kenntnis nehme. Doch er brachte eine Reihe von einfallreichen Ausflüchten vor, um sich davor drücken zu können, mit dem Erfolg, dass er weiterhin nur seine französische Kundschaft zufriedenstellen musste.

Ein Rechtsanwalt aus seinem Bekanntenkreis machte ihn auf die Risiken aufmerksam, die er mit seiner hartnäckigen Trödelei einging: Man würde wahrscheinlich eine Gefängnisstrafe über ihn verhängen. Wenn er indessen aufrichtig bereuen und seinen Fehler endlich durch die Lieferung der kostbaren Holzvergaser beheben würde, würde nicht nur die Sanktion leichter, sondern er hätte alle Aussichten, eine Gnadenfrist zu erhalten. In der Tat erhielt er bald eine Vorladung der deutschen Staatsanwaltschaft. Da er sich weigerte, vor seinen Feinden die entehrende Rolle des reuigen Sünders zu spielen, wurde er in Abwesenheit zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt.

Das Urteil wurde zur selben Zeit gefällt, als die Untersuchung im Prozess gegen Olivier Giran lief. Da man der Ansicht war, der Gefangene habe für die Autobloc-Agentur in Paris gearbeitet, musste man befürchten, dass die Gerichte einen Bezug zwischen dem Verhalten des Angeklagten und dem seines Direktors herstellen würden. Diese Gefahr verpflichtete Michel Hollard, von nun an sowohl seinen Wohnsitz als auch das Büro und die Niederlassungen der Autobloc zu meiden. Sein Leben glich nun dem eines verfolgten Tieres.

Yvonne Hollard bewahrte kühles Blut. Mit Bravour fand sie Mittel, die Gefahr abzuwenden, mindestens vorübergehend. Über Händler in der Nachbarschaft im Zentrum des Quartier Latin erfuhr sie, dass sich in unregelmässigen Abständen merkwürdige Personen in der Umgebung herumtrieben. Die Concierge im Haus verständigte sie, dass ein fremder Besucher sich über die Bewohner dieses Hauses erkundigt habe. Um den Kontakt mit seiner Familie und mit seiner Sekretärin aufrechtzuerhalten, organisierte Michel Hollard Treffen an den verschiedensten Orten, meist bei Verwandten oder Freunden. Im Einverständnis mit den Chefs von diversen Cafés arbeitete er ein System von telefonischen Besprechungen aus, damit ihn seine wichtigsten Partner bei Schwierigkeiten rasch erreichen konnten.

Er war gut beraten, so zu handeln, denn am Tag nach der Warnung durch die Hausmeisterin erhielt Yvonne Hollard den Besuch von zwei deutschen Untersuchungsbeamten in Uniform. Sie wünschten ihren Mann zu sehen. «Er wohnt leider nicht mehr hier,» sagte sie ihnen mit bekümmertem Ton. «Wir müssen unbedingt seine neue Adresse wissen.» Seine Gattin bewies eine erstaunliche Geistesgegenwart und erklärte, er habe das eheliche Domizil aufgegeben und Paris verlassen. Seine charakterliche Unausgewogenheit habe sich verstärkt, und das Ehepaar sei in der Folge auseinandergegangen. Immerhin, so fügte sie bei, lasse er ihr gelegentlich eine lakonische Mitteilung zukommen. Wenn eine solche Botschaft sie erreiche, werde sie nicht zögern, sie zu informieren!

Sie bestanden nicht weiter darauf. Mehr oder weniger überzeugt von der Geschichte, die ihnen aufgetischt worden war, grüssten sie mit steifer Haltung und verliessen den Ort. Sie beobachtete den Abgang durch das Fenster und ging daraufhin ihrerseits fort, nicht ohne sich nach allen Seiten umzublicken, ob ihr niemand folge. Sie begab sich zu einem Bistro in der Nähe, um die von ihrem Mann ausgedachte telefonische Verbindung in der Praxis zu erproben. Als die Verbindung zustande kam, vereinbarten sie ein Gespräch unter vier Augen, geschützt vor fremden Ohren. Als erstes beglückwünschte er «Yvonne» – so nannte er seine Frau privat – liebevoll, dass es ihr gelungen war, sich der aufdringlichen Menschen zu entledigen. Offenkundig war es höchste Zeit, dass die ganze Familie die Wohnung aufgab. Noch gleichen Tags einigten sich die Eheleute darauf, Madame Boulanger, die Sekretärin der Autobloc-Agentur, zu treffen, welche über die Aktivitäten ihres Chefs im Bilde war. Madeline Boulanger wurde aktives Mitglied des Netzes *Agir*, für das sie zur zentralen Koordinierungsstelle wurde.

An dieser Zusammenkunft wurde beschlossen, die Agentur zu liquidieren und dafür verschiedene neue Unternehmen zu gründen. Wegen der angeblichen Abreise ihres Direktors wurde die Niederlassung der Firma Autobloc in Paris offiziell aufgelöst. Zur gleichen Zeit erhielten die beiden Frauen den Auftrag, ein neues Lokal zu suchen und den

Grundstein für ein neues Unternehmen zu legen, vergleichbar dem früheren, aber unter neuem Namen.

Bevor er seine Frau und seine Sekretärin verliess, machte Michel Hollard sie darauf aufmerksam, dass er ihnen Briefe schicken werde mit der Mitteilung, dass er definitiv auf dem Land bleiben werde. Diese würden demnächst bei der Post in Foix aufgegeben. Durch verschiedene Anzeichen hatten wir Kenntnis, dass sowohl private als auch geschäftliche Post ausspioniert wurde, bevor sie an die beiden Pariser Adressen ausgeliefert wurde. Wir hofften, dass die Agenten der Gestapo im Glauben, unbenutzt Kenntnis von Botschaften erhalten zu haben, die für einmal für sie bestimmt waren, irregeführt würden...

Während das «Technische Büro der Holzvergaser für Frankreich» auf die liquidierte Agentur der Autobloc folgte, verabschiedete sich die Familie Hollard von ihrem Schlupfwinkel an der *Place Paul-Painlevé*, in deren Nähe neue Anzeichen von Ueberwachung aufgetaucht waren. Auf der Suche nach einer sichereren Zufluchtsstätte erhielt Michel Hollard Hilfe von einem Mitglied des Gemeinderates von Saint-Rémy-lès-Chevreuse. Zu jener Zeit war dieser Ort erst ein grosses Dorf, von dem aus man in weniger als einer Stunde mit dem Zug nach Paris gelangen konnte. Er mietete hier ein am Rand eines Waldes verstecktes hübsches Einfamilienhaus, das ein relativ gutes Versteck zu bieten schien, sowohl für die Familie als auch für ihn selbst bei seinen kurzen und seltenen Besuchen dort. In der bewegtesten Phase seines Kampfes diente diese Residenz gelegentlich auch als strategische Basis.

15. Kapitel

Kaleidoskop

Die Verteilung der Besatzungstruppen auf französischem Boden glich einem grossen Kaleidoskop, das sich ständig drehte. Diese Bewegung hing mit der unvorhersehbaren Strategie zusammen, welche Hitlers Hauptquartier ausgeheckt hatte.

Um die Anfragen Londons zu beantworten, bestand der Auftrag an Michel Hollard und seine Equipe zuerst und in der Hauptsache darin, eine Landkarte mit der Einzeichnung der in Frankreich stationierten gegnerischen Einheiten zu entwerfen, dann aber ging es darum, dieses Dokument ständig auf den aktuellen Stand nachzuführen. Der Chef des Netzes sah bald einmal ein, dass er Vertrauensmänner haben musste, welche ihm vollamtlich zur Verfügung standen, wollte er nicht Unternehmungen des Feindes verpassen.

Einige Wochen nach Olivier Giran stellte sich ihm spontan ein anderer junger Patriot vor, sein Name war Joseph Brocard. Beide Männer handelten aus ähnlichem Antrieb, aber unabhängig voneinander; sie trafen sich nie. Das Schicksal, das sich so verhängnisvoll für den Ersteren erweisen sollte, verfolgte auch den zweiten, aber glücklicherweise, ohne ihn zu vernichten.

In den östlichen Regionen Frankreichs ging das Gerücht über einen angeblichen Ring um, der es ermögliche, über die Schweiz nach England zu gelangen. Joseph Brocard, der in Pontarlier wohnte, überschritt die in der Nähe seiner Heimatstadt gelegene Grenze. Sein Ziel war, London zu erreichen, um sich dort General de Gaulle zur Verfügung zu stellen. Er war enttäuscht, dass er unverrichteter Dinge nach Frankreich zurückkehren musste. In der Schweiz war er von Leutnant André Gagneaux in Empfang genommen worden, einem der Offiziere, die regelmässig Michel Hollard aufgenommen hatten und dessen Kontakte mit den Engländern begünstigten. Dem Rat dieses Offiziers folgend, wusste sich Joseph Bro-

card zu helfen, indem er nach Paris reiste, wo er den Chef des Netzes *Agir* traf. Der war rasch überzeugt von den ernsthaften Absichten und den Fähigkeiten des jungen Mannes und entschloss sich, ihn ohne Verzug einer «Feuertaufe» zu unterziehen. Sobald ihm eine falsche Identitätskarte mit dem Namen Bart und ein Arbeitsausweis als Vertreter für Holzvergaser ausgestellt worden waren, begab sich der Anfängeragent auf eine Rundreise durch die Bretagne. Sein Auftrag lautete, die Divisionen zu lokalisieren, die der Feind in dieser Provinz stationiert hatte.

Obwohl er darin keine Übung hatte, stürzte sich Joseph Brocard auf die Spuren der feindlichen Einrichtungen, die in der nur durch einen Meeresarm von England getrennten Gegend besonders dicht waren. Er lieferte einen derart reichen und genauen Bericht ab, dass ihm sein Vorgesetzter alsbald vorschlug, seine Arbeit weiterzuverfolgen und das Untersuchungsgebiet zu erweitern. In der gleichen Eigenschaft wie Olivier Giran, aber zuständig für eine andere Gegend, wurde dieser zweite Adjutant von nun an vollzeitlich beschäftigt, seine Ausgaben wurden ebenfalls von Michel Hollard übernommen.

Kurz nach dieser Anstellung beging er einen Fehler, der zwar keine Auswirkungen hatte, aber der dem Leser einen Begriff darüber geben kann, in welcher gespannten Atmosphäre diese Männer lebten. Um die ständige Gefahr in Grenzen zu halten, war peinlichste Genauigkeit bei der Einhaltung von Treffen erforderlich. Doch eines Tages kam Joseph Brocard drei Minuten nach der vereinbarten Zeit zum Treffpunkt. Ruhig löste Michel Hollard die Uhr von seinem Handgelenk und übergab sie ihm ohne anderen Kommentar als mit der freundlichen Weisung, sie zu behalten. Zu jener Zeit war auch die einfachste Uhr ein Wertobjekt. Nach der Rückkehr des Friedens gestand Joseph Brocard, der diese Uhr aufs Sorgfältigste gehütet hatte, seinem früheren Chef, dass keine andere Lektion ihn je derart beschämt habe.

Als Kopf einer unablässig wachsenden Gruppe führte Michel Hollard seinen Kampf ohne irgendwelche Kontakte zu anderen Bewegungen von

«Patrioten». Dieser Ausdruck, ebenso wie andere – Partisanen, Abtrünnige, Aufrührer, *Maquisards*, Freischärler –, bezeichnete alle Arten von geheimen Kämpfern gegen die Eindringlinge, bevor der definitive Begriff der «*Résistance*» (Widerstandskampf) zum allgemeinen Sprachgebrauch wurde, ebenso die Abkürzung FFI (*Forces Françaises de l'Intérieur*). Eine ab 1940 publizierte geheime Zeitschrift trug allerdings schon damals den Titel «*Résistance*», im Sinne eines Widerstands gegen die Besatzungsmacht.

Die meisten Mitglieder des Netzes *Agir* bewegten sich unabhängig voneinander in den verschiedenen Landesgegenden und kannten sich gegenseitig nicht. Alle waren im Unklaren über die Zusammensetzung der Organisation. In mehr oder weniger regelmäßigen Abständen übermittelte jeder von ihnen seine Mitteilungen an Michel Hollard, der im Lauf seiner Runden die Gesamtheit der Ernte sammelte und koordinierte. Er allein gewährleistete den allgemeinen Zusammenhang. Die Einzelverantwortung war für alle Agenten die beste Garantie gegen die Risiken von Geschwätzigkeit, Indiskretion, Verrat. Wenn das Netz auch nach dem Drama mit Olivier Giran Verluste erlitt, die ebenso schmerzlich waren, so war doch keiner die Folge eines Verrats.

In ihrer Einfachheit funktionierte die Equipe ohne Rückgriff auf irgendwelche ausgeklügelte technische Mittel, wie sie in den beiden Weltkriegen immer mehr zum Einsatz gekommen waren. So fasste Michel Hollard, obwohl als Ingenieur ausgebildet, nie ins Auge, seine Botschaften und geheimen Dokumente telegrafisch oder radiotechnisch zu übermitteln. Die Engländer hätten nicht verfehlt, ihm die entsprechenden Apparaturen zur Verfügung zu stellen, hätte er sie darum ersucht.

Standen entscheidende Fliegeraktionen bevor, so dachte er nicht daran, von den Verbündeten die Mithilfe der Luftwaffe anzufordern im Hinblick auf hypothetische Verschiebungen von Einzelpersonen, Fallschirmabwürfe, Entführungen oder Fluchthilfe. Zu keinem Zeitpunkt trugen er und seine Mitstreiter Waffen. Seine robusten Methoden auferlegten ihm beträchtliche körperliche Anstrengungen und hatten manchmal Verzöge-

rungen bei der Übermittlung zur Folge. Zum Ausgleich dieses Nachteils zögerte er nie, sich jeweils unverzüglich auf den Weg zu machen, und, sofern dies notwendig wurde, unbequeme Nächte in überfüllten Zügen zu verbringen, sommers und winters Berge zu überqueren, im Schnee stapfend oder bei Gewittersturm, der Müdigkeit und der Kälte trotzend – alles dank seiner Ausdauer und seines starken Willens.

Im Laufe einer entmutigenden Periode der Mattigkeit, wenn sich kein Zeichen eines Ausgangs des Konflikts zeigte, verblüfften seine Energie und seine Beherrschung die Kameraden. Sein Beispiel mobilisierte die Ungeduldigen und diejenigen, bei denen Entmutigung überhandnahm.

Mit unterschiedlichem Kriegsglück strengte sich jeder an, die vorrangige Anfrage der Engländer zu beantworten, das heisst, die Karte des besetzten Frankreich zu aktualisieren, indem die gegnerischen Einheiten und ihre Stabsquartiere lokalisiert wurden. Darüber hinaus trumpfte niemand auf mit der Beschreibung gewisser gegnerischer Anlagen, die er entdeckt hatte: Flieger- und Flabstellungen, Waffenfabriken und -depots, Treibstofflager und Tankstellen, andere militärische Werke.

Bei der unablässigen Ausweitung seines Arbeitsfeldes stellte Michel Hollard fest, dass in der grossen Mehrheit der Bevölkerung eine vaterländische Gesinnung erhalten geblieben war. Dank seiner ständigen Reisetätigkeit führte er manches leidenschaftliche Gespräch, und bei solch zufälligen Begegnungen zog seine Überzeugungskraft immer wieder Patrioten an, derart, dass er bald in allen Regionen, die er besucht hatte, auf Sympathisanten von *Agir* zählen konnte.

Eine grössere Zahl davon kam aus den Rängen des Personals der SNCF, der französischen Staatsbahnen. Von nun an fuhr kein verdächtiger Transport unbeachtet dort durch, wo diese Beobachter pausenlos die Verschiebungen von Soldaten und Material überwachten. Einige Monate später ermöglichte diese stillschweigende Überwachung einigen davon, die in der Normandie stationiert waren, rechtzeitig die Alarmglocke zu läuten.

Neue Anliegen der Briten

Anfang November 1942, bei Gelegenheit eines seiner Besuche bei den britischen Diplomaten in Bern, wurde Michel Hollard erstmals durch Oberst Cartwright, den Militärattaché persönlich, empfangen. Dieser begrüßte ihn aufs Wärmste, mit einem Glas Whisky in der Hand. Man feierte ein grundlegendes Ereignis, welches die gegnerische Propaganda in Frankreich sich bemühte, im Geheimen zu lassen: die Landung der Alliierten in Nordafrika. Man stiess an, um diesen ohne Zweifel vielversprechenden, wenn auch noch zerbrechlichen Erfolg zu feiern.

Der Michel Hollard an diesem Tag bereitete Empfang gründete nicht allein auf der grossen Neuigkeit. Oberst Cartwright übermittelte seinem Gast die hohe Achtung, welche sein Ministerium für ihn hatte. Darauf fügte er bei, dass die Verbündeten wegen der Ausdehnung des Konflikts mit Sicherheit ein erhöhtes Bedürfnis nach Auskünften über die Verteilung der feindlichen Kräfte im Gebiet des besetzten Frankreich hätten. Seines Erachtens wurde Hitler gezwungen, wesentliche militärische Verstärkungen auf die andere Seite des Mittelmeers zu bringen. Aus der Befürchtung, die Alliierten könnten einen Einfall an der europäischen Küste des Mittelmeers versuchen, würde er sich höchstwahrscheinlich die sogenannte «freie» Zone unter den Nagel reissen und von nun an seine Truppen über das ganze französische Festland verteilen. (Die «freie» Zone war der Süden Frankreichs, der vom Vichy-Regime verwaltet wurde und bis zum 11. November 1942 frei von Besatzungstruppen war.)

Die Tatsachen liessen nicht auf sich warten. Der Feind überschritt wirklich vorsätzlich die Demarkationslinie und besetzte das ganze Land. Nicht nur, dass seine Kräfte auf dem Schachbrett durcheinandergewor-

fen wurden; sie wurden auch auf eine plötzlich beinahe doppelt so grosse Fläche auseinandergezogen.

Für den Auftrag an den französischen Informanten waren die Konsequenzen dieser neuen Invasion beträchtlich. Er musste plötzlich seine Fühler in der südlichen Zone ausstrecken. In der Unmenge der mehr oder weniger zuverlässigen Informationen, die von allen Seiten in London eintrafen, bevorzugten die militärischen Autoritäten seit Langem die Berichte Michel Hollards, die sich mit ihrer Genauigkeit und Zuverlässigkeit rasch durchgesetzt hatten.

Nachdem sie eine erste Bilanz gezogen hatten, versuchten sie, sich bei ihren Kollegen in Bern kundig zu machen, über welche materiellen Mittel dieser Franzose verfügte, um sie zu informieren. Die englischen Diplomaten in der eidgenössischen Hauptstadt begnügten sich mit der Antwort, dass ihr Partner aus Gründen der Zurückhaltung Schweigen über die Schwierigkeiten seiner gefährlichen Tätigkeit bewahre, ohne sich zu beklagen oder eine Entschädigung zu verlangen. In der Zwischenzeit hatten sich die Informationen, die er überbrachte, als so wertvoll erwiesen, dass das Kriegsministerium sich entschied, ihn anzufragen, ob er damit einverstanden wäre, inskünftig vollamtlich für seine Verbündeten zu arbeiten.

An einem Tag, an dem er in Bern erwartet wurde, entsandte man daher eine Persönlichkeit in die Botschaft, die sich bereits auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft etabliert hatte. Es handelte sich um einen mit extrem vertraulichen Aufträgen in der Schweiz betrauten Offizier des *Secret Intelligence Service* in London, der, ausgehend von seiner Basis in Lausanne das ganze Land bereiste. Obwohl die schweizerischen Behörden seine Aktivitäten diskret akzeptiert hatten, nannte er sich nur mit den einfachen, rätselhaften Initialen O.P. Grund dafür war die seiner Aufgabe auferlegte peinliche Beachtung der Diskretion. Der Ablauf der Zeit erlaubt mir, heute den Namen dieses Herrn aufzudecken: James Kruger, der bald der reguläre Ansprechpartner Michel Hollards werden sollte. Die beiden Männer verstanden sich sofort, und das sollte so bleiben bis zum Ende der Aktivitäten. O.P. enthüllte dem Franzosen jedoch erst mit der

Zeit das Ausmass der Zuständigkeiten, mit denen ihn das Ministerium betrauen wollte. Als Industrieller in Friedenszeiten besass er die Vornehmheit des kultivierten und gepflegten Engländers. Er war bereits über Zeugnisse sowohl aus England als auch aus der Schweiz über den Wert seines Partners informiert worden. Vor allem dank seines feinen psychologischen Gefühls konnte er rasch voraussehen, dass sich die wachsende Zusammenarbeit auf einem hohen Niveau einspielen würde. Seine Landsleute in der Botschaft überwandern ihre Undurchdringlichkeit und zeichneten ein ebenso lobendes Bild ihres Gastes, womit sie seine Überzeugung noch bestärkten.

Von Anbeginn ihrer Zusammenarbeit versprach O.P. seinem neuen Gesprächspartner, dass er sein Möglichstes beitragen werde, um ihm die Aufgabe zu erleichtern. Von nun an müssten ihre Treffen nicht mehr notwendigerweise in Bern stattfinden, sondern könnten an Orten sein, die von der Grenze aus einfacher zu erreichen seien. Auf diese Weise würde der Reisende Zeit gewinnen, mit seinen Kräften haushalten können, Nutzen ziehen aus Relaisstationen, von denen aus wichtige Botschaften rascher nach London übermittelt werden könnten. Der Brite wusste, dass sein Partner aus Idealismus und unter sehr gefährlichen Bedingungen handelte. Trotzdem war er äusserst erstaunt, als er erfuhr, dass die für das Funktionieren seines Netzes erforderlichen Mittel bisher ganz aus den persönlichen Finanzen des Chefs erbracht worden waren! «Monsieur Hollard, Ihre Leistung ist für uns eine wichtige Hilfe», erklärte der Offizier. «Bis zu diesem Tag haben Ihnen die guten Ergebnisse der Unternehmung für Holzvergaser erlaubt, die Belastung zu übernehmen, die sich nicht nur aus Ihren persönlichen Ausgaben zusammensetzt, sondern auch die Entschädigung mehrerer Mitglieder Ihrer Equipe von Patrioten umfasst. Jetzt würde ich es als unverantwortlich, schäbig und kurzsichtig erachten, wenn wir nicht finanziell an Ihrer Stelle einsteigen würden. Für unsere Autoritäten in London und für mich selbst sind die unsicheren Bedingungen, unter denen Sie arbeiten müssen, eine Quelle der Besorgnis.» «Aber Europa und ohne Zweifel die ganze Welt durchlaufen entscheidende Stunden. Die Menschheit lebt auf einem Vulkan, den man mit allen

Mitteln löschen muss. Hab und Gut sind nutzlos, wenn wir die Freiheit oder das Leben verlieren», entgegnete der Franzose. «Wir bewundern Ihre Selbstlosigkeit, und unsere Dankbarkeit ist gross», bestätigte O.P. «Ihre Informationen haben sich als so nützlich erwiesen, dass ich durch mein Ministerium beauftragt worden bin, Sie anzufragen, ob Sie damit einverstanden wären, mit uns eine noch engere Zusammenarbeit einzugehen als bisher. Das würde bedingen, dass Sie sich bereit erklären, Ihre berufliche Tätigkeit zu unterbrechen. Zum Ausgleich erhalten Sie den Gegenwert in Form eines militärischen Soldes.»

Michel Hollard hätte alles erwartet, aber keinen solchen Vorschlag: «Ich würdige Ihr Angebot, es ehrt mich. Aber ich brauche vierzehn Tage Bedenkzeit. Wenn Sie sich bis zu meinem nächsten Besuch gedulden können, so will ich in dieser Zeit die Situation mit meiner Frau besprechen.» «Das ist verständlich, wir werden warten. Sie sollen aber wissen, dass Sie sich für jeden Fall nicht um die finanziellen Probleme in Bezug auf Ihre Agenten sorgen müssen. Wie Sie sich auch entscheiden, die Summen, die Sie für diese benötigen, werden durch unsere Leistungen abgegolten.»

Als er am übernächsten Tag in die Region Paris zurückkehrte, erklärte Michel Hollard seiner Frau, dass der von London gemachte Vorschlag mit Glanz bestätige, wie seine Arbeit geschätzt werde. Warum ein solches Angebot ablehnen, das wahrscheinlich seine Strategie nicht ändern werde? Bei der jungen Frau bewirkte die Neuigkeit fürs Erste einen zusätzlichen Schrecken, den sie nicht ganz unterdrücken konnte. Ihr Gatte führte schon jetzt ein Leben ausserhalb des Gesetzes, er spielte beständig Katz und Maus mit den Besetzern. Sie wusste, dass er nicht darauf verzichten würde, mit all seinen Kräften an der Wiedererlangung der Freiheit teilzunehmen. Seine Zusammenarbeit mit den befreundeten Ländern beruhte auf dem Vertrauen. Der Abschluss einer formellen Vereinbarung oder eines Bündnisses, das ja stillschweigend bereits bestand, hätte keinen anderen Effekt als die Bestätigung des übernommenen Auftrags und würde das Verhalten, das dieser hartnäckige Kämpfer gewählt hatte, nicht

beeinflussen. Seine Ehefrau kam zum Ergebnis, dass man den Mut haben müsse, der Tatsache ins Auge zu blicken, dass die auf ihm lastende Gefahr ihn so lange bedrohen werde, als die Feindseligkeiten andauerten. Wie schon bisher, so schloss sie, müsse ihre eigene Einstellung sein, alles Mögliche zu tun, um ihm Hilfe und Schutz zu bieten. Sie versuchte daher nicht, sich in die Bedingungen seines Übereinkommens mit den Engländern einzumischen.

Was aber neu bestimmt werden musste, war die Zukunft des Technischen Büros für Holzvergaser in Frankreich. Michel Hollard brachte seine Frau und Frau Boulanger, seine Sekretärin, zusammen, um mit ihnen die durch seinen bevorstehenden Rücktritt geschaffene Lage zu prüfen. Für unbestimmte Dauer würde er sich beinahe vollständig aus dem Geschäft zurückziehen. Seine Assistentin, die immer wieder Beweise ihres kooperativen Verstandes und ihrer Verschwiegenheit erbracht hatte, meinte, ohne zu zaudern, dass die Pflicht ihm gebiete, seinen Posten in der Firma nicht aufzugeben. Die beiden Frauen erklärten sich bereit, mindestens theoretisch das Weiterbestehen der Unternehmung zu garantieren. Auch wenn der Kapitän die Kommandobrücke verliess, durfte man das Schiff nicht untergehen lassen, selbst wenn die Bilanz des Betriebs defizitär ausfallen würde. Die vorgeschützte Tätigkeit des Repräsentanten der Unternehmung bildete für etliche Mitglieder des Netzes eine zu wertvolle Deckung!

Erweiterung des Netzes

Zum Zeitpunkt, da Hitler unter Missachtung der Bestimmungen des Waffenstillstands vom Juni 1940 die militärische Besetzung auf ganz Frankreich ausdehnte, verfügte Michel Hollard über keinen Agenten, der in der Lage war, ihm Auskünfte aus dem bisher als «frei» bezeichneten Territorium zu verschaffen. Um sich Bescheid zu verschaffen über die neue Verteilung der deutschen Einheiten, musste er dringend den Kreis seiner Hilfskräfte erweitern. Er begann, indem er sich zum Rangierbahnhof von Portes-lès-Valence begab. Er setzte damit einen Pflock im Rhonetal, durch das der hauptsächliche Eisenbahnverkehr zu und von den Mittelmeergebieten lief. «Als ich den Bahnhofvorstand Louis Jouanen ansprach», so wird Michel Hollard später erzählen, «war er gerade dabei, technische Installationen zu prüfen. Er liess sich herbei, seine Arbeit zu unterbrechen, um mich anzuhören:

„Es scheint mir, die Ihren Kontrollbereich durchlaufenden Transporte sind Ihnen nicht sehr sympathisch!“ „Wir unterstehen unglücklicherweise dem Gesetz des Siegers. Es ist zum Verzweifeln.“ „Die Lage dürfte sich bald einmal ändern.“ „Denken Sie?“ „Ich habe gute Hoffnung. Der Feind beginnt an verschiedenen Fronten zurückzuweichen. Wir können zum Kampf beitragen. Das ist übrigens der Grund, weshalb ich Sie zu sprechen wünschte.“ „Sie denken, ich könnte Ihnen eine Hilfe sein...?“ „In der Tat. Sie arbeiten an einem strategisch sehr wichtigen Punkt. Die meisten feindlichen Züge nach dem Süden Frankreichs und in Richtung Italien ziehen vor Ihren Augen vorbei. Wenn es Ihnen möglich ist, mir diese zu melden, können Sie der alliierten Sache wirksam helfen.“ „Ich werde versuchen, ein guter Beobachter zu sein.“ „Seien Sie verschwiegen! Ich werde die nächste Woche wieder bei Ihnen vorbeikommen.“

Acht Tage später lieferte ihm Louis Jouanen einen vollständigen Bericht über die deutschen Transporte, die in den letzten Tagen den Sektor von Portes-lès-Valence durchquert hatten. Der neu Rekrutierte setzte seine Überwachungstätigkeit bis zum Ende der Feindseligkeiten fort. Er zählte damit zu den aktivsten Auskunftsagenten der SNCF.

Ähnliche Umstände wie diejenigen bei seinem ersten Kontakt mit Louis Jouanen wiederholten sich mehrere Male. In Gegenwart eines neuen Gesprächspartners genügten Michel Hollard im Allgemeinen einige Minuten der Unterhaltung, um sich ein Urteil darüber zu verschaffen, ob er wiederum Vertrauen gewähren könne.

Das deutsche Oberkommando erteilte der Generaldirektion der SNCF periodisch Befehl, die Verschiebung grosser Einheiten durch Frankreich und auch darüber hinaus sicherzustellen. Unter dem an höhere Stellen im Personal übermittelten vertraulichen Siegel TCO (*transports en cours d'organisation*) verbargen sich sehr aussagekräftige Angaben. In vielen Fällen war es sogar möglich, daraus die Abfahrts- und Ankunftsorte jeder Division oder jedes Armeekorps abzuleiten. Ausgehend davon, dass der Ersatz einer Einheit durch die nächste im Allgemeinen sofort erfolgte, erlaubten die guten Ermittlungen durch einige scharfsichtige Eisenbahner eine laufende Aktualisierung des Schachbretts der feindlichen Kräfte.

Die Bedeutung dieser und ähnlicher Informationen, richtig ausgelegt, veranlassten Michel Hollard, seine Besuche in der Welt der Eisenbahn zu vervielfachen. Ähnlich dem Beispiel von Louis Jouanen erwiesen sich die meisten so rekrutierten Eisenbahner bis zur Befreiung als hingebungsvoll und ausdauernd. Einige davon spielten eine wichtige Rolle bei der Entdeckung der Geheimwaffe V1. Noch lange nach der Rückkehr des Friedens äusserte sich der Gründer von *Agir* begeistert über die absolute Loyalität der Mitglieder seiner Equipe, die er beinahe schicksalsmässig auf seinem Weg entdeckt hatte. Diese Treffen erfolgten immer zufällig, manchmal unter bewegten Umständen. Zweimal passierte ein Missgeschick, das erste Mal mit gutem Ausgang, im Gegensatz zum andern Mal, als es sich beinahe zur Katastrophe ausweitete.

Bestärkt durch seine guten Erfahrungen mit den Eisenbahnern, entschied er sich, seine Aufmerksamkeit auf das Personal des Bahnhofs von Tarascon zu verlegen. Der dieser Station benachbarte Eisenbahnknotenpunkt schien ihm gut gelegen, um den Verkehr erfolgreich zu beobachten, sofern ein aufmerksames Auge darüber wachte. Daher befolgte er die gleiche Methode der Annäherung, die sich schon mehrmals bewährt hatte. Sich auf die Bemerkungen verlassend, die ihm auf seine Nachfrage ein Angestellter aus Tarascon über die patriotische Einstellung seines Vorgesetzten erteilt hatte, ersuchte er um eine private Besprechung mit dem Stellvertreter des Chefs. Ein paar Minuten des Gesprächs genügten, und er versprach, Auskünfte über die Durchfahrt von feindlichen Transporten zusammenzutragen. Ein Termin wurde für die folgende Woche vereinbart.

Zu diesem Zeitpunkt erliess die Regierung in Vichy eine strikte Weisung an das Personal der SNCF, die Transporte der Besatzungsarmee zu begünstigen, und erinnerte bei dieser Gelegenheit an das Berufsgeheimnis, an das jedermann gebunden war. Als der Tag für das Treffen kam, liess der Chef-Steil vertreten Michel Hollard im Stich. Er meinte, er könne sich von seiner Verpflichtung befreien, indem er den Bahnhof vor der vereinbarten Stunde verliess. Michel Hollard erkundigte sich nach ihm und fand den Drückeberger nach einem längeren Weg entlang den Geleisen. Angeblich machte er dort eine technische Inspektion. Überrascht gab er vor, sein Versprechen vergessen zu haben, konnte aber nicht um eine offene Erklärung herumkommen. Nach einigen Vorbehalten raffte sich der Mann auf Grund der Entschiedenheit seines Gesprächspartners auf und wurde im Nachhinein einer der regelmässigsten Informanten der *Agir-Equipe*.

Vor seinen Begegnungen im Eisenbahnermilieu kleidete sich Michel Hollard oft selbst als Bahnbeamter ein. Wenn er sich unter das Personal mischte, konnte er leicht die Aufmerksamkeit von jemandem auf sich lenken, dessen Gesicht oder allgemeine Haltung ihm Vertrauen einflösste. Solchen Leuten näherte er sich und wagte eine Frage etwa der folgenden Art: «Unter uns, liebt dein Chef die ‚Fritz‘? (die in Frankreich verbreitete

Bezeichnung für die Besetzer)» «Oh, nein doch, glücklicherweise ...!», erhielt er meist ungefähr zur Antwort. Eine solche Aussage gab ihm Sicherheit in Bezug auf den Empfang beim Dienstchef. So war er auch vorgegangen, bevor er Louis Jouanen angesprochen hatte.

Da er von einem seiner Agenten auf einen bevorstehenden grossen Militärverkehr am Eisenbahnknotenpunkt Toulouse aufmerksam gemacht worden war, begab er sich dorthin und beging den Fehler, dass er um einen Empfang beim dortigen Stellvertreter des Bahnhofvorstands nachsuchte, ohne zuvor die erwähnte übliche Sicherheitsmassnahme getroffen zu haben. Vielleicht hatte er sich unbewusst bereits an die bisher fast zu einfach zustande gekommenen Kontakte gewöhnt. Akrobaten auf dem hohen Seil spielen ständig mit der Gefahr. Der Unfall überrascht sie, wenn sie vergessen, die Sicherheitsregeln zu beachten.

Sobald er den Sinn des Anliegens seines Besuchers merkte, zog sich der betresste Beamte hochmütig hinter seinem Büropult zurück. In erzürmtem Ton äusserte er mit lauter Stimme die Drohung, ihn zu verraten. Mit ruhiger Stimme entgegnete ihm Michel Hollard: «Mein Herr, ich hoffe, Sie gehorchen nicht liebedienerisch unseren Feinden. Das wäre der Gipfel, wenn Sie mich denunzieren würden.» Der erboste Mann war verblüfft, vielleicht schämte er sich in seinem tiefsten Innern. Trocken grüsste Michel Hollard, drehte sich um und verliess das Lokal schleunigst, trotz des lautstarken Protests ohne Überstürzung. Als allerdings die Türe einmal geschlossen war, verlängerte er seine Schritte und verschwand so rasch wie möglich.

Nachdem es ihm nicht gelungen war, in Toulouse zusätzliche Auskünfte über die angekündigten Truppenbewegungen zu erhalten, zögerte er nicht und nahm den nächsten Zug nach Nîmes, wo sein Freund André Rauzier, ein anderer Eisenbahner, vielleicht in der Lage wäre, ihn aufzuklären. Er bereute den Umweg nicht, denn die Neuigkeit, die ihm alsbald bestätigt wurde, betraf eine weitreichende Operation, über die er Daten und andere wichtige Präzisierungen erhielt: Ein Armeekorps traf Vorbereitungen zur Verlegung über Toulouse nach Italien. Nach einer langwie-

rigen Eisenbahnfahrt, gefolgt von einem Marsch durch die Berge, übermittelte Michel Hollard diese Meldung via Bern nach London. Das dortige Oberkommando erhielt die Depesche unmittelbar vor der Auslösung des Transfers. Doch die deutsche Polizei brachte in Erfahrung, dass die undichte Stelle von einem Verantwortlichen der SNCF in Nîmes herkam. Einige Tage später kreiste sie den Bahnhof von Nîmes ein und besetzte ihn überraschend, im Versuch, den Schuldigen zu entlarven und zu verhaften.

Dank erstaunlicher Geistesgegenwart, Gewitztheit und Glück gelang André Rauzier die Rettung schneidig: eine Dampflokomotive mit Tender stand bereit zur Abfahrt, sie wartete nur noch auf die Besatzung auf dem Bahnsteig. Ohne eine Sekunde zu zögern, stürzte er sich in den Führerstand, setzte die Maschine unter Druck und vollzog unter vollem Dampf einen unglaublichen Abgang. Bei ohrenbetäubender Polyphonie der schnaubenden und pfeifenden Maschine leistete er sich sogar noch den Luxus, die gestikulierenden, ohnmächtigen und verblüfften Soldaten zu verspotten. (Zu jener Zeit wurden die französischen Eisenbahnen noch mehrheitlich mit Dampf betrieben. Die Fernzüge wurden von den berühmten Pacific-231-Lokomotiven gezogen.)

Sein verrückter Ausbruch endete in Lunel, der benachbarten Stadt. Er lebte einige Zeit im Verborgenen, bis ein in der Administration der SNCF hoch platzierter Freund seinen Wechsel in eine andere Gegend organisieren konnte.

Michel Hollard versuchte einen anderen Schachzug, als er einen seiner besten Jugendfreunde, der Verantwortlicher bei der Zivilverteidigung in Saint-Brieuc geworden war, um Rat anging. In ihrer Jugend hatten die beiden Knaben mit ihrer Unerschrockenheit rivalisiert. Er durfte daher auf eine fruchtbare Zusammenarbeit mit diesem Mann hoffen, der in der strategischen Küstenregion, in welcher der Zugang dem allgemeinen Volk verboten war, über grosse Privilegien verfügte. Vor allem durfte er sich frei bewegen, am Tag und in der Nacht, sogar an der Küste und wäh-

rend Alarmen. Er war also in der idealen, wenn auch gefährlichen Lage, den Alliierten im Falle einer Landung an der bretonischen Küste Hilfe zu leisten. Doch der Chef des Netzes musste es akzeptieren, dass sein früherer Freund die Mitwirkung aus Rücksicht auf seine Familie kategorisch ablehnte, was sein gutes Recht war, wie er einräumte.

Auch auf der Strasse wurden in unaufhörlichen Wellen zahlreiche feindliche Verbände verschoben. Michel Hollard entschied sich, entlang der grossen Achsen eine Überwachungskette aufzustellen. Er begann mit der berühmten *Nationale 7*, dem grossen Strassenzug, der den Norden Frankreichs mit dem Süden verbindet. Er erinnerte sich, dass er bei der Durchreise auf dieser Arterie vor dem Krieg in einem schönen Hotel-Restaurant bei Pierrelatte (Drôme), das von einer charakterstarken Direktorin geführt wurde, einen Zwischenhalt eingelegt hatte. Mit ein wenig Glück, so sagte er sich, werde ich sie wieder aufspüren. Wegen seiner Lage wird dieses Haus jetzt sicherlich von einer Kundschaft in den graugrünen Uniformen besucht.

Als er eintraf, tafelte dort tatsächlich eine «Meute von betresten jungen und alten Wölfen» im grossen Speisesaal. Frau Simone Boirel, die Chefin von früher, leitete das Haus immer noch. Sie erkannte den alten Kunden. Mit wenigen, leise gesprochenen Worten drückte sie ihm spontan und ohne weitere Vorsicht ihr Bedauern darüber aus, dass sie sich verpflichtet sehe, ihm eine unerfreuliche Gesellschaft zuzumuten, was ihr selbst am meisten zu schaffen mache.

Michel Hollard kam zum Urteil, dass die Haltung und die mutige Bemerkung ihre Meinung ziemlich deutlich kundtat. Er ergriff die Gelegenheit und antwortete, dass er die Unterhaltung gerne an einem anderen Ort fortsetzen würde. In einem benachbarten Büro bestätigte sich sein erster Eindruck über die Gedanken seiner Gesprächspartnerin. Was immer ihre Hemmungen waren, so musste sie doch die zahlreichen lästigen Gäste höflich aufnehmen. Ihr gutes Aussehen trug ihr manchmal gewagte Schmeicheleien ein, verpflichtete sie, ohne Unterlass eine peinliche Komödie zu spielen, um mit Haltung liebenswürdig zu bleiben und plumpe Annäherungen zu entmutigen.

Der Widerstandskämpfer redete ohne Umschweife: «Sie belegen einen Platz, der Ihnen erlauben kann, den Verbündeten zu helfen, den Feind aus dem Land zu jagen. Die heimliche Tätigkeit bringt unvermeidlich Risiken mit sich, und ich würde es vollkommen verstehen, wenn Sie eine Mitwirkung ablehnten.» «In welcher Art kann ich mich nützlich erweisen?» «Sie sind Zeugin einer ständigen Verschiebung von höheren militärischen Kadern, die hier eine angenehme Tafel und Unterkunft finden. Wegen seines guten Rufes ist ihnen Ihr Haus vermutlich schon vor der Abreise empfohlen worden. Im Allgemeinen halten sich Ihre Gäste daher auf der Durchreise von ihrem früheren strategischen Posten zum nächsten bei Ihnen auf. Ich bin sicher, Ihr weiblicher Scharfsinn wird Ihnen ermöglichen, herauszufinden, woher sie kommen und wohin sie gehen, vielleicht sogar, wie sie heissen.» «Sie schreiben mir hier zweifellos Fähigkeiten zu, die ich nur unzulänglich besitze. Aber ich werde mein Bestes tun!»

Frau Borel hielt ihr Wort. Der hervorragende Service ihres Gastbetriebs und die Atmosphäre, die sie hier zu verbreiten wusste, liessen ihre Kunden oft die Umstände ihrer Anwesenheit vergessen. Die Zahl der Offiziere, die unter diesen Bedingungen interessante Vertraulichkeiten von sich gaben, war gross. Gegen das Ende einer guten Mahlzeit nützte die Dame die allgemeine Euphorie und machte sich an Gäste von Bedeutung heran. Sie öffnete dann ihr Gästebuch, in dem sich bereits zahlreiche Berühmtheiten eingetragen hatten. Geschmeichelt verweigerten diese Herren es fast nie, einige Zeilen zu schreiben und zu unterzeichnen mit Namen, die in vielen Fällen eine Enthüllung waren. Bei der Abreise der Gäste sprach die verführerische Gastgeberin den Wunsch aus, sie möchten ihr von ihrem neuen Versetzungsort aus ein paar Worte schreiben.

Natürlich musste man mit der Wachsamkeit der Militärpolizei rechnen, die häufig in Zivil auftrat. Sie war umso gefährlicher, als viele ihrer Mitglieder perfekt französisch sprachen und sich anonym unter die Bevölkerung mischen konnten. Für die Sicherheit von Frau Boirel und gewiss auch, um sich nicht selbst unnötigerweise der Gefahr auszusetzen, zeigte sich Michel Hollard nicht mehr in dem Hotel. Seine Rundreisen

riefen ihn von nun an regelmässig in die Mittelmeerdepartemente, in denen sich die militärischen Bewegungen verstärkten. Er einigte sich mit seiner Korrespondentin darauf, ihre Treffen im Zug abzuhalten, der in weniger als einer halben Stunde von Pierrelatte nach Montélimar fuhr. Dieser mobile Besprechungsort hatte den doppelten Vorteil, dass er eine gewisse Sicherheit versprach und dem Reisenden zugleich einen erheblichen Zeitgewinn verschaffte. Ohne aus dem Wagon auszusteigen, nahm er die Ernte der Informantin entgegen, welche ihn in der benachbarten Stadt Montélimar verliess, um alsobald einen Zug in die Gegenrichtung zu besteigen und ruhig heimzukehren.

Etliche grosse Nummern wurden identifiziert und lokalisiert dank der Schlaueit der schönen Wirtin. Das Spielchen wurde während langer Zeit ohne Probleme weitergeführt, bis die Waagschale sich neigte und das Netz führerlos zurückliess.

Die auf seiner Rundreise immer zahlreicher werdenden Agenten lieferten ihm Informationen, zu denen seine eigenen Beobachtungen hinzukamen. Sein Reiseziel war nun Lausanne, wo ihn gleichzeitig sein neuer britischer Partner O.P. und ein schweizerischer Militärführer, der sich Thévenaz nannte, empfingen. Es war dies der Offizier Pierre Huser, der ihm sofort warmherzig Unterstützung anbot. Die drei Männer blieben sich während ihres ganzen späteren Lebens in Freundschaft verbunden.

Die luxuriösen französischen Behausungen und Paläste, welche die wichtigsten Manitus der Besatzungsarmee zu ihrem Domizil wählten, glichen häufig uneinnehmbaren Zitadellen. Zahlreiche bis zu den Zähnen bewaffnete Wachen versperrten jedem den Zugang, der sich nicht mit einem gültigen Zulassungspapier ausweisen konnte. Von den Franzosen hatten einzig einige beim Feind vorschriftsmässig akkreditierte Kollaborateure sowie die Mitglieder des requirierten Hotelpersonals einen Ausweis ausgestellt erhalten. Jeder Versuch, an solch ungastlichen Orten Nachforschungen anzustellen, schien unvernünftig oder war verdächtig.

Trotzdem überwand Michel Hollard seine Befürchtungen und meisterte die Schwierigkeiten, die auf den ersten Blick unüberwindbar schienen, indem es ihm gelang, vor den Augen des Gegners einen Auftrag auszuführen, der als unmöglich galt. Michel Hollard betrachtete jedoch derartige Aktionen nicht als besondere Leistung.

Im Juli 1943 waren die Geheimdienste der Alliierten und der Schweiz überzeugt, dass die im Süden Frankreichs stationierten deutschen Armeen unter dem Oberkommando von General von Rundstedt standen. Umgeben von seinem Generalstab residierte dieser noch, so glaubte man, im *Hôtel Terminus* in Avignon (das Hotel wurde später in *Bristol* umgetauft). Verschiedene Anzeichen, vor allem ein ungewöhnlicher Umzug von Hausrat aufs Land, liessen den Chef von *Agir* daran zweifeln. Da er damals keinen Informanten in Avignon hatte, machte er auf der Rückkehr von einer Reise in den Süden dort Halt. Vor dem Tor der Residenz flatterte richtig die viereckige Fahne mit dem Schachbrettmuster, die die Passanten auf die Gegenwart eines Hauptquartiers einer Armeegruppe aufmerksam machte. Die Umgebung des Hotels war abgesperrt mit weissen Barrikaden, hinter welchen ein eindruckliches Gardekorps wachte. Ausserhalb vervollständigten einige französische Polizisten mit gelangweilter Miene die Überwachung.

Michel Hollard richtete seinen Blick auf das *Café de la Bourse* auf der anderen Strassenseite und trat dort ein. Während der Wirt ihm ein Glas servierte, versuchte er sich diskret zu informieren. «Unter uns, stimmt es, dass der Hauptpensionär von gegenüber kürzlich ersetzt worden ist?» Anstatt einer Antwort raffte der Geschäftsführer brüsk sein Geld zusammen und entfernte sich, ohne sich umzublicken. Eine solche Abfuhr pflegte ihn nicht zu entmutigen. Im Prinzip hatte er keinen Grund, die Wache schiebenden französischen Posten zu fürchten, obwohl sie beauftragt waren, ihre deutschen Kollegen zu unterstützen. Warum also ihnen nicht offen dieselbe Frage stellen wie dem Wirt des Cafés?

«Das trifft zu, vor vierzehn Tagen hat in dem Haus der leitende General gewechselt», bestätigte ihm einer der Männer, ohne über die Frage

erstaunt zu sein. «Wissen Sie, wie der neue heisst?» Als ob das eine harmlose Frage wäre, fragte der Posten seine Kollegen, erfolglos, bis schliesslich einer von ihnen vorschlug: «Um das in Erfahrung zu bringen, muss der Herr versuchen, den Direktor des Hotels zu treffen, Pierre Pamard. Wenn er die Antwort kennt, dann wird er sie Ihnen sicher geben. Er ist ein feiner Typ.» «Ja», bestätigte ein anderer, «ein echter Franzose, der die Schwierigkeiten seiner heiklen Situation mit Würde trägt.»

Der Reisende betrachtete die kurzen Kommentare der Polizisten als ermutigend. Trotz des eindrücklichen militärischen Dispositivs entschied er sich, den Besuch sofort zu wagen. Er dankte den Leuten und begab sich zum Eingang der Residenz. Der deutschen Wache, welche den Passierschein verlangte, erklärte er in deutscher Sprache den Grund seines zufälligen Kommens: Er müsse Herrn Pamard eine dringende Mitteilung überbringen. Daraufhin wurde er an den Unteroffizier weitergewiesen.

«Ohne Ausweis ist der Zugang nicht gestattet», wiederholte auch der Unteroffizier, der sich auf das Risiko einer Sanktion berief, dem er sich aussetzen würde, wenn er den Zutritt ohne Erlaubnis trotz des Verbots gestatte. Auf diese Worte schob der Franzose, während er gleichzeitig mit leiser Stimme bestätigte, dass er die Zustimmung der Direktion habe, dem Deutschen heimlich das überzeugendste Argument in die Hand: ein Paket Luxuszigaretten, eine Rarität, die überall geschätzt wurde, sogar bei Nichtrauchern, denn sie ersetzte bei Transaktionen aller Art vorteilhaft die Banknoten. Michel Hollard hatte aus der Schweiz, wo Zigaretten im freien Verkauf erhältlich waren, einige Pakete mitgebracht.

Er bahnte sich einen Weg mitten durch eine Menge von Offizieren in der Eingangshalle und näherte sich einer jungen, blonden Frau, zweifellos einer Sekretärin, die aus einem Büro herauskam. «Wollen Sie mich bitte bei Herrn Pamard anmelden», verlangte er. «Gerne, wen darf ich melden?» Er erfand auf der Stelle eine recht zufällige Antwort, welche die Angestellte aber trotzdem befriedigte. «Ein alter Regimentskamerad, dessen Namen Herr Pamard sicher vergessen hat!» Als bald benachricht-

tigt, erschien der Hotelier mit einem breiten Lächeln auf dem Gesicht, das rasch erlosch beim Anblick des Unbekannten. «Bitte entschuldigen Sie mich, dass ich so vorging, um mit Ihnen sprechen zu können», erklärte Michel Hollard dem grossen, braungebrannten Mann von etwa 35 Jahren, der sichtlich aus der Fassung geraten war. Mit gedämpfter Stimme bat er ihn, seine Erklärung anzuhören, aber etwas abseits.

«Ich erlaube mir, solche Ausflüchte vorzubringen, um zu Ihnen vorzudringen, weil die Umstände mich dazu zwingen», fuhr er fort, als sie sich zurückgezogen hatten. «Ich muss den Namen des Herrn in Erfahrung bringen, der sich bei Ihnen als Ersatz für General von Rundstedt einlogiert hat, und ich finde niemanden, der in der Lage ist, mir diese Auskunft zu geben.» Die Antwort kam ohne Verzug, präzise und noch instruktiver, als er das gehofft hatte: «Vorher handelte es sich um General von Felber, aber der ist vor vierzehn Tagen abgereist. Wenn Sie wissen wollen, wie sich sein Ersatz nennt, muss ich meine Frau zu Rate ziehen. Wollen Sie, dass ich ihr diese Frage stelle?» «Ich bitte Sie darum!»

Die Sprache des Chefs des Hauses ebenso wie seine allgemeine Haltung liess auf Offenheit schliessen und schien die lobenden Worte der französischen Wachen zu bestätigen. Trotzdem fühlte sich der Widerstandskämpfer wie ein Taucher inmitten eines feindlichen Ozeans, und die folgenden Minuten wurden zu einer bedrückenden Ewigkeit. Der Direktor erschien wieder mit einer Karteikarte in der Hand, auf welcher der Besucher den Namen «General von Sonnenstern» lesen konnte. So versehen mit wichtigen Auskünften, dankte der Reisende seinem Informanten und versprach ihm, er hoffe, ihn bald in ruhigerem Rahmen wiederzusehen.

Mit verschmitztem Lächeln erklärte Pierre Pamard, er kenne den Ort, der sicher am besten geeignet wäre für zukünftige Treffen. Er gab ihm die Adresse einer Brasserie, deren Chef in der Region für seine Zugehörigkeit zu den Nazimilizen bekannt war. Es verstand sich, dass die feindlichen Polizeidienste es als überflüssig erachteten, dort ihre Überwachung auszuüben. Paradoxerweise konnte kein anderer Treffpunkt einen

sichereren Schutz bieten. Dieser Schlupfwinkel spielte seine Rolle als Zufluchtort gut, beinahe unter dem schützenden Auge des «braunen» Wirts.

Die höheren Offiziere im Kommando der feindlichen Truppen im Süden Frankreichs trafen sich periodisch im *Hôtel Terminus*. Obwohl ihre Namen grundsätzlich geheim gehalten wurden, sah man sie oft auf Postsendungen, und manchmal wurden die Militärs auch in den Gängen damit angesprochen. Jedesmal, wenn er einen der Herren identifizieren konnte, machte es sich der Hotelier zur Gewohnheit, ihn in seinem Gedächtnis zu speichern. So gelang es ihm, nach und nach die meisten dieser Personen zu enttarnen.

Pierre Pamard litt natürlich unter der zweideutigen Situation, in der er sich verfangen hatte, und deretwegen er ein brutal behandeltes Opfer wurde. Die Leute in Avignon kannten ihn seit Langem, begegneten ihm mit Sympathie und man bedauerte, wie sein schönes Haus überlaufen war. Deshalb war er nicht beunruhigt, weder durch seine unangenehmen Gäste, noch durch die Reaktionen des lokalen Widerstands, bis zum Beginn des Zusammenbruchs der gegnerischen Armeen. In dem Durcheinander, welches so häufig auf die überreizte Stimmung nach der Befreiung folgt, schafft ein Irrtum einen Märtyrer. Überzeugt von seiner Zusammenarbeit mit dem Feind, lockte ihn eine unkontrollierbare Schar von übermässig erregten Franzosen in einen tödlichen Hinterhalt. Als Michel Hollard nach seiner Rückkehr aus der Deportation von dem tragischen Versehen erfuhr, ging er sofort daran, das Gedenken an den durch die schlecht informierten Vertreter des Widerstands verdamnten Kameraden zu rehabilitieren.

Noch an manchen anderen Orten gelang es Michel Hollard, Verbindungen zur Welt der Hotellerie und zum Hauspersonal zu knüpfen, zu Personen, die aus Pflicht in der Nähe von Besetzern leben mussten und sie in aller Ruhe beobachten konnten. Auf höheren Befehl verpflichtet, hatte nicht jedermann die Kraft oder die Mittel, den Forderungen des Gegners zu widerstehen. Die Mehrzahl dieser Franzosen bewahrte jedoch in ihrem Herzen nicht minder einen Bürgersinn und Patriotismus, so wie

Pierre Pomard. Dazu verurteilt, der feindlichen Macht zu dienen, bewahrten sie doch eine Bitterkeit, und wenn sich eine Gelegenheit zur Revanche ergab, dann ergriffen sie sie. Wenn Michel Hollard riskierte, sie anzusprechen, zeigten sich diese Portiers, Zimmerdiener, Elektriker und anderen Hotelangestellten erstaunlich zusammenarbeitswillig.

«Konntest du also nicht verhindern, deine heimliche Tätigkeit zu enthüllen?», so wunderte ich mich eines Tages, als er mir über seine Erinnerungen berichtete. «Und tatest du das in einer Spelunke oder am Ort selbst?» «Ich verbarg meinen Landsleuten den Zweck meiner Fragen nicht.» «Auch wenn du Unbekannte ansprachst?» «Nach kurzer Beobachtung meines Gesprächspartners, der ja selbst in einer schwierigen Lage war, fragte ich ihn oder hielt mich zurück.» «Und wenn die Person entrüstet die Antwort verweigerte?» «Das ist fast nie vorgekommen.»

Zur Erleichterung der Identifizierung von höheren Offizieren erhielt der Gründer von *Agir* auf sein Ersuchen von seinem Korrespondenten und englischen Freund O.P. ein untrügliches Hilfsmittel: eine ausgezeichnete kleine Verbrecherkartei, welche die Gesichter und Namen der hohen Tiere der feindlichen Hierarchie offenbarte. «Ist das der Kerl, der hier nebenan wohnt? – Ich habe meinen Vogel gefunden! – Sieh da, hier ist ja mein Kauz.» Spöttische Sprüche dieser Art gaben die Reaktionen der Angestellten wieder, welche bei der Ansicht der Fotos ihre Genugtuung darüber, zur Information der Verbündeten beigetragen zu haben, so gering der Beitrag auch war, nicht verbargen.

Trotz der Bemühungen um Desinformation gelang es der Zensur nicht, die Bevölkerung im Ungewissen über die Tatsachen der militärischen Operationen an den verschiedenen Fronten zu lassen. Millionen von Radioempfängern gelang es trotz des Verbots täglich, den Nebel zu durchdringen. In vollständigem Widerspruch und manchmal so, dass man über die den deutschen Befehlen gehorchenden Medien nur lachen musste, machte Radio London die ersten Niederlagen der feindlichen Armeen bekannt. Wenn sich 1940 ein leider nicht zu vernachlässigender

Teil der öffentlichen Meinung in Frankreich hatte verführen oder beeindrucken lassen durch die Beweise der Stärke und die Propaganda der Nazis, so nahm nun die Zahl der Bürger, deren Einschätzung schwankend war, die wankelmütig oder opportunistisch waren, laufend ab. Trotzdem musste man sich nicht weniger hüten vor Kollaborateuren, solchen aus Fehlleitung, aus Eigennutz oder aus Überzeugung, zu schweigen von der Vichy-Miliz, vor der man sich hüten musste wie vor der Pest.

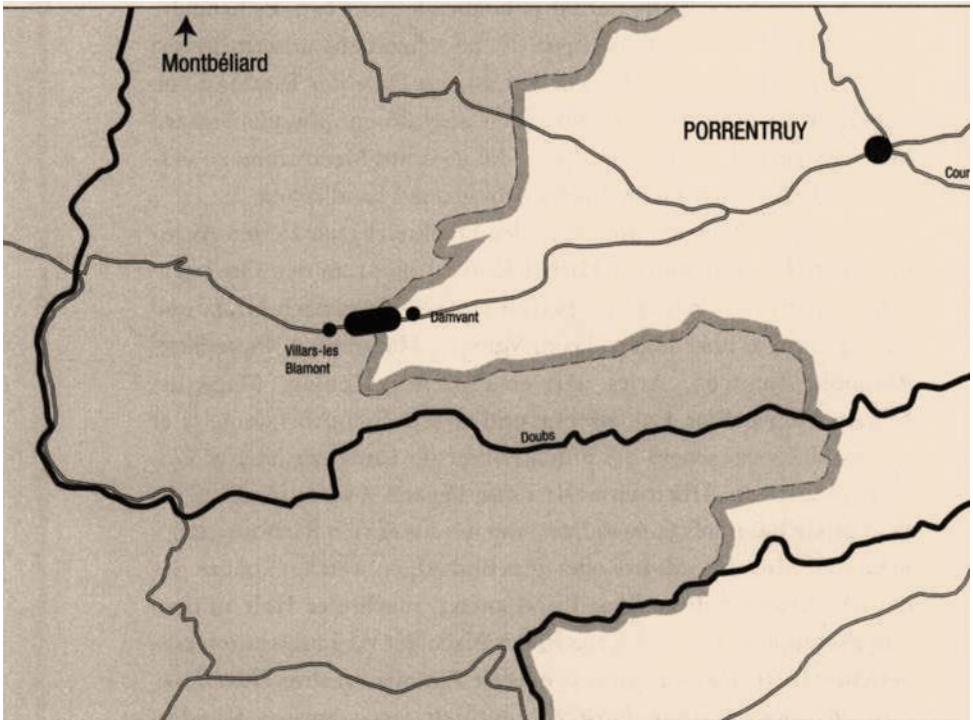
Die Ausdehnung des Netzes von *Agir* auf ganz Frankreich verpflichtete dessen Betreuer, das bereits übersteigerte Tempo seiner Verschiebungen per Eisenbahn in alle Landesgegenden noch zu beschleunigen. Meist reiste er nachts, und so gelang es ihm, seine Agenten mehr oder weniger regelmässig zu treffen. Während er von allen Informationen erhielt, erteilte er selber Ratschläge und ermutigte diesen oder jenen, der es nötig hatte, und so wurden die herzlichen Bande, ohne welche das Gebäude rasch zusammengebrochen wäre, immer enger. Die anstrengenden Rundreisen erlaubten ihm, klare Übersicht über seine Organisation zu bewahren und nie die Kontrolle darüber zu verlieren.

Bei der Abreise nach jeder Etappe war das erste Bestreben des Reisenden, in den im Allgemeinen überfüllten Transportmitteln einen Platz zu finden. Überall drang Rauch ein, und, um das Bild abzurunden, wurde das Ohr durch ein reichhaltiges Orchester aus Rattern, Heulen und Pfeifsignalen der schnaubenden Lokomotiven beglückt. Eine Ecke, um sich hinzukuscheln, oft irgendwo im Gang, genügte ihm für sein Glück. Es war ein Wunder, dass ein solches Bacchanal ihn nicht am Schlaf des Gerechten hinderte. Gelegentlich profitierte er von der Hilfe der Zugkontrolleure. Wenn sie seine häufige Anwesenheit auf derselben Strecke bemerkt hatten, erleichterten ihm einige unter ihnen den Zutritt zu privilegierten Plätzen. Einmal, an einem Morgen, weckte ihn einer dieser guten Samariter, weil er beunruhigt gemerkt hatte, dass er immer noch schlief, obwohl man sich seinem üblichen Bestimmungsort näherte; er erwachte gerade noch knapp, bevor er die Station verpasst hätte.

Seine Equipe von Agenten erstreckte sich bald auf alle Regionen. Die im Norden, Osten und Westen Frankreichs Eingesetzten wurden oft aus der Welt der Eisenbahnen, noch häufiger aus den Lastwagenfahrern rekrutiert, Berufspartner aus dem Autogewerbe, die er in Paris angeworben hatte. Ohne Ausnahme trafen ihn diese einer nach dem andern in der Hauptstadt, wo sie ihm die Resultate ihrer Beobachtungen mitteilten. Auf diese Art erreichten ihn nicht nur die nach wie vor unverzichtbaren, klassischen Informationen über die Verteilung der feindlichen Einheiten, die Treibstoff-Vertriebszentren, die Fliegerinstallationen und so weiter, sondern auch unüblichere Neuigkeiten. Unter anderem erfuhr er, dass man entlang der Nordseeküste, des Ärmelkanals und des Atlantiks damit begann, etwa vier Kilometer von der Küste entfernte Gräben auszuheben. Es handelte sich um ein Verteidigungsdispositiv, bestehend aus unterirdischen elektrischen Leitungen, dazu bestimmt, im Falle der Landung von alliierten Armeen Minenexplosionen auszulösen. Joseph Brocard machte sich mit dem Fahrrad auf, die gesamte Meereszone zu vermessen, und notierte seine Beobachtungen auf Landkarten.

Um die im Zentrum und im Süden Frankreichs platzierten Agenten zu treffen, musste sich Michel Hollard meist an den Ort begeben, an dem sie ihren Auftrag erfüllten. Von Paris nach Nizza und nach Toulouse, über Dijon, Lyon, Valence, Montélimar, Pierrelatte, Avignon, Tarascon, Arles, Aix-en-Provence, Toulon, Marseille, Nîmes, Montpellier, Carcassonne und andere Etappen sammelte er unermüdlich bei jedem die Früchte ihrer im Laufe der letzten Wochen geleisteten Arbeit ein. Die Reise begann jeweils in der Nähe des Pariser Bahnhofs *Gare de Lyon*, von wo aus er sich Richtung Rhonetal und Mittelmeerküste oder Jura und Alpen wenden konnte. Jedesmal, bevor er diese Expedition antrat, machte er Halt in dem Unterschlupf, den er sich ganz in der Nähe der Abgangstation eingerichtet hatte. Das auf Dauer gemietete Zimmer im alten *Hôtel d'Annecy, 207, Rue de Bercy, Paris 12^e*, enthielt einen grossen Kleiderschrank, auf dessen oberstem Gestell Dokumente verborgen waren, welche sich seit seiner vorangegangenen Reise angehäuften hatten.

Dieser nicht einsehbare Winkel war nur um den Preis einer akrobatischen Gleichgewichtsübung zugänglich, er war damit praktisch ausser Reichweite des Hotelpersonals. Eine halbe Stunde vor der Abreise nahm er das Dossier zu sich und versorgte es sorgfältig in seiner Mappe. Diese wurde mit jeder Reisetappe dicker. Nach dem letzten Treffen schloss er die Reise, beladen mit wertvoller und kompromittierender Beute, endlich ab und lenkte seine Schritte Richtung Schweiz.



Der Uebergang in Richtung Porrentruy war der einfachste, aber wegen der Einsehbarkeit auch der gefährlichste.

Rekordhalter im Überqueren der Grenze

Der Weg über den Mont Châteleu und La Brévine, den Michel Hollard am Anfang benutzte, hatte sich dank der Hilfe des Holzfällers Paul Cuenot während der schönen Jahreszeit sehr bewährt. Aber mit Anbruch des Winters konnte ihn jeder Fussabdruck im Schnee verraten. Da er noch keine andere Stelle kannte, die für die Überquerung in Frage kam, wendete er einfache Tricks an. Um keine Spuren auf dem Boden zu hinterlassen, verwandelte er sich bei einem ersten Versuch in einen Seiltänzer und balancierte auf einem mit Stacheldraht umwickelten Zaun. Nachher hatte er Schmerzen und fühlte sich erniedrigt. Mit blutenden Händen und Beinen und einer zerrissenen Hose musste er sich am Schweizer Zoll präsentieren. Da diese Methode nichts taugte, probierte er bei der folgenden Überquerung ein paar alte Sohlen und verkehrt herum gerichtete Absätze unter seine Bergschuhe anzubringen. Das erwies sich als sehr unpraktisch. Er hielt jedoch hartnäckig an seiner eher naiven Absicht fest, die militärischen Beobachter auf eine falsche Fährte zu locken. Ebenso un bequem waren umgedrehte Schneeschuhe, mit denen er ein anderes Mal die Grenze zu überqueren versuchte.

Obwohl im Winter in den Bergen erhöhte Gefahr drohte, kam er glücklicherweise bei diesen riskanten Erlebnissen ohne Schaden davon. Auf Dauer hätten solche Herausforderungen aber irgendwann schlecht ausgehen können. Deshalb hielt es der Partisan für nötig, Zugangswege in die Schweiz zu suchen, die weniger häufig schneebedeckt waren. Er wählte zuerst den Weg nach Montbéliard, wo mein Bruder ein Internat, das neben der Grenze lag, besuchte. Falls es in dieser Gegend, die der Feind stärker überwachte, zu einer unangenehmen Begegnung kommen sollte, wäre die Nähe eines Sohnes das glaubhafteste Alibi. Mein Bruder wurde in einer Sekundarschule unterrichtet, in der sich ein Widerstands-

nest bildete. Nach einer Razzia der deutschen Polizei wurden der Schulleiter, mehrere Lehrer und Schüler zum Tode oder zur Deportation verurteilt. Vincent musste eine andere Identität annehmen und fliehen. Er wurde in der Schule des Montcel in Jouy-en-Josas aufgenommen, deren Leiter, der Schweizer Charles Jeanrenaud, Mitglied des Netzes *Agir* war.

Nachdem er sich die Region auf der Karte genau angesehen hatte, wählte Hollard zuerst das Dorf Villars-lès-Blamont aus, das sich zwischen Montbéliard und Porrentruy befand. Wie gewohnt fürchtete er sich nicht davor, Unbekannte anzusprechen, die ihm vertrauenswürdig schienen.

Ein junger Bauer und dessen Frau boten ihm ohne Angst ihre Hilfe an. Das Ehepaar Emile und Geneviève Mathiot bewohnte ein kleines Bauernhaus, das von der Schweiz nur durch einen zum Teil kahlen Hügel getrennt war. Um dem Reisenden zu helfen, dieses gefährlich ungeschützte Gebiet zu durchqueren, vereinbarten sie eine Zeichensprache.

Sobald er ankam, ging die freundliche Bäuerin auf den Kamm des Felsvorsprungs, um ihre Ziege weiden zu lassen. Von dort aus konnte sie dank eines runden, freien Platzes die Patrouillen der feindlichen Wachtposten beobachten. Mit einigen abgesprochenen Bewegungen gelang es ihr, Hollard bei seinem Wagnis zu führen, ohne die Aufmerksamkeit der Umgebung zu erregen. Wenn die junge Frau einen oder zwei Schritte zum Bauernhaus hin machte, so wusste ihr Schützling, dass er auf die Grenze zusteuern und für kurze Zeit im Schutz einer dazwischen liegenden Baumgruppe Zuflucht finden konnte. Dann, noch aufmerksamer beobachtend, bestätigte die Komplizin mit vorsichtigem Hantieren mit ihrem Taschentuch, dass der Weg zur Gebietsgrenze frei war.

Für die Rückkehr nach Frankreich, welche mit Hilfe der gleichen Zeichensprache durchgeführt werden sollte, wurde der Tag genau festgelegt. Hollards Aufbruch und Rückkehr riefen bei seinen Helfern grosse Ängste hervor, denn manchmal tauchten unerwartet Soldaten auf Patrouille auf.

Die Bäuerin sah sie immer rechtzeitig und konnte sie genug lange ablenken, um dem Flüchtigen Zeit zu lassen, sich abzusetzen.

In dieser Gegend forderte die Natur vom Wanderer zwar nur mässige Anstrengungen, um von einem Land ins andere zu gelangen, aber Michel Hollard merkte bald, dass die letzte Strecke kahl war und somit äusserst gefährlich. Wenn er isoliert mitten in weitem, hellem Gelände stand, fürchtete er sich so sehr wie an den verschneiten Hängen des Mont Châtelet.

Obwohl Michel Hollard den Übergang bei Villars-lès-Blamont nicht aufgeben wollte, machte er sich auf die Suche nach einem anderen Weg, den er in jeder Jahreszeit benutzen konnte. Ein Schweizer Zöllner, der beide Seiten der französisch-schweizerischen Grenze perfekt kannte, liess ihn von seiner Erfahrung profitieren. Er nannte ihm die Gebiete, wo die Sperren der Deutschen seiner Meinung nach durchlässiger waren. Er empfahl ihm vor allem zwei Stellen in der Nähe von Genf, die eine östlich, die andere nördlich davon gelegen.

Von Frankreich aus war die erste Stelle ziemlich einfach zu erreichen: Sie lag mitten im Wald zwischen dem französischen Machilly und dem schweizerischen Jussy südlich des Genfersees. Ein Gitter aus Stacheldraht in der Höhe von etwa fünfzig Zentimetern war an den Stämmen einer Reihe von Bäumen festgemacht. Es lief entlang der Grenze der beiden Länder, die durch einen Bach markiert war. Die deutsche Wache hinderte die einheimischen Bewohner nicht daran, in diesem Gebiet herumzugehen, patrouillierte dort aber ständig.

Mit Hilfe einiger Freunde, darunter waren Bahnbeamte, dachte sich Michel Hollard ein paar einfallsreiche Strategien aus, die zum Teil recht komisch waren. Von Annecy kommend, verliess er zwischendurch den Zug bei der Station La Roche-sur-Foron, wo ihm die Buffetdame rasch sein Bündel gab, das sie für ihn aufbewahrte, wenn er es nicht brauchte.

Diese Reisetasche enthielt eine vollständige Eisenbahnerausrüstung: eine Jacke, eine Hose, eine Mütze mit der Aufschrift SNCF, eine lederne Umhängetasche, einen Wimpel aus rotem Stoff, eine Armbinde und eine

Laterne. Wenn der Reisende wieder in den Wagen zurückkehrte, suchte er die Zugstoilette auf und verkleidete sich als Eisenbahnangestellter, indem er die Pseudo-Arbeitskleider über seine eigenen streifte. Dann musste er nur noch die für kurze Zeit überflüssigen Sachen in der Umhängetasche verstauen.

Hielt der Zug an der Bahnstation von Machilly, wo Polizisten die Identität der Reisenden überprüften, vermied der falsche Eisenbahner den Bahnhofsausgang. Dem Gleis entlang ging er mit grossen Schritten über das freie Feld, bis er zu einem Rinnstein gelangte, der sich einige hundert Meter weiter unter der Aufschüttung des Schotters verlor. Er entfernte die wild durcheinandergewachsenen Pflanzen am Eingang der dunklen Höhle und ergriff eine Axt oder eine Hacke, die er bei der Rückkehr von seiner letzten Überquerung dort zurückgelassen hatte.

Nachdem er am selben Ort seine Ausrüstung als Angestellter der SNCF versteckt hatte, setzte er sich eine Mütze auf. Mit einer Hand hielt er das vorher geholtte Werkzeug, mit der andern einen über die Schulter geworfenen Sack aus grobem Tuch. Dieses einfache ländliche Gepäck vervollständigte seine Verwandlung in einen Bauern aus Savoyen. Der Sack enthielt keine landwirtschaftlichen Produkte, sondern strategisch wichtige Papiere.

Der Bauer Joseph Paccot, seine Frau und die beiden Söhne François und André, die Familien der Landwirte Neury und Lionnet, die in der Nähe der Grenze wohnten, konnten dank dieser günstigen Lage die Verschiebungen der feindlichen Wachposten beobachten. Diese Patrioten wechselten sich ab, um dem illegalen Einwanderer, der ihr Freund geworden war, zuverlässig beizustehen.

Sobald er mit den neuen Utensilien ausgerüstet war, machte sich der Gelegenheitslandwirt auf den Weg zum Wohnhaus der Paccots. Diese unentbehrlichen Helfer erwarteten ihn ungeduldig und lasen ihm jeden Wusch von den Augen ab. Sie informierten Hollard über die Risiken, einen Feind in der Gegend anzutreffen. Er wartete einen günstigen Moment ab, um den angrenzenden Wald aufzusuchen, und stieg über die verbotene Mauer.

Als ich im August 2002 auf der Durchreise in Machilly war, traf ich einige Zeugen der heldenhaften Vergangenheit: Claude Neury, François Lionnet, Jean-Claude und Josette Piccot-Lionnet. Sie zeigten mir die Wege, die mein Vater benutzte.

An einer schweizerischen Zollstation, die Hollard üblicherweise von sich aus aufsuchte, hatte man begonnen, über seinen Aufzug zu schmunzeln. Doch die Schweizer Zollbeamten achteten den so ausstaffierten Mann hoch und stellten ihm als Zeichen besonderer Gunst ein eigenes Fach für seine Garderobe zur Verfügung.

Der Schweizer Zöllner, der ihn sowohl darüber informierte, welche Grenzabschnitte von der deutschen Polizei am wenigsten kontrolliert wurden, als auch, wo diese Fallen stellte, erwähnte unter andern möglichen Grenzübergängen eine Stelle nördlich von Genf, die an Divonneles-Bains (Ain) grenzte. Als Michel Hollard diesen Platz auf der Karte ausfindig machte, stellte er fest, dass er, um dorthin zu gelangen, sehr weite Strecken zu Fuss zurücklegen müsste, und zwar zum Teil auf mühsamen und häufig verschneiten Wegen. Daher wollte er zuerst darauf verzichten, änderte aber bald entschieden seine Meinung.

«Wie kann ich so träge sein, dass ich die uneigennützigste Meinung eines grossen Kenners der Grenze vernachlässige? Wenn der Zugang zu diesem Ort eine erhebliche Anstrengung von mir verlangt, wäre das für andere nicht ebenso? Die Kontrolle durch den Feind wird dort nicht so regelmässig durchgeführt werden.»

Die Erfahrung bestätigte ihm, dass sein Ratgeber richtig geurteilt hatte. Aber er zog den Standort aus einem anderen Grund vor. Auf halbem Weg lebte ein äusserst patriotisches Ehepaar, die Bauern Denis und Alice Poncet. Sie wohnten nahe beim Dorf Mijoux, in der Nähe des Faucille-Passes. Sie nahmen ihn bei sich auf und sorgten liebevoll für ihn, wie wenn er zur Familie gehört hätte.

Wenn der Partisan von nun an diesen Weg nahm, zog er seine ländliche Kleidung im Zug zwischen Morez und Saint-Claude an. Weder die feindlichen Soldaten noch die französischen Polizisten bemerkten je den derart verkleideten Mann, der unermüdlich den Berg hinaufkletterte und

den Fluss mit dem hübschen Namen Valserine durchquerte. Über diesen Nebenfluss der Rhone führt die berühmte Brücke Karls des Grossen, die seit Menschengedenken ein strategisch wichtiger Punkt ist. Diese Stelle markierte im Jahr 790 die Grenze des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Seit 1940 führte die Demarkationslinie dort vorbei. Das Ehepaar Poncet beherbergte den Widerstandskämpfer bei jeder Überquerung; ihre freundliche Hilfsbereitschaft bedeutete für ihn eine grosse Entlastung. Ausgeruht, wieder bei Kräften, schlug er vertrauensvoll den gefährlichen Weg ein, der ihn zur Gebietsgrenze brachte, dann zum ersten Schweizer Chalet in La Combe-du-Faoug und ins Dorf La Rippe.

Am 21. August 1994, zum fünfzigsten Geburtstag der Befreiung von Mijoux, feierte diese Gemeinde des Bezirks Ain, die am Rand des Juras liegt, die Einweihung der neu aufgebauten Brücke Karls des Grossen. Zur Erinnerung an Michel Hollard und seine wichtigen Beschützer Denis und Alice Poncet werden am Eingang des Bauwerks ihre Bildnisse und ihre Heldentaten auf einer Stele aufgeführt.

Für die Rückkehr, die Michel Hollard auf die Stunde genau zu planen versuchte, wurde eine einfache Regelung getroffen, die sich schon beim Mont Châteleu bewährt hatte. Da ein zum Bauernhof der Poncets gehörendes Nebengebäude von der anderen Seite der gefährlichen Zone aus zu sehen war, warnte ihn, wenn nötig, eine breite, gegen das Gebäude gelehnte Holzplatte vor der Anwesenheit deutscher Patrouillen im Gebiet.

Die verschiedenen Orte, an denen Hollard die Grenze überquerte, entsprechen einer Distanz von über hundertfünfzig Kilometern zwischen dem Burgund und Genf. Innerhalb von fast drei Jahren wiederholte er diese beeindruckende Leistung nicht weniger als neunundvierzig Mal in beide Richtungen und kam somit auf insgesamt achtundneunzig Überquerungen.

Das wäre unmöglich gewesen ohne die Hilfe der Familien Cuenot (Derrière-le-Mont), Mathiot (Villars-lès-Blamont), Paccot, Lionnet, Neury (Machilly), Poncet (Lajoux-Mijoux) und noch weiteren. Hollards Charakterstärke und natürliche Autorität nötigten den Landbewohnern Res-

pekt ab, noch bevor sie Freundschaft mit ihm schlossen. Da sie das Risiko nicht völlig ausschliessen konnten, boten diese mutigen und getreuen Landwirte ihre ganze Kraft dafür auf, den Feind abzulenken oder aufzuhalten, den Weg zu überwachen und seine Schritte zu lenken.

Seine Wanderungen waren unglaublich weit. Von Saint-Claude bis nach La Rippe über Mijoux und La Combe-du-Faoug war die hügelige Wegstrecke mindestens vierzig Kilometer lang. Wenn Michel Hollard heimlich die Grenze überquerte, legte er auf seinem Weg über die Berge – wie eine einfache Addition zeigt – eine Gesamtstrecke von zwischen zweitausend und dreitausend Kilometern zurück. Bei den riskantesten Orten war meistens einer seiner Beschützer in der Nähe, was ihm ein Gefühl der Sicherheit gab. Trotzdem gewöhnte er sich wegen Verspätungen oder unvorhergesehenen Schwierigkeiten nach und nach daran, allein in die gefährlichen Gebiete zu gehen.

Während des Winters 1942/43 brach er trotz eines Schneesturms abends gegen neun Uhr von Saint-Claude auf und ging in Richtung Mijoux, da er beabsichtigte, dort Halt zu machen und am andern Tag weiter in die Schweiz zu reisen. Mit diesem leichtsinnigen Entschluss verstieß er gegen sein Prinzip, immer auf Sicherheit zu achten. Unangenehme Begegnungen blieben ihm zwar erspart, aber sein Wunsch, unbedingt Zeit zu gewinnen, bewirkte nur, dass er viel Zeit verlor. Nach vierstündigem Marsch in immer tieferem Schnee hatte er nicht einmal die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Da ihm die tobenden Naturgewalten zusetzten, musste er voller Wut den Rückzug antreten. Wie zur Strafe verschlechterten sich die Wetterverhältnisse auf dem Rückweg noch. In Saint-Claude nahm er den Zug nach Machilly, wo nahe bei Genf der andere Übergang lag. Das Dickicht an der Grenze eignete sich für den Grenzübertritt, und er konnte auf die Hilfe François Paccots zählen. Er hatte fünfzehn Stunden verloren und drei Nächte hintereinander nicht geschlafen. Aber für diesen unverbesserlichen Optimisten war der Fehler eine ausgezeichnete Gelegenheit, seine Ausdauer unter Beweis zu stellen.

Dieses Missgeschick bewahrte ihn nicht davor, einen solchen Fehler zu wiederholen. Während desselben Winters 1942/43, wieder auf der Strecke Saint-Claude-La Rippe, ging Michel Hollard über die gewohnten Wege, auf denen eine etwa zwanzig Zentimeter dicke Schicht Schnee lag. Bis Mijoux ging alles gut, wo ihn seine stets grosszügigen Freunde Denis und Alice Poncet zum Nachtessen einluden. Das gastfreundliche Angebot, bei ihnen zu übernachten, schlug er aus, und trotz der Warnungen der Bergbewohner vor allen möglichen Gefahren verliess er bei Sonnenuntergang ohne Kompass den Bauernhof. In der bald schon finsternen Nacht sanken seine Füsse im Schnee ein, rasch kam er vom Weg ab. Auf's Geratewohl ging er geradeaus weiter. Sterne, an denen er sich hätte orientieren können, waren keine zu sehen. Mit unsicherem Schritt stiess er sich an verschiedenen unter dem Pulverschnee verborgenen Hindernissen und trat sogar auf den eisigen Grund eines unsichtbaren Bachs. Nachdem er drei Stunden lang einen gefahrvollen Weg zurückgelegt hatte, hätte er längst das abschüssige Gelände, das zum Genfersee führte, erreichen müssen. Seine phosphoreszierende Uhr zeigte zweiundzwanzig Uhr, als er stehen blieb und ruhig über seine Lage nachdachte.

«Die Grenze verläuft sehr wahrscheinlich ganz in der Nähe», dachte er. «Aber auf welcher Seite?» Er wählte als Ausgangspunkt seiner Suche einen sehr grossen Baum, der durch seinen dominierenden Standort auffiel, und stellte sich um diese Achse vier, ein Kreuz bildende Richtungen vor. Systematisch begann er, die Richtungen zu prüfen, indem er eine Distanz abschnitt, die jedes Mal tausend Schritte betrug. Die ersten beiden Versuche waren erfolglos, aber glücklicherweise fand er immer wieder zu seinem Baum zurück. Dann ging er in die dritte Richtung.

«Während ich angesichts meiner sinkenden Chancen mit lauter Stimme die Zahlen sagte, die der schicksalshaften Zahl Tausend vorausgehen», erzählte er noch ganz erstaunt bei seiner Rückkehr, «erblickte ich in unmittelbarer Nähe einen grossen, rechteckigen Stein, der teilweise mit Schnee bedeckt war. Nachdem ich den Schnee davon entfernt hatte, stellte ich im Schein eines Streichholzes fest, dass es sich um den schweizeri-

schen Grenzstein mit dem eingemeisselten Wappen handelte. Ich traute meinen Augen nicht und ging im helvetischen Staatsgebiet noch etwa fünfzig Meter weiter. Ich dankte Gott, dass er mich ein weiteres Mal gerettet hatte.»

Die Gewohnheit bewirkte, dass trotz solcher Aufregungen das Überqueren der Grenze und der Demarkationslinien für ihn eine Art sportlichen Wettkampf darstellte. Da sich während eines längeren Zeitausschnitts keine Zwischenfälle ereigneten, liess seine Wachsamkeit allmählich nach. Er wurde kühn und dachte schliesslich nicht mehr an die Gefahr. Nahe bei Genf war das schattige Dickicht in der Nähe der Grenze von Machilly allzu einladend, um nicht einen Hinterhalt zu verbergen. Hollard benutzte diesen Weg jedoch häufig, vor allem, wenn der Berg verschneit war.

In eine kritische Situation geriet er, als er schon fast gewohnheitsmässig erneut versuchte, über die Grenze zu gelangen. Er war im Begriff, über den letzten Zaun aus Stacheldraht zu steigen, hinter welchem der Grenzfluss Hermance lag. Plötzlich stürzte sich ein grosser Polizeihund auf ihn, biss ihn ins Knie und versuchte, ihn bis zum Eintreffen seiner Gebieter festzuhalten. Ein wildes, gnadenloses Duell entspann sich, das er, da die Soldaten jeden Moment auftauchen konnten, rasch für sich entscheiden musste.

Der Umstand, dass er sich wieder als Bauer verkleidet hatte, wirkte sich günstig für ihn aus. Wenn Michel Hollard die gefährliche Zone durchquerte, trug er meistens zwei Kleidungsstücke übereinander. Die äussere Hose aus starkem Cordsamt bildete mit der darunter getragenen eine ziemlich dichte und kompakte Schicht. Das Tier biss sich mit seinen scharfen Zähnen darin fest, konnte aber durch die Stoffe hindurch nur mit dem vorderen Teil des Mauls den Gefangenen packen. Während der Kampf tobte und er sich gegen die Bestie zur Wehr setzte, gelang es ihm, einen am Boden liegenden Ast zu ergreifen, dessen Ende spitz zulief. Dieses behelfsmässige Schwert stiess er in das Maul des Untiers. Mit verzweifelter Anstrengung machte er mit seiner Waffe eine Zickzack-artige Bewegung, in der Hoffnung, die wie ein Schraubstock zusammengesprengten Kiefer ein wenig zu öffnen. Der als Schwert eingesetzte Ast

durchbohrte den Rachen des Hundes, der seine Beute losliess und bewusstlos umfiel.

Als der Sieger des Kampfes einen Moment später, schon auf der anderen Seite des Zauns, gerade auf Schweizer Boden treten wollte, ertönte auf Deutsch ein lauter Befehl: «Waffen nieder!» Er blickte in die Richtung, von wo die Aufforderung kam, und sah in einiger Entfernung, das Gewehr im Anschlag, einen Schweizer Zollbeamten. Dieser schien auf ein Objekt zu zielen, das sich jenseits des Zauns befand. Als Michel Hollard den Kopf drehte, entdeckte er zwei deutsche Soldaten, bestimmt die Hundeführer, welche Anstalten zu schiessen machten. Es ist fraglich, ob die Männer ohne die Intervention des Zöllners die vorgeschriebenen Warnrufe abgegeben hätten, bevor sie feuerten.

Gekränkt und wütend legten sie ihre Waffen nieder. Vor Wut stiessen sie einen Schwall von groben und zugleich grotesken Beleidigungen aus. Der Zöllner verzog keine Miene und tat so, wie wenn er ihr Geschrei nicht hören würde. Der gerettete Hollard stürzte ihm entgegen und rief: «Guter Mann, Sie haben mir das Leben gerettet. Wie kann ich Ihnen danken?» «Danken Sie mir nicht. Ich habe nur diese Ausländer daran gehindert, die schweizerische Souveränität zu verletzen. Ihre Kugeln dürfen auf keinen Fall über die Gebietsgrenze dringen! Aber wer sind Sie, und was tun Sie hier?»

Etwas aus der Fassung gebracht, bewahrte der Neuankömmling trotz allem einen kühlen Kopf und erklärte ruhig: «Ich bin Franzose. Die Behörden Ihres Landes sind über mein Kommen unterrichtet.» «Zeigen Sie mir Ihre Papiere.» «Im Einverständnis mit Ihrer Verwaltung komme ich ohne offizielle Papiere in die Schweiz.» «Bitte folgen Sie mir!»

Der Zwischenfall ereignete sich zu einer Zeit, als die Weisungen, welche Michel Hollard auf Dauer zur Einreise berechtigten und seine Reisen in der Eidgenossenschaft erleichtern sollten, noch nicht an alle Beamten gelangt waren.

Der Besucher erreichte so in guter Begleitung den Zollposten. Zum grossen Erstaunen seines Begleiters wurde er dort wärmstens empfangen.

Der Postenchef sorgte sofort dafür, dass die Wunde am Knie verbunden wurde.

Ein anderes Mal, als seine Wachsamkeit wieder nachgelassen hatte, stiess der allzu vertrauensvolle Reisende in der Nähe der Grenze von La Combe-du-Faoug mit einer Überwachungspatrouille zusammen. Jede unkontrollierte Reaktion, das geringste Zögern oder Anzeichen von Panik hätten ihn verraten. Mit entschlossenem Schritt näherte sich der vermeintliche Bauer, der in seinen Kleidern fast echter als ein wirklicher Bauer aussah, einer grasenden Kuh. Mit spontanen Befehlen und mit Hilfe eines am Boden aufgelesenen Stocks trieb er das aufgeschreckte Tier vorwärts, das sich zuerst störrisch gebärdete und dann einigermassen gehorchte. Die Soldaten belustigten sich sichtlich an dem komischen Schauspiel, das ihnen der ungeschickte Kuhhirt mit seinem widerspenstigen Tier bot. Sie ahnten nicht das Mindeste und setzten ihren Weg fort.

Nach diesem Missgeschick, das folgenlos geblieben war, verfügte der angebliche Bergbewohner über ein gefälschtes Dokument, mit dem er seine Anwesenheit in dieser verbotenen Zone rechtfertigen konnte. Um ihn zu schützen, hatten die Bauern Poncet, seine Freunde, keine Bedenken, ins Gerede zu kommen. Mit ihrer Hilfe besorgte er sich eine offizielle Identitätskarte. Diese machte aus ihm einen Landarbeiter namens Sylvain-Adrien Regard, geboren in Mijoux (Ain), wohnhaft bei seinen Arbeitgebern in Lajoux (Jura).

Michel Hollard, der normalerweise Nichtraucher war, frönte für kurze Zeit dem Tabakgenuss, seit sein Londoner Gesprächspartner O.P. ihm in Lausanne leichte Zigaretten «made in England» gebracht hatte – ein seltener Luxus zu jener Zeit, den er für harmlos hielt. Bei einer Rückkehr nach Frankreich über La Combe-du-Faoug beging er zwei Fehler, indem er nachts die Grenze überschritt und rauchte. Er zuckte zusammen, als aus einiger Entfernung im Wald der gebieterische Ruf «Halt!» ertönte. Das Echo warf den Befehl in der Ferne mit einem dunklen Ton zurück.

Dank perfekter Selbstbeherrschung und augenblicklichem Reaktionsvermögen konnte der unvorsichtige Raucher seinen Fehler korrigieren.

Da er vorausschauend und schlau war, steckte am Aufschlag seines Reijacketts immer ein Sortiment Nadeln und Stecknadeln. Innerhalb einiger Sekunden wurde die Zigarette gut sichtbar an einem Baum auf Manneshöhe befestigt, das rötliche Ende wurde vom Wind angefacht. Er entfernte sich in grösster Eile und hörte weit weg den Befehl nochmals. Ein paar Sekunden später folgten Detonationen.

Im Grenzwald von Machilly, wo der fliehende Michel Hollard gegen den Polizeihund gekämpft hatte, wurde parallel zum ersten Zaun ein zweiter Zaun aus Stacheldraht errichtet, der viel abschreckender als der erste war. Diese über zwei Meter hohe Metallmauer stellte für den heimlich erscheinenden Akrobaten ein erhöhtes Risiko dar. Ausserdem verursachte sie ihm Schürfwunden an den Händen und den Beinen und Risse in den Kleidern.

Diese zusätzlichen Hindernisse schreckten ihn nicht ab. Er bevorzugte weiterhin diesen Weg, wenn die Wetterlage ihn daran hinderte, den Weg durch die Berge zu benützen. Der Ort Machilly mit seinem doppelten Zaun wurde ihm sogar so vertraut, dass er, nachdem er sich eine genaue Strategie ausgedacht hatte, in zwei Situationen bei heiklen Grenzübertritten die Leitung übernahm.

Nach dem Tod meines Grossvaters Auguste Hollard im Juli 1943 musste die in alle Winde zerstreute Familie grosse Schwierigkeiten überwinden, um meiner Grossmutter erträgliche Existenzbedingungen zu gewährleisten. Sie war völlig hilflos, ernährte sich schlecht und lebte in schlecht geheizten Räumen. Die Auswirkungen der Besetzung waren jeden Tag mit grösserer Härte zu spüren.

Als Michel Hollard seinen Schwager und seine Schwester Micheline, Doktor Guisan und Frau Guisan, im Dorf Mézières in der Nähe von Lausanne besuchte, machte sie einen grosszügigen Vorschlag, dessen Verrücktheit ihr wohl nicht bewusst war: «Wenn es trotz der Schliessung der Grenze möglich wäre, «Mamaman» (ein Kosename, den die ganze Familie benutzte) hierher zu bringen, wäre sie bis auf Weiteres unser Gast, und wir würden sie liebevoll pflegen...» «Ich werde darüber nachdenken, ob das möglich ist. Die Idee ist kühn, aber nicht völlig abwegig.»

Bei seiner Rückkehr nach Frankreich sah er sich beim Übergang von Machilly den eisernen Vorhang genau an. Er kam zu dem Schluss, dass er allenfalls mit zwei oder drei geeigneten Werkzeugen eine Öffnung machen könnte. Wenn seine Mutter hindurchgegangen wäre, würde er den ursprünglichen Zustand wiederherstellen. Dann fragte er seinen Freund, den Bauern Joseph Paccot, um Rat. Dieser hatte Bedenken, versicherte aber, dass er und die Seinen ihm nach Kräften helfen würden, falls er den Plan doch ausführen wolle.

Das Vorhaben verlangte von den Teilnehmern eine gewisse List, eine Eigenschaft, die der lieben und verehrten Mamaman völlig abging. Sie wusste jedoch, dass ein unbekannter Freund, der behauptete, ihr Cousin zu sein, sie auf dem Bahnsteig überschwänglich begrüßen würde.

Der Plan, den sich der Partisan zurechtgelegt hatte, gelang bestens. Bei der Ankunft des Zuges im Bahnhof von Machilly kam einer der Söhne Paccots, dem mein Vater kurz vor dem Halt durchs Fenster zugewinkt hatte, auf die Mutter zu. Unter den Augen der mit der Überwachung der Grenze beauftragten Soldaten umarmte der Dorfbewohner die angebliche Verwandte und überschüttete sie mit Zärtlichkeitsbezeugungen, während er sie zu seinem Wagen zog. Niemand wunderte sich drüber, dass sie zum Bauernhof fuhren, wo Frau Paccot ihnen ein Frühstück servierte. Inzwischen hatte Michel Hollard im Zug wieder sein bäuerliches Gewand angezogen. Allein ging er zum Metallzaun. Er durchtrennte mit der Beisszange den gewundenen Stacheldraht, um einen Durchgang von einem Meter fünfzig in der Höhe und einem Meter in der Breite zu schaffen. Die Arbeit war fast beendet, als das Pferdefuhrwerk ankam. Ganz munter stieg die Mutter aus, dankte dem imaginären Cousin und schritt durch die Lücke, ohne überhaupt zu merken, dass der Weg seltsam war. Er legte die Drähte wieder so, wie sie anfangs ausgerichtet waren, und dann ging mit der Überquerung des Hermance die Landpartie weiter. Der Sohn brachte seine Mutter behutsam über den Fluss ans gegenüberliegende, friedliche Ufer. Sie war sich nicht bewusst, dass sie gerade die Hauptperson eines Kraftakts gewesen war.

Der Offizier André Gagneaux, Delegierter der Schweizer Armee und Freund von Michel Hollard, kam pünktlich zur verabredeten Zeit an diesen äussersten Punkt des eidgenössischen Gebiets. Die Gäste durften in seinem Auto Platz nehmen. Er führte sie unverzüglich zum Bahnhof Genf-Cornavin, wo sie in den Zug Richtung Lausanne stiegen. Dort wurden sie von einigen Mitgliedern der Familie Guisan sehnlichst erwartet.

Michel Hollard betätigte sich nochmals als freiwilliger Fluchthelfer auf dem Weg von Machilly. Es ging darum, eine Frau und ihr Kind vor der Gestapo zu retten. Die feindliche Grenzpolizei, die ziemlich erfahren war, machte von Zeit zu Zeit unvorhergesehene Rundgänge. Das war an jenem Tag der Fall. Das Abenteuer wäre beinahe für alle Beteiligten, in erster Linie für den Führer, schlecht ausgegangen. Michel Hollard war im Begriff, den letzten Stacheldraht auf eine Seite des bereits zur Hälfte offenen Lochs zu rücken, als er Soldaten erblickte. Ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, packte er seine Axt. Mit weit ausholenden, kräftigen und genauen Schlägen begann er, einen Baum zu fällen, der etwas abseits des Zauns stand. François Paccot, der mit seinem Gefolge erschien, stellte von Weitem fest, dass sich sein Freund plötzlich in einen Holzfäller verwandelt hatte. Diese plötzliche Veränderung der Tätigkeit zeigte den Ernst der Situation. Während die Flüchtigen in Angst und Schrecken Schutz suchten und auf Anweisungen ihres Führers warteten, gingen die Soldaten ruhig und gleichgültig in der Nähe des falschen Waldarbeiters vorbei. Da auch die Schäden am Zaun ihrer Aufmerksamkeit entgangen waren, setzte die Gruppe ihre Reise fort, den Weg zur Freiheit offenlassend.

Nach der Gründung des Technischen Büros für Holzvergaser in Frankreich, dessen Geschäftsführer der Leiter des Netzes *Agir* theoretisch blieb, gelang es ihm, eine Zulassung für Südfrankreich zu erhalten, obwohl die angegebenen beruflichen Gründe nicht existierten. Er konnte den Ausweis allerdings nicht lange benützen, da die deutsche Polizei Ermittlungen gegen ihn anstellte. Nachdem die Wehrmacht in die Südzone eingedrungen war, bestand die alte Demarkationslinie nebst einem anderen Kontrollsystem weiter. In den Eisenbahnwagen fanden die Überprü-

fungen unregelmässig und meistens überraschend während der Fahrt statt. Diese Einschränkung der Überwachung, zu welcher der Feind wegen des Personalmangels, den seine Niederlagen zur Folge hatten, gezwungen war, galt überall in Frankreich, auch auf den Strecken, die in die verbotenen Zonen führten. Mehrere Eisenbahner, Mitglieder des Netzes *Agir*, bemühten sich, ihren Chef regelmässig zu informieren, damit er in der Lage war, in den Zügen zu fahren, in denen keine militärischen Kontrollen durchgeführt wurden.

Die Vorkehrungen, die seine Helfer trafen, genügten nicht, um ihm ständig völlige Ruhe zu garantieren. Zweimal lernte er die Schrecken des Gesetzlosen kennen und geriet in die Falle der Inspektoren des mobilen Einsatzkommandos. Es ereigneten sich weitere abenteuerliche Vorfälle; nur dank seiner Geistesgegenwart wurde er nicht gefasst.

Als er von einer Reise in die Schweiz zurückkehrte, erfuhr er im Zug von einem Kontrolleur der SNCF, dass im Bahnhof von Auxonne (zwischen Besançon und Dijon) Inspektoren der Gestapo im Begriff waren, sämtliche Passagiere des Zugs unter die Lupe zu nehmen. Von Panik ergriffen, war seine erste Reaktion, aus dem Wagen zu springen. Ein Blick nach draussen überzeugte ihn jedoch, dass das reiner Selbstmord wäre. Mit einiger Mühe ging er die Gänge entlang, die vielen auf ihren Koffern sitzenden Passagiere versperrten ihm den Weg. Er beabsichtigte, aus dem Zug zu fliehen, sobald das Tempo langsamer wurde. Endlich erreichte er den letzten Personenwagen. Dahinter war der Gepäckwagen; es gab aber keine Verbindungstür, um dorthin zu gelangen. Mit Hilfe der äusseren Trittbretter und des Geländers kam er ziemlich leicht in diesen Wagen, den ein Angestellter überwachte.

Diese akrobatischen Kunststücke, die in den Zügen des 21. Jahrhunderts nicht mehr möglich sind, wurden während des Krieges 1939 bis 1945 ziemlich häufig vollführt. Wenn in den Wagen kein Platz mehr frei war, klammerten sich gewitzte Passagiere oft auf eigenes Risiko aussen an.

«Mein Herr, die Deutschen dürfen mich in Auxonne auf keinen Fall entdecken, weil ich mich strafbar mache. Können Sie mir ein Versteck zeigen?» Der Beamte, der offensichtlich nicht scharf darauf war, ein Risiko einzugehen, stellte sich taub. Michel Hollard war nun entschlossen, sobald als möglich hinauszuspringen. Ohne auf den Protest des Beamten zu achten, öffnete er die Tür wieder. Er bemerkte, dass der Gepäckwagen mit einer Kiste ausgerüstet war; diese hatte ein Ausmass von etwa 70 cm in der Höhe und der Breite. Diese Kiste war am Boden befestigt und wies an jedem Ende zwei verriegelte Klappen auf. «Und wenn ich darunter verschwände?»

Er befand sich in einem alten Wagen eines besonderen Modells, der vielleicht für eine Jagdgesellschaft erstellt worden war, der aber sicher seit Langem nicht mehr in Gebrauch war. «Ah, ich habe nichts dagegen, wenn Sie sich in die Hundehütte setzen wollen», antwortete der Mann. Der blinde Passagier musste sich niederhocken und den Kopf senken, um in dem geschlossenen Zufluchtsort Platz zu finden. Unsichtbar hinter einem der durchlöcherten Türchen amüsierte er sich im Bahnhof von Auxonne damit, das geschäftige Getue der mit der Kontrolle beauftragten Soldaten von nahem zu beobachten. Als die Gefahr vorbei war und der Pensionsgast aus seinem Schlupfloch kroch, brach der bis dahin barsche und wortkarge Wächter in spöttisches Gelächter aus.

Die Schilderung dieses Vorfalles erfreute meinen Vater: «Ich muss zugeben, dass die Heiterkeit des Eisenbahners verständlich war. Nachdem ich mich etwa eine Stunde lang in einem Loch voller Schmutz und Russ aufgehalten hatte, sah ich wie ein Kaminfeger aus!»

Ein anderes Mal entkam er der deutschen Polizei während einer Bahnfahrt unter noch riskanteren Umständen. Bei der Rückkehr von einem gewohnten Treffen mit seinem englischen Gesprächspartner fand er in einem überfüllten Zug nur noch in einer Ecke des Gangs Platz. Seinen Brotbeutel, der voll kompromittierender Papiere war, hängte er einfach am Schiebefenster auf. Plötzlich tauchten zwei deutsche Inspektoren auf, die Gepäckstücke untersuchten. Sie gingen nach dem Zufallsprinzip oder

auch intuitiv vor. Unglücklicherweise wurde einer der beiden auf den Brotbeutel aufmerksam und, noch bevor er den Inhalt kontrollierte, wollte er wissen, wem er gehöre.

Jemand, vermutlich ohne böse Absicht, beantwortete seine Frage und zeigte vage auf Michel Hollard. Dieser hatte bis dahin noch keinen Verdacht erregt, er winkte ab und entfernte sich ohne Hast. Sobald er ausser Sichtweite der Untersuchungsbeamten war, die sich über ihren Fund beugten, beschleunigte er jäh seinen Hindernislauf; er lavierte geschickt zwischen Reisenden und Paketen den Gang entlang, um unverzüglich das Ende des Zuges zu erreichen.

Eine weit entfernte Stimme rief einen Befehl, der wegen des Ratterns des Zuges unverständlich war. Dieses Mal gab es nur noch einen radikalen Ausweg, um der Gewalt der Verfolger zu enttrinnen, nämlich mit einem Sprung ins Freie aus dem Zug zu fliehen. Plötzlich wurde der Zug vor einer Kurve deutlich langsamer. Der Flüchtige nahm die Gelegenheit wahr, öffnete trotz heftiger Proteste der entsetzten Mitreisenden die Tür und sprang hinaus. Er stürzte auf einen parallel zum Schotter verlaufenden Kiesweg. Durch den Aufprall auf die raue Oberfläche zog er sich zahlreiche Prellungen und Schürfwunden zu. Dennoch rappelte er sich ziemlich bei Kräften sofort auf, seine Kleider waren in einem erbärmlichen Zustand.

Als er sah, dass der Zug etwas weiter entfernt anhielt, war ihm klar, dass immer noch Gefahr bestand. Aber er hatte wieder Glück. Auf dem Nebengleis kam ihm ein Güterzug entgegen, der in gemässigtem Tempo fuhr. Quietschend und keuchend zogen die Wagen unendlich lang vorbei. Für den geübten Sportler war es kinderleicht, auf einen Wagen seiner Wahl zu klettern. Auf dem letzten befand sich ein Ausguck. Er versteckte sich auf diesem mobilen Beobachtungsposten und sah mit Vergnügen, dass die Soldaten gezwungen waren, ihre Suche abzubrechen.

Ein weiterer heikler Zwischenfall ging dank der Ergebenheit der Bauersleute von Mijoux, Denis und Alice Poncet, gut aus. Als er nach einer gewöhnlichen Reise in die Schweiz wieder nach Paris zurückkehren wollte, erklärte er sich bereit, Bekannten den Gefallen zu erweisen, sich

um persönliche Post zu kümmern. Es handelte sich um private Mitteilungen einer Ehefrau an ihren Mann, von dem sie wegen des Krieges getrennt war. Bevor der Zug die Demarkationslinie zwischen den Zonen passierte, versteckte er den Karton mit dem Brief in einem Winkel, den er zu Unrecht für sicher hielt. Leider wurde das Paket von den feindlichen Inspektoren entdeckt, die es an sich nahmen.

Wie es sich gehört, wurde der frustrierte Ehemann mit Ausdrücken des Bedauerns um Verzeihung gebeten. Zunächst musste der Umstand, dass ein Text, der nur private Äusserungen enthielt, in den Händen der Feinde war, niemanden beunruhigen. Als sich der freiwillige Bote einige Tage später wieder in der Schweiz befand und der Absenderin den Zwischenfall mitteilte, gab sie ihm den Inhalt des Briefes preis. Nebst anderen Enthüllungen erwähnte die Schreiberin namentlich einen französischen Bergbewohner, der in der Nähe der Grenze wohnte. Dieser beabsichtigte demnächst, ausser Esswaren einige kompromittierende Papiere, die aus der Schweiz stammten, nach Paris zu schicken.

Die Angelegenheit sah plötzlich beunruhigend aus. Bestimmt würden die Deutschen den Bauern umgehend ausfragen und versuchen, alle Glieder der geheimen Kette zu entdecken. Um das zu verhindern, musste der Mann unverzüglich davor gewarnt werden, das Paket abzuschicken. Da Michel Hollard befürchtete, es sei bereits zu spät, brach er sofort auf. Obwohl viel Schnee lag, war er die ganze Nacht in den Bergen unterwegs. Ohne die übliche Hilfe seiner Beschützer, die über die aussergewöhnliche Situation nicht unterrichtet waren, überquerte er die Grenze in der Nähe von Mijoux. Im Morgengrauen, nach über hundert Stürzen und völlig durchfrozen, kam der Bauernhof der Poncets in Sicht. Er wollte sich in der Scheune niederlassen und darauf warten, dass seine Freunde erwachten, aber seine Anwesenheit blieb nicht unbemerkt. Trotz der frühen Morgenstunde reichte man ihm einen Grog und Wurstwaren, was er vor einem grossen Feuer sitzend genoss. Er schilderte die Umstände, die sein überraschendes Erscheinen rechtfertigten. Die Einladung seiner

Gastgeber, bei ihnen zu schlafen, nahm er ohne Weiteres an, bat sie aber inständig, ihn nach zwei Stunden zu wecken, da er noch eine weite Strecke vor sich hatte.

In Panik fuhr er aus dem Schlaf auf... mitten am Nachmittag. Die Bäuerin, die auf ihn gewartet hatte, kam seinen Vorwürfen zuvor. «Seien Sie unbesorgt! Es ist alles in Ordnung. Sobald Sie eingeschlafen sind, ist mein Mann mit den Skiern aufgebrochen. Der Weg war lang und schwierig. Wie abgemacht, hat er mich eben von der Telefonkabine der Post aus angerufen, ich habe seine Nachricht erwartet.» Das Telefon stand zu dieser Zeit nur wenigen Privatpersonen zur Verfügung, vor allem in ländlichen Gebieten war die Infrastruktur noch nicht überall vorhanden. Das Postbüro übermittelte meistens die Anrufe.

«Der Bauer hat das angekündigte Paket noch nicht abgeschickt. Bis jetzt ist kein unerwünschter Besucher aufgetaucht. Jetzt kann man ihm Fragen stellen, die Antworten sind bereit...»

Unterwasser-Friedhof

Die Landung der alliierten Truppen in Nordafrika Anfang November 1942 zwang Hitler, die Kräfte, über die er im Mittelmeerraum verfügte, zu verstärken. Deshalb versuchte der Führer, nachdem er die Invasion in Südfrankreich befohlen hatte, sich gleichzeitig der Marine zu bemächtigen, von der im Hafenbecken von Toulon die besten Einheiten untergebracht waren. Als die deutschen Truppen plötzlich in der Nähe des Hafens eindringen, suchten nur vier U-Boote durch geschickte Manöver überstürzt das Weite und schlossen sich den Alliierten an. Die Weigerung, die Seestreitkräfte dem Feind auszuliefern, brachte die Besatzung dazu, ihre Schiffe zu versenken. Panzerkreuzer, Kreuzer, Torpedoboote, Zerstörer, U-Boote und zahlreiche Geleitboote wurden am 27. November 1942 selbst zerstört.

Diese Meldung löste allgemeine Betroffenheit aus. Im Laufe des Jahres 1950 verkündete ein berühmter Sprecher des welschen Radios vor seiner Pensionierung, dass ihn diese Nachricht in seiner journalistischen Laufbahn wohl am meisten beeindruckt habe. Der Leiter des Netzes *Agir*, der sich an jenem Tag in Lausanne aufhielt, wurde von seinem Gesprächspartner O. P., Abgeordnetem des Kriegsministeriums, gebeten, unverzüglich mehr Informationen darüber einzuholen. Wichtig war vor allem, das Ausmass der Schäden abzuschätzen, Schiff um Schiff, und zu beurteilen, ob ein erheblicher Teil des Materials dem Feind noch nützte. Obwohl Michel Hollard in der Region von Toulon niemanden kannte und keine guten Kenntnisse in der Schifffahrtskunde besass, beschloss er, sich sofort zu erkundigen. Er gelangte bereits zwei Tage nach dem Ereignis in die Umgebung der Stadt, deren Zufahrtsstrassen überwacht wurden. Ein Bewohner eines Vororts wies ihn auf einen versteckten Weg hin, auf dem er der Aufmerksamkeit der Polizei entgehen konnte.

Trauer schien die Bevölkerung zu erfüllen, die sonst für ihr fröhliches und mitteilbares Temperament bekannt war. Fast so traurig wie die Einwohner, eilten Gruppen von Soldaten der deutschen Kriegsmarine mit grossen Schritten über die Strassen. Sie waren nach Toulon gekommen, um die stattliche Flotte in ihren Besitz zu bringen; sie waren beleidigt worden, indem man von ihnen, den machtlosen Zeugen des Unglücks, erwartete, dass sie an dieser jämmerlichen Seelenmesse teilnahmen.

Michel Hollard entdeckte die Reede bei Einbruch der Dunkelheit. Er sah eine Reihe von starren Silhouetten, die im Halbdunkel geisterhaft aussahen. Die Wracks waren auf die Seite gekippt und lagen fast vollständig unter Wasser. Man konnte einen Teil ihrer Aufbauten erahnen, Kamine und Masten ragten schräg in den Himmel. Zu dieser fortgeschrittenen Stunde wäre es unsinnig gewesen, eine Erkundung beginnen zu wollen. Da sich die Suche nach einer Unterkunft als schwierig erweisen konnte, betrat Michel Hollard sogleich ein Hotel, das in der Nähe lag. «Unser Haus ist ganz für die Besatzungstruppen reserviert», verkündete man ihm beim Empfang. «Übrigens sind die Gasthäuser der Stadt praktisch alle beschlagnahmt. Sie werden bestimmt Mühe haben, ein Zimmer in der Stadt zu finden.»

Der abgewiesene Gast war im Begriff, den Ort unverrichteter Dinge zu verlassen, als ein deutscher Unteroffizier aus einem Zimmer trat und ihn fragte: «Mein Herr, aus welchem Grund sind Sie in Toulon?» «Als Techniker. Ich komme, um Material zu reparieren.» «Wären Sie in der Lage, mein Radiogerät, das beschädigt ist, wieder in Ordnung zu bringen?» «Wahrscheinlich, wenn alle Bestandteile noch zu gebrauchen sind.» «Dann bitte ich Sie, mich zu begleiten.» In einem angrenzenden Raum untersuchte der Gelegenheitsmechaniker das defekte Empfangsgerät und stellte fest, dass der Schaden gering war. Er hütete sich jedoch, seine Diagnose zu offenbaren. Er wendete sich an den Soldaten und schlug ihm ohne Umschweife einen Handel vor. «Mein Herr, der Empfangschef des Hotels hat mich abgewiesen. Können Sie dafür sorgen,

dass ich trotzdem hier untergebracht werde, wenn es mir gelingt, Ihr Radio zu reparieren?» «Ich setze mich dafür ein.»

Als er allein geblieben war, brachte er das widerspenstige Gerät problemlos wieder in Gang. Der Soldat war darüber so erfreut, dass er den Franzosen einlud, den Abend mit ihm in einer Bar zu beenden. Michel Hollard schlug das Angebot höflich aus: «Morgen früh steht mir eine besonders heikle Aufgabe bevor, ich muss in bester körperlicher Verfassung sein.»

Da der Unteroffizier diesen Beweis von Berufsehre schätzte, drängte er nicht weiter. Seine Höflichkeit nahm sogar noch zu, in den Gängen ging er vor dem Techniker her, um ihm das Zimmer zu zeigen, das er für ihn organisiert hatte – eines der komfortabelsten des Hauses. Michel Hollard konnte also auf Kosten des Feindes schlafen gehen und somit morgen bei Tagesanbruch bestens in Form seine Untersuchung durchführen. Frisch und ausgeruht erwachte er früh. Der Speisesaal, in dem man ihm ein ausgezeichnetes Frühstück servierte, hallte von den Scherzen einer Gruppe von Matrosen wider, die zusammen an einem Tisch sassen. Als diese ihre Mahlzeit beendet hatten, verschwanden sie.

Als sich der Techniker eine Viertelstunde später dem Hafenviertel näherte, stand ihm plötzlich eine feindliche Aufsichtspatrouille gegenüber. Obwohl die Gefahr nicht grösser war als gewöhnlich, zögerte er einen Moment, bevor er sich entschloss, weiter zu den Quais zu gehen. Zu seiner grossen Überraschung wurde er weder weggeschickt noch ausgefragt, sondern respektvoll begrüsst. Die für die Kontrolle Verantwortlichen hatten wahrscheinlich den bevorzugten Gast ihres Hotels wieder erkannt. Auf jeden Fall wurden ihm keine Schwierigkeiten gemacht. Früher hatte sich hier viel lebhaftes, zu Streichen aufgelegtes Volk getummelt, jetzt waren die Quais fast menschenleer, wie wenn ein Fluch auf ihnen läge. Auf der Wasseroberfläche der Hafenbecken lagen widerlich glänzende bunte Teppiche aus einem Gemisch von Öl, Fett und Teer. Zahlreiche feste Überreste schwammen darin. Immer noch kam Abfall aus einigen Schiffsrümpfen heraus, von denen ein paar noch rauchten.

Mitten in dieser Katastrophe erregte ein ironisches Detail die Aufmerksamkeit des Beobachters. Die ins offene Meer abgetriebene Statue des Meergotts spielte jetzt Jo-Jo. Einem Witzbold war es gelungen, das lächerliche Spielzeug am Finger der allegorischen Figur aufzuhängen. Der Scherz gemahnte an das Auf und Ab, dem früher oder später die stärksten Festungen nicht entgehen.

In der Nähe befanden sich zwei Spaziergänger, ein junger Mann und sein älterer Bruder. Der Anblick der vernichteten Flotte bedrückte sie offensichtlich. Leise sprachen sie über das Drama, das sie miterlebt hatten. Der Leiter des Netzes *Agir* beobachtete die Unbekannten eine Weile lang. Er konnte aus der Entfernung ihre Worte nicht verstehen, aber ihr Benehmen war so ausdrucksstark, dass er sich entschloss, sie in vollem Vertrauen anzusprechen. Ein weiteres Mal ging er intuitiv vor. Die Männer sagten ihm ohne weiteres die Namen der wichtigsten Schiffe, die zum Teil aus dem Wasser ragten. Sie erzählten, wie ein Schiff, bevor es von seiner Besatzung zerstört wurde, stark bewaffnete feindliche Landstreitkräfte in Schach gehalten hatte. Die Auseinandersetzung hatte so lang gedauert, bis die Selbstzerstörung der restlichen französischen Einheiten, die sich im Hafen befanden, zu Ende war. Von ihren Freunden waren mehrere Matrosen in dem Gefecht umgekommen. Die Männer trugen das Unglück mit Würde, konnten aber ihre Niedergeschlagenheit nicht ganz verbergen. Der Ältere der beiden, Alexandre Roman, war verbittert, der Dienst in der französischen Flotte war sein Lebensinhalt gewesen. Für den Vorarbeiter in den Werkstätten des Waffenlagers war es ein schwerer Schlag, das Resultat seiner Anstrengungen vernichtet zu wissen.

Michel Hollard, dessen Optimismus nicht zu erschüttern war, versuchte ihn zu beruhigen, indem er ihn auf die positiven Seiten der Katastrophe aufmerksam machte. Er lobte den Mut, den Opferwillen der Matrosen und wies darauf hin, dass Hitler gerade eine vernichtende Niederlage hatte einstecken müssen. Wäre dieser im Besitz der Flotte des Mittelmeers gewesen, wären die internationalen Streitkräfte gezwungen gewesen, ihre Strategie grundlegend zu ändern.

Der Besucher machte den Vorschlag, das Gespräch an einem andern Ort weiterzuführen, und so betraten die drei Männer ein Cafe. Hollard stellte sich als Ingenieur vor, zuständig für die Entwicklung und die Wartung von Holzvergasern. Er teilte ihnen seine Absicht mit, bald wieder nach Toulon zu kommen, womit er leider mit den Vorschriften der Deutschen in Konflikt gerate. Wer zur Stadt oder zu den Hafenanlagen gelangen wolle, und nicht dort wohne, müsse beweisen, dass er aus gewichtigen Gründen dazu befugt sei. Wenn nun seine Filiale in Paris eine schriftliche Anfrage betreffend die Reparatur eines defekten Apparats erhalten würde, könnte er sich auf diese Art vielleicht eine Bewilligung verschaffen. Die für die Passierscheine verantwortlichen Beamten würden sich zweifellos mit einer Postkarte begnügen, vorausgesetzt, das Dokument sei ordnungsgemäss abgefasst und in Toulon aufgegeben worden. Durfte er damit rechnen, von einem der beiden Herren eine solche Anfrage zu erhalten?

Seine Gesprächspartner waren erstaunt und etwas ratlos, aber sie lehnten nicht rundweg ab. Da Michel Hollard ihr Zögern verstand, kam er ihrer Antwort zuvor. Auf einer gewöhnlichen, vorfrankierten Postkarte schrieb er eine für die eigene Firma bestimmte Anfrage wegen einer Reparatur. Dann diktierte ihm Alexandre Roman seine Adresse und seine Telefonnummer, die er unter Absender aufführte. Das gemeinsam festgelegte Datum, an dem der Brief abgeschickt werden sollte, wurde ebenfalls notiert. Nachdem der künftige Briefpartner die Karte eingesteckt hatte, trennten sich die drei. Die Zuverlässigkeit der beiden stand in den Augen des Widerstandskämpfers ausser Zweifel. Er war ziemlich sicher, dass sie seine Erwartungen nicht enttäuschen würden. Und wirklich erreichte die Mitteilung, die am vereinbarten Tag der Post anvertraut worden war, den Empfänger im geeigneten Augenblick. In Besitz einer Anfrage wegen einer Reparatur, welche die Verwaltung zu überzeugen schien, erhielt der Fachmann für Holzvergasen den erforderlichen Passierschein, um sich dieses Mal mit behördlicher Genehmigung in die Hafenstadt begeben zu können.

Sobald Michel Hollard Alexandre Roman wiedersah, informierte er ihn über seine geheime Tätigkeit. Diese vertrauliche Mitteilung war fast überflüssig. Der Vorarbeiter des Waffenlagers hatte sofort gemerkt, dass sich der Ingenieur mehr für die zerstörten Schiffe als für sein Holzvergaser-Geschäft interessierte. Der Bewohner Toulons, der dem Pariser bereits spontan eine kurze Aufstellung der versenkten Flotte gegeben hatte, erklärte sich im Rahmen des Netzes *Agir* zur Zusammenarbeit bereit. Von Anfang 1943 an verabredeten sich die neuen Partner ungefähr zweimal monatlich und bemühten sich, die Alliierten über die wichtigsten verdächtigen Aktivitäten der Marine zu unterrichten, die sie nicht nur in Toulon, sondern in der gesamten Côte d'Azur verfolgten. Der neue Mitarbeiter beantwortete als Erstes das Anliegen der Engländer, ein genaues Verzeichnis der versenkten Schiffe zu erhalten. Er beschrieb und untersuchte mit Akribie die zum Teil versenkten Einheiten, von denen die feindliche Marine möglicherweise die Instandsetzung plante. Ausserdem schilderte er die Besonderheiten eines neuen, bis dahin geheimen Torpedos französischer Konstruktion, bei dessen Entwicklung er mitgearbeitet hatte. Als der Feind in das Testgelände des Waffenlagers eingedrungen war, hatte er sich unglücklicherweise mehrerer Bestandteile dieser Waffe bemächtigt.

Als die Schlacht in Sizilien wütete, schickte der Gegner einige beschädigte Schnellboote in die Schiffswerften von Toulon. Nachdem alle Schiffe eingetroffen waren, berechnete Alexandre Roman die für die Reparaturen erforderliche Zeit, um daraus auf den wahrscheinlichen Zeitpunkt der Inbetriebnahme zu schliessen. Dank dieser Berechnungen konnten die Alliierten den Schiffen beim Auslaufen auflauern. Mehrere davon wurden angegriffen und versenkt.

Die Besatzungsmacht errichtete in einer geschützten Bucht in der Umgebung von La Seyne-sur-Mer einen geheimen Stützpunkt für die Versorgung der Marine. Der Mitarbeiter des Netzes *Agir*, der von dieser neuen Militärbasis Wind bekommen hatte, wollte sich diese von einem nahen Felsen aus genau ansehen. Während er sich am Rande eines Felsvorsprungs Notizen machte, überraschte ihn ein Soldat. Der Verdächtige

erfand eine nicht besonders glaubhafte Geschichte, die ihn jedoch rettete. Er behauptete, die Anlage seines zukünftigen Hauses zu skizzieren, indem er sein Grundstück von oben betrachte.

Michel Hollard, der ständig unterwegs war, konnte den Zeitplan, den er vor dem Aufbruch zu einer Reise gewissenhaft aufstellte, meistens einhalten. Unvorhergesehene Ereignisse hatten aber mehrmals Verspätungen zur Folge, sodass er daran gehindert wurde, einige Reisen innerhalb der vorgesehenen Frist zu beenden. Da bot sich ihm eine Gelegenheit: In der Provence erklärte sich ein Mitarbeiter der Region bereit, zusätzliche Arbeit zu leisten, damit der Zeitverlust aufgeholt werden konnte. Da dieser freiwillige Helfer auch schon mit blindem Eifer vorgegangen war, zögerte der Leiter. Er ging schliesslich das Risiko ein, ihm den Vermittler anzuvertrauen, warnte den Mann aber ausdrücklich.

Der Mitarbeiter traf Alexandre Roman zuerst in der Gegend von Toulon. Anschliessend ging er nach Nizza, um Kontakt mit zwei weiteren Mitarbeitern des Netzes, Jean Maiffet und dessen Sohn Louis, aufzunehmen. Er gab dann seine Absicht bekannt, das Sammeln von Informationen zu beschleunigen und zu vereinfachen, und organisierte eine Zusammenkunft der regionalen Auskundschafter. Diese Idee versties gegen die von Michel Hollard erlassenen Sicherheitsvorschriften. Sobald dieser darüber unterrichtet worden war, ahnte er ein Unglück. Er bemühte sich, möglichst schnell die Côte d'Azur zu erreichen, im Bestreben, das ohne seine Einwilligung vorbereitete Aufgebot unverzüglich rückgängig zu machen. Zu spät, denn die Gestapo hatte gerade die drei Patrioten verhaftet.

Man hat nie erfahren, wie die deutsche Polizei so rasch informiert worden war. Alexandre Roman wurde nach Dachau verschleppt, Jean Maiffret nach Sandbostel, Louis Maiffret nach Neuengamme. Die drei überlebten die Hölle des Konzentrationslagers nicht. Diese Katastrophe erschütterte den Leiter von *Agir*. Er erinnerte sich zeitlebens an seine verschwundenen Helfer. Seine Mitschuld an ihrem Schicksal quälte ihn. Als er im Frühling 1941 allein den geheimen Kampf aufgenommen hatte, hatte er nicht geplant, sich mit jemandem zusammenschliessen. Als Lei-

ter einer ständig wachsenden Gruppe trug er eine immer grössere moralische Verantwortung.

Olivier Girans Drama, für welches das Netz *Agir* jedoch nicht verantwortlich war, liess ihm keine Ruhe. Während eines ziemlich langen Zeitabschnitts hatte ein freundliches Geschick die anderen Mitglieder der Gruppe beschützt. Nun brach das Unheil über einige von ihnen herein. Und die Liste der Märtyrer der Gruppe sollte noch länger werden. In Nordfrankreich wurden Gaston Brogniard und Paul Moreau, Angestellte der SNCF und Mitglieder des Netzes, von der Gestapo dabei überrascht, wie sie Informationen über die deutschen Truppenbewegungen aufschrieben. Sie wurden im Schnellverfahren zum Tod verurteilt und erschossen, noch bevor ihr Chef von ihrer Festnahme Kenntnis erhalten hatte.

Die Odyssee des Joseph Brocard

Michel Hollard musste manchmal Mitarbeiter, die ihm nacheiferten, in ihrer Unerschrockenheit bremsen. Aufgefallen war ihm der junge Joseph Brocard. Dieser hatte eine bemerkenswerte Aufstellung der feindlichen Anlagen gemacht, die entlang den Küsten des Atlantiks, des Ärmelkanals und der Nordsee angesiedelt waren. Bei einem anderen Auftrag, den er auf Wunsch der Alliierten ausführte, bezahlte er seinen Wagemut teuer, kam aber noch mit einem blauen Auge davon.

Nachdem die britische Luftwaffe die Interpretationen ihrer Bomberpiloten mit den Darstellungen ihrer fotografischen Abteilung verglichen hatte, stellte sie fest, dass die Deutschen den Luftwaffenstützpunkt von Pontoise-Cormeilles-en-Vexin gründlich umgestalteten. Dieser Flugplatz nahe bei Paris belegte eine sehr grosse Fläche, auf der sich neue Pisten und Plätze ausbreiteten. Jedoch nur ein Drittel dieser gut versteckten Strassen schien für den Luftverkehr geeignet zu sein. Ein anderer Teil der Anlage war besser markiert, nachts beleuchtet und bestimmt mit unechten Kanonen versehen: eine Attrappe. Die durch diese Lockvorrichtung irreführten Flugzeuge der Alliierten liessen einen Bombenteppich darauf niedergehen. Aber bis dahin schien der Feuerhagel den Maschinen der Luftwaffe nichts auszumachen; dank raffinierter Tarnung waren diese immer geschützt.

Es war dringend notwendig, den nichts ahnenden Bombern klare Auskünfte zu liefern, damit sie den Kurs ändern konnten. Joseph Brocard, mit anderem Namen Bart, hatte hinlänglich Mut und Findigkeit bewiesen. Nachdem er sich das frühere Landschaftsbild genau angesehen hatte, übernahm er die Untersuchung. Am 19. Juli 1943 schickte er sich an, mit dem Fahrrad um das Flugfeld herumzufahren, um eine Karte der Gegend

zu vervollständigen und mit Anmerkungen zu versehen. Dass er diese auf sich trug, war recht kühn. In ziemlich grosser Entfernung vom Eingang und von den umzäunten und überwachten offiziellen Plätzen erreichte er eine abgelegene Zone, die nicht bewacht war. Er kam an einem Schild vorbei, das die Öffentlichkeit darauf hinwies, dass der Zutritt unter Androhung harter Strafen strikt verboten war. Da kein Wächter zugegen war, stellte er sein Fahrrad unter einen Strauch und drang in das verbotene Gebiet ein.

Seine Aufgabe bestand darin, einerseits die den Blicken der Flieger entzogenen Einrichtungen, andererseits die unechten Anlagen ausfindig zu machen. Der Besucher wurde sogleich auf einige Bauten aufmerksam, die etwa hundert Meter vom Eingang entfernt waren. Von weitem sahen diese Gebäude gewöhnlich und zweckentsprechend aus. Als er trotz höchster Gefahr näher herantreten war, entdeckte er nach und nach sonderbare Bauwerksteile, die einem sehr grossen Kinderspielzeug gleichen. Von oben gesehen, täuschte diese Anlage sicher. Das Ganze war genial ausgedacht. Um die nachgeahmten Flugzeughallen und Werkstätten herum standen merkwürdige Flugzeuge, die bestimmt nicht fliegen konnten. Es handelte sich nur um einfache, aus zusammengefühten Brettern hergestellte Attrappen.

Als er in unmittelbarer Nähe der Kulisse angelangt war, schrieb er seine Beobachtungen auf die Karte und versah den mit grossen, harmlosen Spielzeugen gefüllten Raum mit Zeichen und Abkürzungen. Diese Entdeckung versetzte Joseph Brocard in Begeisterung, er wollte unbedingt mehr wissen. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, jetzt, wo es noch möglich war, umzukehren. Unentwegt ging er in dieser scheinbar verlassenen Gegend weiter, bis er zum Vorplatz einer ganz offensichtlich unechten Kirche kam, die nach seinem Dafürhalten dazu diente, irgendwelches Luftfahrtmaterial zu verbergen. Nicht weit davon entfernt sah er einige Gebäude, die wie landwirtschaftliche Betriebe aussahen. Bestimmt war das nur die Fassade, um deren technische oder logistische Funktion zu verdecken.

Da er der Ansicht war, dass die Orte zurzeit menschenleer seien, drang der Kundschafter entschlossen weiter vor und überschritt den Punkt, an dem es kein Zurück mehr gab. Er merkte es zu spät. In dem Augenblick, als er auf dem Plan das falsche Dorf einzeichnete, öffnete sich eine Tür des trügerischen Gebäudes, ein Soldat trat heraus, der Anstalten traf, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Der auf frischer Tat ertappte Herumtreiber musste gezwungenermassen den Befehlen des Soldaten gehorchen. Dieser drückte den Gewehrlauf in seinen Rücken und zwang ihn, vor ihm herzugehen bis zum Büro seines Vorgesetzten.

Bevor Joseph Brocard die Untersuchung begann, hatte er sich überlegt, was er im Fall einer Verhaftung sagen würde. Er musste also nur seinen eigenen Roman spinnen: Die Karte stammte vom Bahnhof, wo er sie beim Verlassen des Zuges zufällig gefunden hatte. Sie enthielt seiner Meinung nach wertvolle handschriftliche Angaben über die jüngste Entwicklung der bäuerlichen Siedlung. Er wollte überprüfen, ob diese stimmten. Er kannte die Gegend schon lange, nun hatte er gerade einen Weiler entdeckt, der ihm völlig unbekannt war. Er hatte dem Drang nicht widerstehen können, ihn zu besichtigen. Man hatte ihn mitten auf seinem Spaziergang festgenommen ... Der Offizier glaubte kein Wort von dieser seltsamen und allzu geistreichen Erklärung. Er sagte, die Angelegenheit müsse durch den Sicherheitsdienst geregelt werden, und klopfte.

Die Inspektoren dieses Dienstes waren für ihre erbarmungslose Härte bekannt; sie verhörten den Gefangenen mit ihrer üblichen Grausamkeit. Tapfer und unnachgiebig ertrug er die Misshandlungen und hielt krampfhaft an seiner eher unwahrscheinlichen Erklärung fest. Nach einem mehrstündigen Verhör, während dem er eine gehörige Tracht Prügel bekam, legte der ungehaltene, aber gewissenhafte Mannschaftsleiter der deutschen Polizei ein Blatt Papier vor den Angeklagten hin. Diesem wurde befohlen, einige der handschriftlichen Sätze, die auf der Karte standen, nach Diktat aufzuschreiben.

Das Los des Gefangenen hing von da an von einer graphologischen Begutachtung ab. Sollte sich herausstellen, dass die Schriftzüge der bei-

den Papiere ähnlich waren, würde ihm unweigerlich die Todesstrafe drohen. Obwohl Joseph Brocard versucht hatte, seine Schrift zu verstellen, glaubte er, dass er verloren sei. Aber ein glückliches Geschick gewährte ihm eine Gnadenfrist. Der Graphologe war während vierundzwanzig Stunden abwesend. In Erwartung seiner Rückkehr führte die Militärpolizei den Angeklagten ab und brachte ihn in ein Gebäude, das sie in Houilles, nordwestlich von Paris belegte.

Man zwang ihn, vier Stockwerke hochzusteigen, und stiess ihn in eine winzige, dunkle Zelle. Die düsteren Aussichten für den folgenden Tag nahmen ihm jedoch nicht den Mut. Ein Lichtstrahl drang in den Kerker. Alle Hoffnung des Gefangenen ruhte auf diesem Schimmer, der durch ein kleines Fenster in der Nähe der Decke hereinflie. Zwei senkrechte Gitterstäbe und ein dichtes Drahtgitter versperrten es. Sobald die Aufseher die Tür verriegelt hatten, fand der Häftling, der weit davon entfernt war, sich der Verzweiflung zu überlassen, genug Kraft, um nüchtern die Situation zu untersuchen.

Er stellte den Rahmen der Liege gegen die Mauer, benützte diesen als Leiter und versuchte, auf gut Glück hinauszuklettern. Die Gitterstäbe des Dachfensters waren gerade weit genug auseinander, dass es ihm gelang, sich durch diese zu schlängeln. Nach genauer Untersuchung des vergitterten Fensters entdeckte er Schwachstellen. Einige Metalldrähte, die zur Befestigung dienten, liessen sich mit kräftigem Druck verdrehen. Obwohl er kein Werkzeug hatte, gelang es ihm mit äusserster Anstrengung, wobei er sich an den Händen verletzte, einige davon zu lösen.

Das Geräusch von Schritten zwang ihn, die Liege wieder auf den Boden zu stellen und, da es Nacht geworden war, sich voller Hast darauf zu werfen. Es war eine übliche Kontrolle. Da der Aufseher nichts Ungeöhnliches bemerkt hatte, machte er sich wieder an die Arbeit. Während vieler Stunden, die immer wieder wegen Alarm unterbrochen wurden, arbeitete er verbissen. Das alte Metall gab schliesslich nach. Trotz dieses Erfolgs bestand nur eine geringe Hoffnung, dass der Ausbruch gelang. Unter dem Ausgang, den er zuwege gebracht hatte, lag in schwindelerre-

gender Entfernung der Boden, und ein Nachtwächter machte regelmässig seine Runde um das Gebäude herum.

Aber Beherztheit und der Überlebenswille verliehen dem Gefangenen ungeahnte Kräfte. Die Lücke im Drahtgitter vermittelte ihm die Illusion von Freiheit. Am Gebäude entlang lief eine Eisenbahnlinie. Während der Gefangene sich mit dem Gitter abgemüht hatte, war ihm aufgefallen, dass die Züge in ziemlich regelmässigen Abständen durchfuhren. Jetzt, zu später Stunde, kamen sie weniger oft. Falls er es wagte, sich in die Tiefe zu stürzen, würden der Lärm seines Sturzes und etwaige Schmerzensschreie nicht unbemerkt bleiben. Um zu vermeiden, dass die Wachposten auf ihn aufmerksam wurden, musste er während der Durchfahrt des nächsten Zugs springen. Zwölf bis fünfzehn Meter tiefer erwartete ihn der harte, mit ein paar kümmerlichen Grashalmen bewachsene Boden.

Um den heftigen Aufprall etwas abzuschwächen, kam er auf den Gedanken, die Bettdecke zu verwenden. In der Hoffnung, dass das Stoffviereck mehr oder weniger als Fallschirm dienen könnte, ergriff er es. Joseph Brocard nahm in Kauf, dass sein Vorhaben schwere Verletzungen zur Folge haben könnte. Er kauerte vor seinem Notausgang und wartete konzentriert auf die Durchfahrt des nächsten Zugs. Eine Minute folgte der andern, endlos. Das Näherkommen eines immer lauter werdenden Zugs erfüllte ihn mit einer Mischung aus Hoffnung und Grausen. Er spürte, dass die kurze und einzige Zeitspanne nahte, in der sein Versuch, die Freiheit wiederzuerlangen, durchführbar war. Er machte eine Vielzahl von akrobatischen Bewegungen: Nach den Beinen zwängte er mit viel Kraft den Körper zwischen den Gitterstäben hindurch, und mit Müh und Not den Kopf. Noch bevor er das Gleichgewicht verlor, stiess er sich mit beiden Füßen kräftig von der Mauer ab, um fortzufliegen. Gleichzeitig streckte er die Arme aus und entfaltete seinen lächerlichen Fallschirm so weit wie möglich.

Bevor er auf dem Boden aufprallte, hatte der Ausbrecher die flüchtige Illusion, im Raum eine komplizierte Sprungübung zu machen. Der Lärm des Zugs übertönte sein Stöhnen, das er wegen des Schocks nicht unter-

drücken konnte. Mit verrenkten Gliedern krümmte er sich vor Schmerz, blieb aber bei Bewusstsein.

«Ich hörte das Geräusch von Stiefeln», wird Joseph Brocard später erzählen. «Es gelang mir, mich zu drehen. Ich erblickte eine Wache, die am Fuss der Hecke erschien, unter der ich mich hatte verstecken können. Eine Minute verstrich. Ich sah den Deutschen, dessen Silhouette sich im Mondschein abzeichnete. Er stand unbeweglich und schlug sein Wasser ab, beinahe auf mich. Dann ging er davon. Nach einem Augenblick versuchte ich, meine Glieder zu bewegen. Ich hatte überall Schmerzen. Im Rücken erreichte der Schmerz die Grenze des Erträglichen. Auf allen viere kriechend, gelang es mir immerhin, ein paar kleine Gärten zu durchqueren. Ich konnte mich einem Haus nähern, wo Licht brannte.»

Der Unglückliche schleppte sich bis zur Tür. Taumelnd schaffte er es, die Türklinke zu ergreifen, sodass er sich beinahe aufrichten konnte. Im Inneren hatte man ungewohnte Geräusche gehört. Bedenkenlos öffnete jemand. Der Elende, seines Halts beraubt, brach im Eingang zusammen.

Zum Glück waren die Bewohner, Jean Menguy und seine Frau, barmherzige Samariter. Aber sie konnten nicht ahnen, dass der unglückliche Besucher eine Wirbelsäulenfraktur hatte. Ihre ersten, unwillkürlichen Hilfeleistungen waren daher schädlich. Beim Versuch, ihn hochzuheben, verlor er das Bewusstsein. Ratlos legten sie ihn vorsichtig auf ein Bett und wollten den Rettungsdienst des Spitals rufen. Der Verletzte kam gerade noch rechtzeitig zu sich, um diesen Schritt zu verhindern. «Unternehmen Sie nichts!», rief er. «Wie schlimm auch meine Verletzungen sein mögen, ich muss unbedingt sofort nach Paris zurück. Die deutsche Polizei, der ich entwichen bin, wird mein Verschwinden bald bemerken. Wenn sie mich wieder ergreift, werde ich zweifellos erschossen. Dazu kommt, dass ich Sie kompromittiere.»

Ungeachtet der drohenden Gefahr taten die Menguys ihr Bestes, um den Entflohenen zu pflegen, während sie seinen Bericht anhörten. Der schwer verletzte Körper des Verunglückten wurde notdürftig mit einem

alten Leintuch umwickelt. Unverzüglich gingen die beiden Männer mit aller Vorsicht weg, einer auf den andern gestützt. Auf Umwegen erreichten sie den Bahnhof, wo bald ein Zug nach der Hauptstadt eintreffen sollte.

Die Wachsamkeit der deutschen Gefängniswärter hatte am späten Abend nachgelassen. Als sie feststellten, dass der Käfig leer war, war der Vogel schon lange ausgeflogen.

«Er ist wirklich ein Held», sagte Michel Hollard oft, wenn er die mutige Tat seines Vertrauensmanns schilderte. «Als er völlig erschöpft in mein Hauptquartier in der Nähe der *Gare de Lyon* kam, habe ich ihn natürlich gefragt, ob er etwas preisgegeben habe. Er antwortete: «Nein, Michel, ich schwöre es, ich habe nichts verraten.» «Dessen war ich sicher. Ich kümmere mich sofort um dich und leiste dir Hilfe.» In aller Offenheit gestand Brocard später: «Nach allem, was ich erlitten habe, kann ich diejenigen, welche auspacken, nicht mehr verurteilen. Wenn die Misshandlungen angedauert hätten, und man mir vorgeschlagen hätte, dass ich eine abscheuliche Gegenleistung erbringen müsse, um mein Leben zu retten, so bin ich nicht sicher, ob ich standhaft geblieben wäre. Die waren recht brutal.»

Im staatlichen Institut für Audio-Video-Technik befinden sich mehrere Dokumentationen dieser Ereignisse mit Originalberichten der daran beteiligten Personen.

Michel Hollard rief unverzüglich seinen Cousin Professor Raoul Monod an, der Chirurg im Diakonissenspital war. Da die Gefahr bestand, dass das Gespräch von der Polizei abgehört wurde, drückte er sich vorsichtig aus. Der Arzt verstand dennoch, dass sein Verwandter ihn im Hinblick auf einen raschen und diskreten Eingriff bei jemandem brauchte. Er liess sie noch am selben Nachmittag in die Sprechstunde kommen. Anhand von Röntgenaufnahmen und durch sorgfältiges Abhören stellte der Spezialist das Ausmass der Verletzungen fest. Die drei ersten Lendenwirbel des jungen Manns waren zerquetscht und verrenkt. Die unteren Gliedmassen waren zum Teil ohne Empfindung und reagierten nicht mehr. Der Patient wurde auf der Stelle operiert und bekam einen Gipsverband.

Die deutsche Polizei, die eine Beschreibung und ein Foto des Entflohenen besass, kontrollierte die medizinischen Einrichtungen sowie die Hotels regelmässig. Die Spitalleitung und der Arzt gingen ein grosses Risiko ein, als sie einwilligten, den entlaufenen Häftling heimlich ins Krankenhaus einzuweisen. Nach Ablauf dieser Zeit musste er das Spital unbedingt verlassen, ungeachtet des Zustands seiner nicht zusammengewachsenen Frakturen und Verletzungen. Die Sicherheit des Spitals und diejenige des Verletzten geboten seine Verlegung in ein Kurhaus. Der Leiter von *Agir* suchte einen geeigneten Zufluchtsort, zuerst in der Umgebung von Paris, dann in der Provinz. Aber keine der Adressen, die er in Betracht zog, boten Joseph Brocard sowohl ausreichenden Schutz vor Nachforschungen der Polizei als auch die medizinischen Einrichtungen, deren er während ziemlich langer Zeit bedurfte.

Michel Hollard schlug darauf seinem Mitarbeiter vor, ihn in die Schweiz zu begleiten, wenn er sich genug stark fühle, um eine solche Reise zu bewältigen. Nach dem Schrecknis glaubte der Verletzte, dass die Widerwärtigkeiten einer an sich routinemässigen Reise zumutbar seien. Trotz andauernder Schmerzen und trotz seines unsicheren Gleichgewichts war er zu diesem Unterfangen bereit.

Da es Sommer war, wollte der junge Mann einen der Wege des Juras benutzen – die Gegend, aus der er kam. Er kannte den gastfreundlichen Bauernhof der Cuenots in Derrière-le-Mont und die Schweizer Zöllner von La Brévine. Die Schwierigkeiten begannen auf dem Bahnsteig in Lyon, eine Viertelstunde vor der Abfahrt des Zuges. Ein Kontrolleur verlangte Zutrittskarten, welche die beiden Männer offensichtlich nicht besasssen. Michel Hollard verliess sich immer auf das Verständnis und die Kooperationsbereitschaft der Eisenbahner. Er erklärte, dass die Ärzte dem jungen Invaliden verordnet hätten, sich zur Behandlung aufs Land zu begeben. Der Beamte forderte sie auf, diese Anordnung durch Vorzeigen des Rezepts zu beweisen. Als Antwort darauf knöpfte der Verletzte sein Hemd auf und stellte seinen Gipsverband zur Schau. Auf der weissen Hemdbrust erschien ein grosses lothringisches Kreuz, zwischen dessen Linien die Aufschrift stand:

«Erstes Fallschirmjägerregiment»

Das Bild, das der Patient während seines Spitalaufenthalts gezeichnet hatte, spielte auf seinen Ausbruch aus der Gefangenschaft an, den er mit Hilfe eines rudimentären Fallschirms unternommen hatte. Michel Hollard, der nichts von der unvorsichtigen Zeichnung gewusst hatte, war ebenso verblüfft wie der Angestellte der SNCF. Obwohl ihn der Streich vor allem erheiterte, machte er eine missbilligende Miene. Der eifrige Kontrolleur riss die Augen auf und gab den Reisenden mit leichtem Kopfnicken zu verstehen, dass sie Platz nehmen konnten.

Im Jahr 1994, zum fünfzigjährigen Jubiläum der Befreiung, nahm Joseph Brocard an einer Sendung des dritten französischen Fernsehens teil, in der die Verdienste Michel Hollards gewürdigt wurden. Der Überlebende schilderte seine Reise in Richtung Freiheit: «Wenn man sich zu jener Zeit von Paris aus in den Jura begeben wollte, musste man mit der Dampflokomotive fahren. Es gab den heutigen TGV noch nicht. Wegen des ständigen Vibrierens und Klopfens der Räder gegen die losen Schienen musste ich mich dauernd mit den Armen hochziehen, um meine geschundenen Wirbel zu entlasten und mein ungeheures Gipsgestell leichter zu machen. In Besançon brachte uns ein Bummelzug zum kleinen Bahnhof von Grand‘Combe-Châleu. Etwa zehn Kilometer trennten uns noch vom Zufluchtsort Derrière-le-Mont; eine enorm weite Strecke, die ich wie durch ein Wunder mit Michels Hilfe zu Fuss zurückgelegt habe. Für mich war es der Weltuntergang. Ich legte mich auf eine Bank. Die Cuenots wollten mir zu essen geben, aber ich konnte nichts zu mir nehmen. Sie stellten mir ein Bett zur Verfügung. Doch Michel sagte energisch: ‚Nein, nein, wir müssen sofort weitergehen, solange es warm ist. Später wäre er nicht mehr fähig, sich zu bewegen!‘ Und weiter ging’s.»

Gleich nach seiner Rückkehr nach Paris hatte Michel Hollard seiner Familie von der Reise erzählt: «In diesem Grenzgebiet wäre jede Begegnung mit Militär verhängnisvoll gewesen. Gewöhnlich benutzte ich ausschliesslich schmale und steile Querfeldeinwege. Aber da mein Kamerad

nur mit grosser Mühe vorwärtskam, mussten wir vor allem leicht begeh-
bare Wege nehmen, auf denen häufiger Patrouillen unterwegs waren. Vor
uns lagen noch etliche Kilometer, die mitten durch Wald und Geröll führ-
ten. Das kleinste Hindernis bedeutete für Joseph eine riesige Anstren-
gung, sodass er meine Unterstützung nicht mehr entbehren konnte. Ers-
chöpft und völlig ausgedörrt war er wieder ziemlich bei Kräften, nach-
dem er nach etwa der Hälfte der Strecke seinen Durst bei der von Paul
Cuenot gefassten Quelle gestillt hatte. Auf Letzteren konnte man in
schwierigen Situationen immer zählen: Er war auf Erkundung ausgegan-
gen, um bei der gefährlichsten Stelle aufzupassen.

«Von weitem erblickten wir endlich seine Scheune. Je nachdem, ob
die Tür weit offen oder geschlossen war, war es seiner Ansicht nach ge-
fahrlos oder riskant, den Weg zur Grenze fortzusetzen. Angst ergriff uns,
denn die Tür war geschlossen. Aber ich stellte fest, dass wir vor der ver-
abredeten Zeit angekommen waren. Wir versteckten uns im Gestrüpp
und mussten noch lange Minuten der Spannung aushalten, bis die beru-
higende Gestalt Pauls erschien. Bald darauf signalisierte die nützliche
Tür, dass die Luft rein war.

Für die letzte Etappe musste mein Kamerad alle Kräfte zusammen-
nehmen. Er war völlig geschafft, als die Grenze in Sicht kam. Auf den
allerletzten Metern hob ich ihn auf der einen Seite und dann auf der an-
deren hoch. Er war am Ende so schwach, dass ich ihn ziehen musste,
indem ich ihn rückwärts mit beiden Händen unter den Achseln packte.
Unter grossen Anstrengungen gelangten wir in die unmittelbare Nähe des
Abgrenzungsmäuerchens. Obwohl auch ich äusserst mitgenommen war,
musste ich ihn auf die Schultern nehmen. Mit einem reglosen Körper be-
schwert, hatte ich die grössten Schwierigkeiten, den Hang emporzuklet-
tern. Selbst wenn wir bereits auf Schweizer Boden wären, konnte eine
Begegnung mit dem Feind schlimme Folgen haben. Ganz beruhigt waren
wir erst, als ich meinen Freund ausser Sichtweite der Grenze niedersetzte.
In der Umgebung standen dichte Tannen, in deren Schutz wir uns bege-
ben konnten. Vor diesem prachtvollen Hintergrund mussten wir uns erst

einmal sammeln.» Einige Momente der Ruhe und Besinnung inmitten der bezaubernden Landschaft genügten den Wanderern, um wieder neue Kräfte zu tanken. Eine halbe Stunde später sah der Schweizer Zöllner, der in La Brévine auf Wache stand, erschöpfte, aber heitere Besucher ankommen.

Der Offizier André Gagneaux, ein verlässlicher Partner und Freund, traf sie wenig später. Schnell sorgte er dafür, dass sie in Neuchâtel eine Unterkunft fanden. Sein Bruder willigte ein, den Verletzten einstweilen bei sich aufzunehmen, bis die Militärärzte sich um ihn kümmerten. Die Ärzte Oberst du Pasquier und Oberst de Montmollin begaben sich persönlich an das Bett des französischen Patienten. Bis zum Kriegsende wechselten sich verschiedene Schweizer Spezialisten am Bett Josph Brocards ab. Es gelang ihnen, die Folgen seiner waghalsigen Flucht erheblich zu mildern.

Joseph Brocard wurde im Jahr 1920 geboren. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist er trotz der Nachwirkungen seines weit zurückliegenden Abenteuers ein leidenschaftlicher Zeuge der Heldentaten.

21. Kapitel

Heureka!

Die Rettungsaktion von Joseph Brocard und die anschliessende Reise in die Schweiz hatten eine Verspätung von fast drei Wochen im Ermittlungsprogramm von Michel Hollard zur Folge gehabt. Ein weiteres unvorhergesehenes Ereignis sollte seinen Zeitplan endgültig durcheinanderbringen.

Madeleine Boulanger, die Sekretärin der nun fiktiven Firma für Holzvergaser, gab ihrem Chef Post aus Rouen. Der Verfasser, Jean-Henri Daudemard, war ein Ingenieur der SNCF, der in dieser Stadt arbeitete und sich vor kurzer Zeit der Equipe *Agir* angeschlossen hatte. Der Brief, welcher in Andeutungen geschrieben war, machte darauf aufmerksam, dass neue, strategisch wichtige Beobachtungen in der Gegend Anlass zur Besorgnis gaben und man dringend in Erfahrung bringen müsste, worum es sich handelte. Wie immer, wenn es um äusserst wichtige Dinge ging, kümmerte sich Michel Hollard persönlich um die Angelegenheit.

Das Gerücht verstärkte sich, dass die Deutschen neue Erfindungen auf dem Gebiet der militärischen Rüstung verwirklicht hätten. Die Rede war von verschiedenen mehr oder weniger phantastischen Waffen. Einige sprachen sogar vorzeitig von einer Rakete. Das Gerücht beruhte auf genauen Informationen, aber die betreffende Waffe (die künftige V2) war nicht bereit. Andere erwähnten Mehrstufengeschosse, verschiedene Modelle von revolutionären Bombenflugzeugen, ungeheure Kanonen oder neue, angeblich unverwundbare U-Boote. Man redete auch von einem geheimnisvollen «Todesstrahl», der vor allem für die Luftabwehr bestimmt sei. Diese unsichtbare Waffe könne in Bälde Flugzeuge abschiessen, indem diese im Flug lahmgelegt würden.

Einem Bewohner Luxemburgs gelang es auf unerklärliche Weise, sich die Adresse von O.P. in der Schweiz zu verschaffen, und er platzte

in dessen Büro herein. Er machte einen originellen Eindruck, strahlte aber Würde aus. Der Brite, der durch die seltsame Person etwas aus der Fassung gebracht worden war, bemühte sich, ihn ernst zu nehmen. Zuerst war der Besucher misstrauisch. Er befürchtete, dass der Gesprächspartner seine Geschichte als reine Erfindung abtat, und wollte sicher sein, dass die wichtige Information, die er besass, an die Behörden in London weitergeleitet wurde.

Nach einem langen Gespräch wurde die Stimmung endlich herzlicher; dann verlangte der Besucher Werkzeuge. Er zog einen seiner Schuhe aus und entfernte den Absatz. Zum Vorschein kam ein mehrmals gefalteter, schmutziger Zettel. Auf dem Stück Papier war eine sorgfältig gemachte Skizze mit Erklärungen zu sehen. Der Verfasser dieser Skizze sagte, dass Anwohner der Ostsee einen seltsamen, motorisierten Apparat mit Flügeln, der sich durch die Luft bewegte, bemerkt hätten. Nach einer langen Flugbahn über dem Wasser sei die Maschine, die plötzlich keinen Antrieb mehr hatte, in den Fluten versunken.

Die Neuigkeit wurde bald darauf durch eine aufsehenerregende Entdeckung auf der Insel Bornholm (Dänemark) erhärtet. Ein Bewohner der Gegend, der am 22. August der Küste entlangging, glaubte in der Ferne das Wrack eines Flugzeugs zu sehen, dessen Umriss sich vom Himmel abzeichnete. Kühn war er näher herantreten und erkannte bald, dass das Luftfahrzeug eine Art Roboter aus Zement war. Die Maschine, die im Sand stand, schien ihre ursprüngliche Form einigermassen behalten zu haben. Auf dem Ruder standen die Erkennungszeichen «V83». Der Absturz musste sich erst kürzlich ereignet haben, in der Umgebung hatte noch niemand das Objekt bemerkt.

Der auf der Insel wohnhafte dänische Marineoffizier Hasager Christiansen, der gleich verständigt worden war, untersuchte den merkwürdigen Vogel genau. Er fertigte eine Skizze davon an, machte Fotos, schrieb einige Erklärungen dazu und schaffte es, diese Aufzeichnungen dem Geheimdienst in London zu übermitteln. Die englischen Sachverständigen bemerkten sofort Gemeinsamkeiten zwischen der Maschine, die in Born-

holm heruntergefallen war, und derjenigen, die der Luxemburger auf dem Zettel beschrieben hatte. Obwohl die beiden Beschreibungen einfach waren, bestand kein Zweifel, dass sie sich auf dieselbe Art Geschoss bezogen.

Das Zentrum von Peenemünde hatte nach seiner Gründung im Jahr 1936 in Hitlers Auftrag mehrere Jahre lang an der Entwicklung neuer Waffen gearbeitet, ohne dass die Bevölkerung es wahrnahm. Die meisten Offiziere der Wehrmacht waren über diese Forschungen nicht unterrichtet. (Die Heeres-Anstalt Peenemünde – geheime Forschungsanstalt von Waffen und Langstreckenraketen – befand sich auf der Insel Usedom an der baltischen Küste. Ende August 1943 wurde sie durch die Luftwaffe der Alliierten teilweise zerstört.)

Die streng vertraulichen Anlagen dieser eigentlichen Festung nahmen ein solches Ausmass an, dass schliesslich Indiskretionen durchsickerten. Obwohl diese als unzugänglich galt, gelang es dem *Secret Intelligence Service*, sich die Ergebnisse einiger Versuche zu verschaffen, die bei den Raketen durchgeführt wurden.

Die beiden Luftfahrzeuge, die man soeben entlang den Küsten der Ostsee gesichtet hatte, waren keine Raketen, sondern Maschinen mit Strahltrieb ohne Pilot. Mit welchen Methoden waren diese verirrtten Maschinen in die Luft gelangt? Sie gehörten bestimmt zu einem Versuchsprogramm von Prototypen. Die Londoner Experten vertraten die Ansicht, dass man, um sie abzuschliessen, ziemlich komplexe Vorrichtungen hatte anbringen müssen, entweder an Bord grosser Flugzeuge oder am Boden, vielleicht auf dem in der Nähe gelegenen Stützpunkt von Peenemünde. Obwohl es noch zu früh war, einen definitiven Zusammenhang herzustellen zwischen dem fliegenden Roboter, der auf der Insel Bornholm beobachtet worden war, und der von Michel Hollard erforschten Baustelle in der Umgebung von Auffay, sorgte der Bericht des Letzteren bei den Briten für Aufsehen. «Es könnte sein, dass Sie die Vorbereitungen für den schrecklichsten Angriff, der je gegen England gerichtet wurde, entdeckt haben. Der Ausgang des Krieges hängt vielleicht davon ab», verkündete O.P.

Gleichzeitig prüften die Alliierten verschiedene Landungsstrategien. Doch das Gerücht, dass geheimnisvolle Waffen existierten, verstärkte sich. Wenn es dem Feind, der über eine fortschrittliche Technologie gebot, gelang, plötzlich die Vernichtung und den Untergang der Hauptstadt Grossbritanniens zu bewirken, würden alle Einfall- und Aufmarschpläne der alliierten Truppen auf dem Festland durchkreuzt. Das auf einmal veränderte Kräfteverhältnis zwischen den feindlichen Parteien könnte zum Vorteil des Gegners ausschlagen.

Die Antwort des Londoner Stabs auf die Mitteilung des Franzosen liess nicht auf sich warten, aber Letzterer erhielt sie erst bei seiner Rückkehr nach Lausanne, etwa zehn Tage später. Man ersuchte ihn, seine Nachforschungen auf die neue Waffe des Feindes zu konzentrieren und alle anderen Erkundigungen zurückzustellen. Er wurde gebeten, sich umgehend an die planmässige Untersuchung sämtlicher neuer Anlagen zu machen.

Michel Hollard hatte, schon bevor die Anfrage an ihn ergangen war, Erkundigungen eingezogen. Bei den Sozialen Diensten von Rouen und an den Orten seiner ersten Entdeckung in Bonnetot-le-Faubourg hatte man ihm mehrere Orte angegeben, wo sich weitere Bauten derselben Art befanden. Er hatte sich unverzüglich zu jeder dieser streng bewachten Baustellen begeben. Da er nicht unnötig das Schicksal herausfinden wollte, versuchte er nicht mehr, die verbotenen Plätze zu betreten. Von aussen erkannte er gleich auf jedem Areal eine ähnliche Anordnung wie diejenige, die er bei seiner ersten Erforschung beobachtet hatte. Mehrere Male wagte er, die Richtung der Pisten zu messen. Er stellte sich dann auf eine Linie, die parallel zu den Pisten lief, und schaute heimlich auf seinen kleinen Pfadfinderkompass. Die Richtungen, die er so feststellte, zeigte alle nach London. Diese Überprüfungen beseitigten die letzten Zweifel. Trotz des Geheimnisses, das diese Anlagen umgab, hatte er jetzt völlige Gewissheit, dass ein gigantischer Angriff vorbereitet wurde.

Um die Erforschung ähnlicher Anlagen zu beschleunigen, musste man eine systematische Suche durchführen. Fünf hervorragende Mitar-

beiter der Equipe *Agir* zeigten sich bereit, sofort die Gegend zu durchkämmen. Jeder wurde mit einem Fahrrad und einer Landkarte ausgestattet. Michel Hollard legte eine Einteilung des Gebiets fest und verteilte die Zonen, die durchforscht werden mussten. Dann kehrte er nach Lausanne zurück, um die Anweisungen des Kriegsministeriums entgegenzunehmen. Der Auftrag, der ihm erteilt wurde, entsprach genau den Massnahmen, die er gerade ergriffen hatte.

Die fünf Patrioten, die sich als Arbeiter getarnt hatten, durchstreiften einzeln die Normandie, die Picardie, das Pas-de-Calais; sie gaben sich den Anschein, als ob sie auf Arbeitssuche wären. Die gezielte Errichtung eines dichten Netzes von Kontrollpunkten, die der junge Stellvertreter Pierre Carteron koordinierte, war erfolgreich. In weniger als zwei Monaten entdeckten die Forscher etwa sechzig ähnliche Anlagen, bei denen der Rohbau schon ziemlich weit fortgeschritten zu sein schien. Sämtliche Plätze lagen auf einem grossen, nach London gerichteten Halbkreis, der von der Halbinsel Cotentin bis zur belgischen Grenze reichte. Ganz offensichtlich setzte der Feind eine riesige Vernichtungsstrategie in die Tat um. Er plante einen plötzlichen Angriff und hütete seine Geheimnisse sorgsam, bis es so weit war.

Seitdem Michel Hollard einen Stützpunkt, der errichtet wurde, beabsichtigt hatte, befasste er sich ständig mit dessen Plan, den er im Gedächtnis behalten hatte. Vergeblich suchte er nach einer Logik in der Anordnung der seltsamen Gebäude und der betonierten Wege von jeder Baustelle. Er stellte sich hingegen die Flugbahnen deutlich vor, die in der Verlängerung der Pisten auf die britische Hauptstadt zeigten.

22. Kapitel

Infiltration

Um die eigenen Armeeingehörigen zu ersetzen, versuchten fast alle technischen Dienste der Deutschen, Franzosen einzustellen. Damit gingen sie das Risiko ein, gewisse vertrauliche Angaben nicht genügend schützen zu können. Im vorigen Jahr hatte der Lothringer Robert Rubenach, ein Mitarbeiter des Netzes *Agir*, Informationen über Flugplätze gesucht. Er hatte keine Bedenken, in der Verwaltung einer Firma eine Stelle anzunehmen, die zur berühmten Organisation «Todt» gehörte, wobei ihm seine guten Deutschkenntnisse zustattenkamen. (Unter der Leitung der Generals Fritz Todt waren die deutschen Autobahnen gebaut worden, wie etwa die bekannte Strecke «Siegfried», die das Reich vor möglichen aggressiven Absichten seiner westlichen Nachbarn schützen sollte. Fritz Todt gründete einen grossen, staatlichen Industriekomplex, den er bis zu seinem Tod führte. Er kam im Februar 1942 bei einem Flugzeugunfall ums Leben.)

Die Erkundigungen, die Robert Rubenach einzog, hatten die Zerstörung des Luftwaffenstützpunkts zur Folge, den der Feind in Bernes-sur-Oise nördlich von Paris errichtet hatte (am Ort des heutigen Flugplatzes von Persan-Beaumont). Das Büro, in dem Robert Rubenach arbeitete, hängte eines Tages sonderbare Stellenanzeigen aus. Es handelte sich um ein verlockendes Angebot, das die Besatzungsmacht den fähigsten Technikern machte. Für einen ausgezeichneten Lohn mussten die ausgewählten Bewerber einwilligen, sich einige Zeit «in einer einfachen, aber gesunden, ländlichen Umgebung» aufzuhalten. Die Wohnorte, die nicht mitgeteilt wurden, lagen «in schönen Gegenden in der französischen Provinz». Robert Rubenach hatte Michel Hollard über die Bekanntmachung informiert, worauf Letzterer rief: «Ich gehe jede Wette ein, dass die an-

gebotenen Stellen Anlagen betreffen, die uns interessieren! Eine solche Aufgabe sollte einem Mann mit Ihren Fähigkeiten übertragen werden. Würden Sie sich darum bewerben?» «Die Anwerbung bezieht sich nicht auf mein Fachgebiet. Im Übrigen kann ich meine laufenden Ermittlungen nicht unterbrechen. Aber André Comps, ein junger Ingenieur, mit dem ich befreundet bin und der in meiner Abteilung arbeitet, ist vermutlich der geeignete Mann. Er ist ein sehr zuverlässiger Techniker, ein ungewein schüchterner und zurückhaltender Typ. Da ich für seine Verschwiegenheit bürgen kann, sollten wir zu dritt zusammenkommen.

Als André Comps ihren Vorschlag hörte, erschrak er. Er war bis dahin ganz in seinem Beruf aufgegangen. Wie viele andere hatte er sich damit abgefunden, ihn im Auftrag der Deutschen auszuüben. Die beiden Widerstandskämpfer gaben ihm zu verstehen, dass er jetzt Gelegenheit hatte, seinem Land einen grossen Dienst zu erweisen, indem er das kürzlich erfolgte Angebot des Feindes annahm. Nach langem Zögern liess sich der Ingenieur schliesslich überzeugen und reichte bald darauf ein Gesuch um Versetzung ein. Sein hervorragendes Ergebnis bei den technischen Prüfungen, denen er sich unterzog, hatte zur Folge, dass er alsbald für die neue Stelle vorgeschlagen wurde. Man bestimmte ihn dazu, einen wichtigen Posten als technischer Zeichner zu bekleiden; zugeteilt wurde er einem Institut, das in der Picardie lag. Er musste einen Vertrag unterschreiben, der ausdrücklich festlegte: «Der Betreffende wird einen Tag vor der Übernahme seiner Aufgabe über seinen Wohnort informiert. Er bekommt regelmässig Urlaub. Er ist zur absoluten Verschwiegenheit verpflichtet.»

Die «ländliche Umgebung», die «schöne Gegend in der Provinz», die in der Stellenanzeige angepriesen wurde, beschränkte sich für den Gast in Wirklichkeit auf einen ziemlich einfachen Raum im Industriegebiet, zwar in ländlicher Umgebung, aber ohne den früheren Charme des Landlebens. Der Ort hiess Bois-Carré und lag neben dem Dorf Yvrench, in der Nähe von Abbeville. Robert Rubenach hatte den Ingenieur über die jüngsten Nachforschungen des Netzes *Agir* in der Gegend informiert. Der Ort Bois-Carré gehörte zu den Anlagen, die ausfindig gemacht worden

waren. Als der Neuankömmling diesen erst halbfertigen Stützpunkt erkundete, merkte er rasch, dass er dessen Funktionsweise auch nicht verstand.

Seine Aufgabe bestand darin, Entwürfe und Modelle auszuarbeiten. Unter der Aufsicht eines Chefingenieurs, eines Offiziers, musste er den Aufbau einiger Baustellen, die sich in der Picardie befanden, fertigstellen. Nach einer Woche bat der Mitarbeiter, dessen Arbeit die Vorgesetzten zufriedenzustellen schien, um die Erlaubnis, am Wochenende auszuspannen. Als das bewilligt wurde, machte er sich unverzüglich nach Paris auf, wo ihn Michel Hollard und Robert Rubenach erwarteten. «Ihre Beschreibung des Platzes bestätigt unsere eigenen Beobachtungen», stellte der Leiter fest. «Trotz der vielen Informationen verstehen wir leider noch nicht, wie diese Wurfmaschine arbeitet; unerklärlich ist uns auch das Geschoss. Nach und nach scheinen sich jedoch einige wichtige Puzzleteile unter Ihren Augen zusammenzufügen. Sind Sie dazu bereit, der Sache auf den Grund zu gehen?»

«Sie verlangen Unmögliches. Ich bin nicht frei.» «Wir nehmen an einem Wettlauf mit der Zeit teil. Falls der Feind nicht daran gehindert wird, versucht er, der ganzen Welt sein Diktat aufzuzwingen, indem er mit ganz neuen Methoden grosses Unheil anrichtet. Seine auf London gerichteten Konstruktionen sind fast fertiggestellt. Wir müssen unbedingt eine genaue Beschreibung von einer haben. Um dieses wesentliche Papier zu erhalten, zählen wir auf Sie!» «Aber jede Bewegung, die ich mache, wird beobachtet, und ich habe nicht zu allen Akten Zugang.» «Ich kenne Sie noch nicht gut. Nichtsdestoweniger zeugt Ihre Gegenwart hier von Mut, und Robert hat Sie sehr gelobt. Aufgrund Ihrer Kenntnisse sind Sie an einen vermutlich einmaligen Platz in der Nähe des Feindes gelangt. Diese zweifellos gefährliche Sonderstellung bietet Ihnen vielleicht eine unverhoffte Gelegenheit, zum Scheitern einer entsetzlichen Aktion beizutragen.»

Bis dahin hatte Michel Hollard nie zu einem seiner Mitarbeiter so gebieterisch gesprochen. Er hatte ihnen nie Befehle erteilen müssen, denn seine Mitarbeiter waren freiwillig tätig, besonders, wenn es sich um die

gefährlichsten Ermittlungen handelte. Das Schicksal hatte ihm einen Partner geschickt, der ihm sehr wichtige Informationen liefern konnte. Angesichts der Gefahr zögerte dieser begreiflicherweise. Michel Hollard, dessen Leben ständig bedroht war, versetzte sich in die Lage des Mannes. Die gleichen Befürchtungen hatte er oft gehabt. Die aussergewöhnliche Situation verlangte jedoch, dass er diesmal einen ausdrücklichen Befehl gab.

«Wir brauchen unbedingt Gesamtpläne eines typischen Stützpunkts mit seinen Nebengebäuden und dem seltsamen Weg, der zur Abschussrampe führt. Die Engländer verfügen zurzeit nur über eine ungenaue und unvollständige Skizze, die ich aus dem Gedächtnis angefertigt habe.» «Im Moment kann ich die Unterlagen, die über mein Büro laufen, unmöglich kopieren. Ein derartiger Versuch wäre selbstmörderisch, denn mein argwöhnischer Nachbar lässt mich fast nie allein. Er wird aber demnächst Weggehen; ich hoffe, dann ungestört zu sein. Falls diese relativ kurze Zeit ausreicht, werde ich mich anstrengen, mindestens einen Teil der Pläne abzuschreiben.» «Jegliche grafische Darstellung wird uns dienen. Aber was für Elemente sollen Ihrer Ansicht nach jede Anlage abschliessen?»

«Die Hauptbestandteile der technischen Anlage bleiben ein Rätsel. Meines Wissens sind sie noch auf keiner Baustelle platziert worden. Zweifellos besitzt mein deutscher Spezialist davon den Plan, den er eifersüchtig hütet. Er sucht regelmässig verschiedene Stellen des Stützpunktes auf, entfaltet sein wervolles Papier, hält es richtig und macht sich Notizen. Dieses Papier enthält bestimmt die Antwort auf Ihre letzte Frage. Leider trennt sich der Kerl nie davon! ... Aber die Zeit drängt. Niemand in Yverench weiss, dass ich hier bin. Ich darf auf keinen Fall den Zug verpassen!»

«Wir müssen uns in zwei Wochen wieder treffen. In dieser Zeit sollte es Ihnen möglich sein, Ihre Ermittlungen voranzubringen. Machen wir doch gleich einen Termin ab!» «Ich weiss nicht, ob ich Urlaub erhalte.» «Dann lassen Sie sich krankschreiben! Wenn sich ein Simulant über bestimmte Beschwerden dreist genug beklagt, merken die Ärzte nicht immer, dass er schwindelt. Es ist also an Ihnen, Theater zu spielen. In eini-

gen Tagen behaupten Sie, hartnäckige und sehr heftige Magenschmerzen zu haben. Diese Unpässlichkeit wird unerträglich. Sie verkünden, dass nur die Fachärzte des Spitals Saint-Louis in Paris imstande sind, Sie zu behandeln. Ich werde dem Abteilungsleiter, der zu unseren Freunden zählt, Bescheid sagen.»

«Fürs Theaterspielen bin ich nicht begabt.» «Ehrlich gesagt, haben Sie Angst?» «Warum sollte ich es bestreiten?» «Ich schätze Ihre Offenheit. Auch ich muss gegen die Angst ankämpfen, die mich fast immer bedrückt. Aber wir sind Soldaten im Dienst des Vaterlands, der Gerechtigkeit und der Freiheit. Sehr viel steht auf dem Spiel, weshalb wir zu aussergewöhnlichen Anstrengungen bereit sein müssen. Und ich mache Sie darauf aufmerksam, dass Sie im Falle eines Ausweichmanövers als Deserteur betrachtet werden... Kommen Sie in vierzehn Tagen?» «Ich werde es versuchen. Auf Wiedersehen.» «Sie müssen erfolgreich sein. Gute Reise!»

Michel Hollard räumte später ein, dass die Umstände ihn gezwungen hätten, harte und unerbittliche Worte zu gebrauchen, was seinem Charakter nicht entsprach. Er zweifelte an André Comps, der sich bis dahin unentschlossen und eher träge verhalten hatte. Es zeigte sich bald, dass seine energische Ermahnung bei seinem Gesprächspartner eine Verwandlung bewirkt hatte.

Kurz nach seiner Rückkehr nach Yvrench war der angebliche Helfer zur rechten Zeit seinem Schicksal überlassen. Des Öfteren ging der Chef, der eine graugüne Uniform trug, während mehrerer Stunden weg. Zwei Zimmer in einem Holzbarackenlager dienten als Büro. Der Zeichner sah von seinem Arbeitstisch aus, was draussen vorging. Dank dieses Ausguckpostens konnte er jeden unerwünschten Besucher rechtzeitig wahrnehmen und entsprechende Schutzmassnahmen ergreifen. Die Verhältnisse waren daher günstig, um die Pläne heimlich abzuschreiben. Doch das wichtigste Dokument, der Plan, welcher das abschliessende Element der Installation beschrieb, war unerreichbar. Dieser streng geheime Plan, der ordentlich gefaltet in der Mantelinnentasche des Deutschen steckte, übte auf den Ingenieur eine fast zwanghafte Faszination aus.

Der Besitzer des «Schatzes», ein Offizier, der keine Phantasie hatte, aber ausgesprochen diszipliniert war, wich bei allem, was er tat, niemals von seinen Gewohnheiten ab. Der französische Angestellte bewunderte ihn einerseits, andererseits war er voller Ironie. Unauffällig beobachtete er seinen Chef ständig. Wenn dieser für längere Zeit fortging, trug er stolz seinen tadellosen Mantel. Wieder zurück im Büro, hängte er ihn sorgfältig mit einem Bügel an einen Kleiderhaken.

Abgesehen von der Ernährung und dem Schlaf wurden die Arbeitstage dieses vorbildlichen Offiziers nur durch die Befriedigung seiner anderen, noch prosaischeren Bedürfnisse unterbrochen. Nach kleinen Spaziergängen suchte der Mann regelmässig das Klosett auf. Dem Beobachter fiel auf, dass der Herr bei seinen Gesundheitsspaziergängen sein Äusseres manchmal etwas vernachlässigte und locker gekleidet zu dem abgelegenen Ort ging. Oft liess er seinen Überzieher samt dem wertvollen Plan im Büro, da er sich der Folgen nicht bewusst war, die ein Nachlassen seiner Wachsamkeit haben konnte.

Um zu dem einfachen Örtchen zu gelangen, musste man etwa fünfzig Meter quer durch die Baustelle gehen. Dank seinem guten Beobachtungsposten konnte der Franzose den Spaziergänger recht lange im Auge behalten. Er versuchte, die Dauer jedes Spaziergangs seines Chefs abzuschätzen, und stellte fest, dass dessen Abwesenheit jeweils mindestens vier Minuten dauerte. Diese Zeitspanne verkürzte sich auch nicht, wenn der Mann ohne Mantel ausging.

Wie Michel Hollard vermutet hatte, gab das Schicksal dem jungen Techniker eine Chance, ein sehr wichtiges Geheimnis zu entdecken. Der Gedanke, das Papier an sich zu nehmen und wenigstens in groben Zügen zu kopieren, verfolgte ihn noch im Schlaf. Drei Tage hintereinander stoppte er während der «Ausflüge» seines Nachbarn die Zeit; diese dauerten immer etwa gleich lang.

André Comps war nun ziemlich sicher, dass sich diese Gepflogenheiten nicht änderten. Eines Morgens fasste er den Entschluss, den Plan bei der nächsten Gelegenheit zu entwenden. An jenem Tag regte das milde und trockene Wetter den Deutschen dazu an, seinen üblichen Spazier-

gang in leichter Kleidung zu machen. Der angebliche Mitarbeiter lag hinter der Fensterscheibe auf der Lauer und schaute auf seine Uhr. Einem plötzlichen Impuls folgend, stürzte er ins angrenzende Zimmer und ergriff das Dokument. Als er auf seinen Wachposten zurückkehrte, sah er, dass der Offizier brav seinen Gesundheitsspaziergang fortsetzte. Noch bevor dieser hinter einem Hindernis verschwunden war, gelang es dem Ingenieur, die Umrisslinien des Plans auf ein Blatt Pauspapier zu übertragen. Von diesem Plan hatte bis dahin niemand ausser den feindlichen Spezialisten Kenntnis gehabt. André Comps sah auf den ersten Blick, dass die berühmte, auf London gerichtete Piste mit zwei leicht ansteigenden Metallschienen ergänzt werden sollte.

Die Abbildung bestätigte, dass es sich um eine grosse Maschine handelte, die Granaten abschoss. In grösster Eile tat der Zeichner sein Bestes, um den Plan zu kopieren, wobei er vorhatte, seine zwangsläufig flüchtige Kopie zu einem späteren Zeitpunkt zu verbessern. Er hatte gerade noch Zeit, die wichtigsten Masszahlen, die genaue Position und den Winkel der Rampe einzuzeichnen. Als der Offizier wieder erschien, war er noch genug weit vom Büro entfernt, sodass der Plan rechtzeitig ins Versteck befördert werden konnte.

Der Franzose, welcher die Anweisungen Michel Hollards streng befolgte, erklärte, sich auf einmal unwohl zu fühlen. Er lügte so überzeugend und redete es sich so stark ein, dass er die Schmerzen, die er zum Vorwand nahm, beinahe spürte. Der Arzt war ratlos; man erlaubte dem Kranken, seine Arbeit während vier Tagen zu unterbrechen, um sich in Paris behandeln zu lassen. André Comps kam pünktlich zur Verabredung, die vor zwei Wochen provisorisch getroffen worden war. Das hervorragende Material, das er mitbrachte, versetzte Michel Hollard in Begeisterung. «Ich erwartete nicht so viel von Ihnen», rief er. «Ich stelle erfreut fest, dass Sie wenig sagen, aber energisch handeln. Bei den meisten Leuten ist das Gegenteil der Fall: Sie tun sich vor allem mit dem Wort hervor. Ihr Bericht liefert massgebliche Erkenntnisse, aber für mich ist er schwer lesbar, denn nur Sie können die zahlreichen persönlichen Sym-

bole entschlüsseln. Damit unsere englischen Freunde über verständliche Pläne und sichere Informationen verfügen, müssen wir gemeinsam ein Dossier vorbereiten, das ich dann meinem Gesprächspartner in der Schweiz übergeben werde. Diese Unterlagen werden jedoch erst in etwa zehn Tagen in Sicherheit sein. Zuerst muss ich sie von Paris nach Lausanne bringen und die Gefahren der Reise überstehen. Von der Schweiz nach England werden sie dann im Diplomatengepäck befördert, wobei der Transport in Kriegszeiten äusserst unsicher ist. Wenn es dem Feind gelänge, einen englischen Kurier abzufangen, der Pläne des Platzes von Yvrench-Bois-Carré bei sich hätte, wären Sie entlarvt. Es ist daher sehr wichtig, dass Sie meine Anweisungen abwarten, bevor Sie an Ihren Arbeitsplatz zurückgehen. Ich werde dafür sorgen, dass der ärztliche Urlaub verlängert wird und wir Ihre Situation legalisieren können.»

Professor Raoul Monod operierte nicht nur im Diakonissenspital, sondern auch im Spital Saint-Louis. Um zu vermeiden, dass die feindliche Polizei misstrauisch wurde, und um mögliche Spuren zu verwischen, schaltete er die Verwaltung des zweiten Spitals ein, die bestätigte, dass der Ingenieur krank war. Für die öffentlichen Einrichtungen wurde der angebliche Kranke so offiziell zu einer arbeitsunfähigen Person. Die Bescheinigung wurde vorschriftsgemäss ans Militär nach Yvrench geschickt. Unter diesen doch ziemlich unsicheren Bedingungen hielten es die Widerstandskämpfer für ratsam, sich zurückzuziehen, um ungestört arbeiten zu können. Ein Freund, der am Stadtrand wohnte, nahm sie vorübergehend bei sich auf.

Die Aufzeichnungen, die der Ingenieur bei seinem deutschen Arbeitgeber «ausgeborgt» hatte, bestanden aus einzelnen schematischen Teilen. Um sie zusammenzufügen, musste er sich erinnern und viele Details, die auf seinen Blättern fehlten, ergänzen. Er musste auch seine eigenen unleserlichen Wörter entziffern, die er während des Spaziergangs des Offiziers zur Latrine schnell hingekritzelt hatte. Diese Aufgabe verursachte einiges Kopfzerbrechen. Nach vier Tagen waren die beiden zum ersten Mal in der Lage, das Bild der praktisch fertiggestellten Anlage zu betrachten. Die englischen Fachleute kannten schon einen Teil davon, aber

Lücken hinderten sie daran, die Mosaiksteinchen richtig zusammenzusetzen. Ihnen fehlte genau der Gesamtplan, den sie in Kürze von ihrem französischen Partner erhalten würden.

Im Laufe der Nacht und des folgenden Morgens machte der Leiter des Netzes *Agir* ein weiteres Mal die Reise von Paris nach Lausanne. Alles lief problemlos ab. Angesichts solcher Unterlagen beeilte sich sein Gesprächspartner und Freund O.P., diese sofort nach London weiterzuleiten. Das Diplomatengepäck konnte nur dank der wohlwollenden Gesinnung von theoretisch neutralen Abgesandten zirkulieren. Letztere mussten, um England zu erreichen, komplizierte Wege benutzen und auf eigenes Risiko besetzte oder kriegführende Länder durchqueren.

Der Partisanenchef hätte ruhig in der Schweiz warten können, bis die Zustellung der Post bestätigt worden wäre. Aber Müsiggang lag ihm fern, fast schon automatisch überquerte er wieder die Grenze. Da er die paar Tage ausnutzen wollte, machte er eine Rundfahrt, um einige Mitarbeiter im Südosten Frankreichs zu treffen und um die verfügbaren Berichte einzusammeln. In seinem bewegten Leben hatte er oft Gelegenheit, auf diese Art und Weise zu improvisieren. Er war gerade nach Lausanne zurückgekehrt, als der Abgeordnete des *Secret Intelligence Service* ein chiffriertes, dringliches Telegramm aus London erhielt. Es handelte sich um die Empfangsbestätigung, sie war kurz und bündig, aber deutlich: «Ausbeute wohlbehalten angekommen. Glückwünsche.»

Im Kriegsministerium wurden die Pläne der Militärbasis von Yverench-Bois-Carré und eine Aufstellung von weiteren Abschussanlagen, die das Netz ausfindig gemacht hatte, sofort vervielfältigt. Man verteilte diese Kopien an die Aufklärungspiloten der *Royal Air Force*. Kurz danach, im November 1943, wurde die Maschine, die ein gewisser Harold Erwin-Merlin steuerte, bei einem Einsatz im Nordwesten Frankreichs abgeschossen. Der Flieger überlebte das schwere Unglück unversehrt und konnte seinen Verfolgern entkommen. Patrioten kamen ihm glücklicher-

weise zu Hilfe und begleiteten ihn bis zur britischen Botschaft in Bern. Unter einigen Papieren, die er hatte retten können, fanden die Diplomaten ein Schema der feindlichen Maschinerie und ein Verzeichnis der Orte, wo sich diese befand. Diese Blätter entsprachen zum Teil den letzten Unterlagen, die Michel Hollard durch ihre Vermittlung vor Kurzem an die Dienststelle nach London geschickt hatte.

Obwohl die Alliierten nun die meisten Bestandteile und Standorte der neuen Anlagen des Feindes kannten, fehlte ihnen der wichtigste Teil noch. Sie wussten nicht, was für eine Waffe katapultiert werden sollte. In den Plänen, die sie dank Michel Hollard und André Comps besaßen, war natürlich die leicht ansteigende, auf London gerichtete Piste eingezeichnet. Aber die deutschen Ingenieure, welche die Originalpläne entwickelten, waren so vorsichtig gewesen, kein Geschoss zu zeichnen. Ausserdem hatte noch niemand in der Nähe der von der Equipe *Agir* entdeckten Plattformen Maschinen oder Bauteile bemerkt, die fähig waren, zu fliegen.

Die Sachverständigen nahmen offensichtlich die Beschreibungen der grossen, fliegenden Objekte ernst, die sie zuerst von dem eigenartigen Luxemburger, dann vom dänischen Offizier der Insel Bornholm erhalten hatten. Nachdem die alliierten Beobachter einige Male den Stützpunkt von Peenemünde in grosser Höhe überflogen hatten, erlangten sie Gewissheit darüber, dass diese zufälligen Aussagen zwar ungenau waren, aber stimmten. Trotz der Tarnung des deutschen Versuchszentrums zeigten Fotos eine Abschussanlage, die fast gleich war wie jene von Yvrench-Bois-Carre. Auf einem Foto war der Flugzeugroboter in der Startposition klar zu erkennen.

23. Kapitel

Das Ungetüm in seinem Versteck

Kurz danach gelangte verdächtiges Material unbemerkt in die Normandie. André Bouguet, der Bahnhofsvorstand von Rouen-Rive-Droite und Mitarbeiter des Netzes *Agir*, beobachtete aufmerksam den Transport der militärischen Güter, die in seiner Station ankamen oder im Transit befördert wurden. Die sonderbare Ladung eines Plattformwagens erregte seine Aufmerksamkeit. Zwischen den Brettern einer Transportverpackung erblickte er seltsame, grosse Metallteile, die zylindrisch oder lang und schlank waren. Da er bemerkt hatte, dass diese Pakete nach Auffay transportiert werden sollten, informierte der Bahnhofsvorstand unverzüglich Michel Hollard. Die im Aufbau begriffene Abschussbasis, die Letzterer in Bonnetot-le-Faubourg erkundet hatte, befand sich in der Nähe des gleichen Bahnhofs der SNCF. Er musste nicht lange überlegen: «Bestimmt ist die Lieferung für eine der Plattformen in der Gegend bestimmt.» (Es gab mehrere Abschussrampen in der Umgebung von Auffay.)

Die Ungeduld, welche der Feind in Bezug auf diese noch nicht fertiggestellten Anlagen zeigte, verriet seine Absicht, bald davon Gebrauch zu machen.

Es wäre unsinnig gewesen, allein zu versuchen, an dieses sicher gut bewachte Material heranzukommen. Aber Michel Hollard wusste, dass er auf die Hilfe des schlaun Pierre Carteron zählen konnte. Dieser hatte gerade grosse Geschicklichkeit bewiesen, indem er einige Anlagen der Deutschen, die sich in verschiedenen Bezirken befanden, entdeckt hatte. Zu zweit gingen sie sofort nach Auffay.

Der Bahnhofsvorstand dieses kleinen Marktfleckens, René Bourdon, der ebenfalls ein Patriot war, handelte im Einvernehmen mit seinem Kollegen André Bouguet aus Rouen. Da Michel Hollard im Voraus wusste, dass ihm die Runde wohlgesinnt war, sprach er ihn vertrauensvoll an:

«Kürzlich ist eine bedeutende militärische Lieferung hier eingetroffen. Wissen Sie, was aus ihr geworden ist?» Der Bahnhofsvorstand reagierte sofort. Er zeigte mit der Hand auf eine kleine Lagerhalle, die nicht weit von der Station entfernt war. Dieses Gebäude, das nicht zu den Anlagen der SNCF gehörte, aber mit dem Eisenbahnnetz verbunden war, war von der feindlichen Armee beschlagnahmt worden, die es Tag und Nacht bewachen liess.

Möglichst unauffällig beobachteten die beiden Partisanen die nächste Umgebung des Schuppens. Auf einer Strecke von etwa zwanzig Metern ging eine Wache ununterbrochen hin und her, zur Linken und zur Rechten des Eingangs, der durch einen dichten Vorhang aus Teerleinwand verdeckt wurde. Wenn der Wachposten am Ende der Strecke ankam, reichte sein Blickfeld einen kurzen Moment lang nicht bis zur Tür der «hochheiligen» Lagerhalle. Die Widerstandskämpfer setzten ihre Hoffnung auf diese Schwachstelle und entwickelten ihre Strategie. Um dem Auskundschafter Gelegenheit zu geben, in den Raum zu schleichen, musste die Aufmerksamkeit des Soldaten während der kurzen Zeit, in der seine Wachsamkeit geringer war, abgelenkt werden.

Pierre Carteron besass Schlauheit, Geistesgegenwart und Schalkhaftigkeit, Eigenschaften, die in dieser Situation unerlässlich waren. Er besann sich auf seine mittelmässigen Deutschkenntnisse und spielte klug seine Rolle: «Guten Tag!» Der Soldat war zuerst überrascht, in seiner Sprache angesprochen zu werden. Da er offensichtlich nichts dagegen hatte, sich seinen langweiligen Dienst zu verkürzen, ging er langsamer und wiederholte brummend denselben Gruss. Die Dauer dieser einfachen Begrüssung genügte Michel Hollard, um flink den verbotenen Durchgang zu durchschreiten.

Wegen der Finsternis konnte er zunächst nichts anderes wahrnehmen als eine dunkle Masse mitten im Raum. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit; er sah einen Plattform wagen, der mit grossen, schwarzen Gegenständen beladen war. Mehrere gespensterhafte, in Latteboxen eingeschlossene Silhouetten, verschiedene Gebilde und Umrisse, mal zylindrisch mal kegelförmig, wurden nach und nach sichtbar.

Offenbar sollte aus diesen Teilen ein langer Flugzeugrumpf gebaut werden.

Er sprang auf den Boden des Fahrzeugs. Neben umfangreichen Teilen entdeckte er andere, die weniger gross, aber ebenso ungewöhnlich waren: etliche flache und rechteckige Kisten, bestimmte Bestandteile der Flugzeugtragfläche, merkwürdige Kugeln und lange Rohre, die auf einer Seite breiter und auf der anderen dünner wurden. Alle diese Elemente gehörten vermutlich zu einem Flugobjekt, das in Stücken geliefert worden war. Michel Hollard fertigte auf seinem Notizblock Skizzen davon an. Mit Hilfe eines Massbands, das er aus dem Nähzeug von Yvonne Hollard genommen hatte, notierte er dann die wichtigsten Masse von jedem Element.

In der Zwischenzeit war es seinem Helfershelfer gelungen, mit unwarhen Geschichten, die er abwechselnd auf Deutsch und auf Französisch erzählte, die Unterhaltung mit dem Wächter in scherzhaftem Ton weiterzuführen. Als das Eis gebrochen war, gingen die gesprächigen Männer vergnügt zu anzüglichen Themen über. Ihr prahlerisches Gerede dauerte eine Stunde lang – diese Zeitspanne war vorher mit Michel Hollard vereinbart worden. Dieser konnte erst aus der Falle entweichen, wenn es seinem Gefährten glückte, die Aufmerksamkeit des Wachtpostens einige Momente länger abzulenken.

Nachdem sich der Eindringling hinter dem Türvorhang postiert hatte, gingen die Schwätzer ganz nah an ihm vorbei; am Leiserwerden der Schritte und des Geredes merkte er, dass sie sich allmählich entfernten. Sein Komplize achtete darauf, der Lagerhalle gegenüberzustehen, und zwang den Wächter so, sich in die entgegengesetzte Richtung zu drehen. Der Gefangene sah durch eine Ritze, dass der Aufseher woanders hinschaute; er wartete nicht einmal, bis die beiden am Ende ihrer Strecke angekommen waren, er schob den Vorhang vorsichtig zur Seite und floh. In aller Eile suchte er sein bescheidenes Hauptquartier in Paris auf, das sich in der Nähe der *Gare de Lyon* befand. Dort schrieb er seine Notizen ins Reine und bemühte sich, eine möglichst vollständige und genaue Beschreibung der verschiedenen Bestandteile der zerlegten Maschine zu

verfassen, solange er die Einzelheiten noch im Kopf hatte. Ohne sich auszuruhen, brach er von diesem Zufluchtsort aus direkt in die Schweiz auf.

Die Londoner Sachverständigen kannten den Umriss des fliegenden Objekts nur dank der Berichte von Beobachtern, die zufällig Versuche von Prototypen bemerkt hatten. Es handelte sich zwangsläufig um ungenaue Aussagen. Jetzt erhielten die Experten des Kriegsministeriums die erste Beschreibung und die ersten Angaben, die sich auf eine serienmässig hergestellte Maschine stützten. (Als wieder Frieden herrschte, stellte man fest, dass der französische Widerstandskämpfer trotz der sehr gefährlichen Bedingungen bei der Erkundung der Lagerhalle von Auffay Masse notiert hatte, die weniger als zehn Prozent von den genauen Zahlen abwichen.)

Als die Bauarbeiten der künftigen Abschussrampen beendet waren, entliessen die Deutschen viele Arbeiter, die keine Erlaubnis mehr hatten, die Baustellen zu betreten. Monteure der Luftwaffe lösten sie ab, welche den Auftrag hatten, die abschliessenden technischen Installationen durchzuführen.

Die Genesungszeit, die André Comps dank der Beziehungen zu einigen Personen des Krankenhauses zugebilligt worden war, ging ihrem Ende zu. Der Tag kam, an dem ihn die französische Verwaltung unweigerlich als geheilt betrachtete. André Comps musste die Angst in sich überwinden, bevor er an seinen Arbeitsplatz nach Yvrench-Bois-Carré zurückkehrte. Als er in der Militärbasis eintraf, hatte er das Gefühl, dass ihn niemand mit Misstrauen betrachte. Halbwegs beruhigt, wunderte er sich nicht darüber, dass er keinen Zutritt zum von da an gesperrten Sektor der Plattform mehr hatte, wo Techniker des Militärs geschäftig hin und her eilten. Trotz dieser Einschränkung war er in der Lage, abzuschätzen, dass sich die Justierungsarbeiten vor dem Abflug des ersten Roboters noch mindestens drei oder vier Monate hinziehen würden.

Michel Hollard erfuhr von dieser minimalen Frist, als er gerade Informationen darüber erhalten hatte, wie weit fortgeschritten ähnliche Anlagen waren. Überall kamen die Arbeiten ungefähr im gleichen Rhythmus

voran. Die Deutschen benahmen sich jedoch immer hektischer. Man sah Offiziere, die ihre Untergebenen und die Einheimischen ungeduldig anherrschten. Indem sie versuchten, das Tempo der militärischen Operationen zu beschleunigen, gehorchten sie offensichtlich höheren Befehlen. Hitler und sein Generalstab machten sich Illusionen, wenn sie glaubten, die neuen Anlagen seien der Aufmerksamkeit ihrer künftigen Opfer entgangen. Die Deutschen konnten ihre Kriegsmaschinen vor den Bewohnern der Normandie und der Picardie nicht ganz verbergen. Da sie nicht genügend Arbeitskräfte hatten, zogen sie viele Franzosen ein, die in den neuen Anlagen arbeiteten. Die Zwangsrekrutierten leisteten offenen Widerstand; es gab zahlreiche Sabotageakte, auf welche die Todesstrafe verhängt wurde. Die Gemarteten waren manchmal auch Geiseln. Die besten Informanten der Alliierten waren seit Monaten damit beschäftigt, geheime Waffen, die montiert wurden, ausfindig zu machen und zu untersuchen; die Zündung dieser Waffen konnte die britischen Leiter nicht mehr völlig unvorbereitet treffen. Das Ergebnis der letzten Untersuchungen Michel Hollards und seiner Mitarbeiter traf früh genug in London ein, sodass die Engländer Zeit hatten, dringende Massnahmen zu treffen.

Die Briten, die sich hüteten, zu früh zu reagieren, taten lange so, als ob sie keine Ahnung von der Existenz der neuen Anlagen hätten. Aufklärungsflugzeuge der *Royal Air Force* überflogen das Gebiet in sehr grosser Höhe, heimlich wurden Fotos gemacht. Abzüge davon untermauerten die von der Equipe *Agir* gelieferten Informationen.

In der Nähe der betroffenen Gebiete konnten einige Mitglieder des Netzes ihre Ungeduld kaum bezähmen. Ihre Berichte, deren Empfang das Kriegsministerium ordnungsgemäss bestätigt hatte, enthielten weitere Listen von genau lokalisierten Plattformen. Diese Patrioten waren sicher, die Ziele, die zerstört werden sollten, richtig beschrieben zu haben, und hofften, dass bald Staffeln auftauchen würden. Aber die Tage vergingen, und kein Flugzeug erschien. Die französischen Partisanen sahen das Damoklesschwert über den Köpfen der Londoner; sie verstanden nicht, weshalb die Wartezeit so lange dauerte.

Offensichtlich hatten die Alliierten nur eine Chance, die Gefahr abzuwenden, wenn sie dem ersten Beschuss des Feindes zuvorkamen. Die Wahl des Tages X der grossen Fliegeroperation, die sie organisierten, war – wie fünfeinhalb Monate später diejenige des Tags der Landung – eine der entscheidendsten des Konflikts. Eine Vielzahl taktischer, technischer, meteorologischer und natürlich menschlicher Parameter beeinflussten sie. Die Spannung dauerte bis Weihnachten an.

Trotz der Allgegenwart und der gefürchteten Schlagkraft der Fliegerabwehrkanonen (FLAK) fielen die Bomber der *Royal Air Force* am 22. Dezember 1943 endlich über ihre Ziele her. Dieser Angriff löste den beabsichtigten Schock aus. Am gleichen Tag zerstörten die englischen Flugzeuge etwa zwölf Stützpunkte, die fast bereit zur Offensive waren. Aber die Deutschen fingten sich wieder und schützten die anderen Anlagen, indem sie die schlagkräftigen Land-, Luft- und Seestreitkräfte einsetzten, über die sie verfügten. Erbarmungslose Kämpfe tobten im Nordwesten Frankreichs und über dem Meer. Trotz schwerer Verluste bombardierte die Luftwaffe der Alliierten die neuen Anlagen pausenlos, die nach einer Woche um ein Drittel reduziert waren. Ende Januar waren neunundsiebzig von etwa hundert Exemplaren, die zur ersten Generation von Katapulten gehörten, mehr oder weniger beschädigt worden.

Der Stützpunkt von Bonnetot-le-Faubourg in der Nähe von Auffay, den Michel Hollard entdeckt und ausgeforscht hatte, zählte zu den Plattformen, die am meisten zerstört worden waren. Von der Anlage in Yverench-Bois-Carré blieb nur das beinahe unversehrte Häuschen übrig, das André Comps als Büro diente. Letzterer erhielt von seinem deutschen Chef den Befehl, mehrere weniger stark beschädigte Stationen zu untersuchen und instand zu stellen. Die Ausführung des Vernichtungsplans gegen das Einzugsgebiet von London durch die VI, welche der Führer auf den 15. Juni angesetzt hatte, hatte sich bereits verzögert und war in Frage gestellt.

Nach der Zerstörung der Anlagen von Bois-Carré begannen einige der deutschen Angestellten, den Franzosen mit unverhohlenem Misstrauen anzusehen. Neben den materiellen Schäden hatten die schockierten Sol-

daten menschliche Verluste zu beklagen. Das Misstrauen schlug in offenen Hass um. Die Militärpolizei, welche verständigt worden war, beauftragte Inspektoren, André Comps zu verhören. Dieser war sich der Gefahr bewusst geworden und verschwand rechtzeitig. Ein entlegener Winkel im Pariser Raum wurde sein Zufluchtsort. Er lebte dort während der letzten Monate der Besatzungszeit.

Die Säuberungsaktion der Gebiete, die voller Katapulte waren, konnte nur dank erheblicher Verstärkung der englisch-amerikanischen Luftstreitkräfte durchgeführt werden. Sie mussten andere Ziele vorübergehend vernachlässigen, um die Abschussanlagen heftig angreifen zu können. Angesichts eines Feindes, der mit fortschrittlichem Material ausgerüstet war, gab Sir Winston Churchill, um den Gegensatz zu betonen, der Schlacht den Namen der mittelalterlichen Waffe *Crossbow* (Armbrust). Bei der Vorbereitung dieser besonderen Angriffe benutzte die Besatzung der Bombenflugzeuge nicht nur die üblichen Luftfahrtkarten und Luftaufnahmen, sondern auch Modelle der Abschussbasen im Kleinformat. Diese waren anhand der von Michel Hollard und André Comps gelieferten Unterlagen gebaut worden.

Um die Genauigkeit der Bombardierung zu verbessern, liess der amerikanische General George Marshall schnell Kopien dieser Anlagen erbauen, die den Volumen, der Dichte des Betons und der Widerstandsfähigkeit aller Bestandteile entsprachen. Man baute sie in Florida, auf einem Platz, auf dem das Militär üben konnte, sie zu zerstören. Diese unechten Bauten wurden aus den gleichen Materialien hergestellt wie die originalen Anlagen. Die Äquivalenz zwischen den Nachahmungen und den wirklichen Zielen wurde sogar noch weiter getrieben. Die falschen Katapult-Plattformen wurden mit passenden Tarnungen versehen. Damit es ganz genau stimmte, stattete man sie mit Batterien der FLAK aus, sodass mit Feuerwerkeffekten ein feindlicher Gegenschlag vorgetäuscht wurde.

Die rasche Zerstörung der Anlagen, welche die Fachleute des Reichs so sorgfältig erstellt hatten, veranlasste die deutschen Experten, ihre Stra-

ategie zu ändern. Sie waren sich darüber im Klaren, dass die Engländer und die Amerikaner bestens informiert waren, und versuchten daher nicht einmal einige der leicht beschädigten Bauten wiederherzustellen; diese waren ohnehin vom Himmel aus allzu leicht zu erkennen. Und wenn sie auf den verwüsteten Arealen eine Arbeit in Angriff nahmen, war es meistens, um die gegnerischen Beobachter in Bezug auf ihre eigenen Absichten zu täuschen. Sie machten sich jedoch auf die Suche nach besseren Bauplätzen und erkundeten die Gegend. Anhand der Pläne des Ingenieurs Helmut Walter wurden neue, viel einfachere Rampen gebaut, die aus vorgefertigten Teilen bestanden. (Die französischen, englischen und deutschen Archive sind manchmal widersprüchlich; man kann aber daraus schliessen, dass nicht weniger als vierhundert Abschussrampen der VI angelegt wurden. Mehr als drei Viertel davon wurden nicht fertiggestellt oder bombardiert.)

Um die neuen Rampen der Überwachung der Luftstreitkräfte zu entziehen, achtete man darauf, sie besser als vorher in die natürliche Umgebung zu integrieren. Die Küsten- und Waldgebiete der Departemente wurden übersät mit den neuen Anlagen; fast alle wurden unter Laubwerk versteckt oder als landwirtschaftliche Betriebe getarnt. In der Befürchtung, dass zu viele Bestandteile dieser gewaltigen Infrastruktur dennoch entdeckt würden, installierte die deutsche Luftwaffe verschiedene Abschussanlagen mit Flugzeugen als Trägern. Es gab sogar Modelle, die von Selbstmordkandidaten gesteuert wurden. Es hiess, die Unglücklichen hätten nicht jede Hoffnung auf ein Überleben aufgeben müssen. Es war vorgesehen, dass diese Freiwilligen beim Absinken mit achthundert Stundenkilometern aus der Maschine springen könnten! Hitler lehnte diese extreme Lösung ab.

In Lausanne wurde Michel Hollard über die erfolgreichen Angriffe informiert, welche die Luftwaffe der Alliierten gegen die ersten Anlagen der VI geflogen hatte. Sobald er erfuhr, dass neue, vereinfachte Abschussrampen gebaut worden waren, beauftragte er seine Mitarbeiter, die in derartigen Nachforschungen geübt waren, mit der Erkundung zu beginnen. (Die Deutschen setzten den Aufbau ihrer «einfachen Rampen»

im Frühling 1944 fort, also nach der Verhaftung Michel Hollards. Pierre Carteron und weitere Mitglieder des Netzes *Agir* spürten fast die Hälfte davon auf. Die Adjutanten Jean-Henri Morin und Joseph Legendre, die nach und nach ihren gefangen genommenen Chef ersetzten, schafften es, nach Lausanne zu gelangen und dort den englischen Gesprächspartner O.P. zu informieren. Die neuen Stützpunkte der VI, die den Bombardierungen entgingen, funktionierten nur mittelmässig. Zahlreiche Abschüsse missglückten und endeten für Personal und Umstehende tödlich.)

Verrat und Verhaftung

Beim Chef des Netzes war der Ablauf der Ereignisse mittlerweile so hektisch geworden, dass jeweils längere Zeit verstrich, ohne dass er seine Angehörigen in Saint-Rémy-lès-Chevreuse sehen konnte. Immerhin erschien er für einige Stunden, um Weihnachten 1943 mit seiner in Unsicherheit lebenden Familie zu feiern. Mitte Januar tauchte er unvermutet aufs Neue in seinem Haus auf. Yvonne Hollard konnte sich nicht enthalten, ihrer Angst stärker als zuvor Ausdruck zu geben. Angesteckt von der Verzweiflung seiner Frau, aber auch von Vorahnungen bedrängt, war er vorübergehend versucht, sich erweichen zu lassen. Doch nach einem Moment der Beunruhigung fand er seine übliche Entschlossenheit wieder.

«Es stimmt», meinte er, «unser Lebensstil ist mühsam für alle, aber eine Ausflucht meinerseits wäre heute, wo meine Rolle wichtiger ist als je und wo wir gute Trümpfe für die Hoffnung auf einen Sieg haben, unwürdig. Zufall, Hartnäckigkeit und der Einsatz ergebener Agenten haben mir erlaubt, eine phantastische feindliche Kriegswaffe zu entdecken, die eine Weltkatastrophe zur Folge haben kann, wenn man sie ihr Unheil anrichten lässt.» Er erzählte seiner Frau und seinen Kindern von der Erkundung im Hangar von Auffay, wo sich einer dieser ungeheuerlichen mechanischen Vögel verbarg. Deshalb habe er natürlich so rasch wie möglich den Alliierten Beschreibung und Zeichnungen dieser Maschine übermittelt. Die Freunde seien auch seit mehreren Wochen im Besitz einer Liste der geheimen Standorte, ab welchen die Waffen katapultiert werden sollten. Unsere Alliierten hätten erkannt, dass der Moment da sei, die Basen zu bombardieren. Schon ein bis zwei Wochen nach den ersten Angriffen sei das Resultat so beeindruckend, dass der Feind seine Strategie anpassen müsse. Einer seiner Agenten habe das Kommen und Gehen von

Offizieren beobachtet, die im Schloss Ribeaucourt an der Somme stationiert seien. Er habe festgestellt, dass sie sich immer zu einer der Anlagen in der Umgebung begäben und dass sie sich mit ihresgleichen in einer stillgelegten Schule trafen. Diese Herren würden sicher nicht dorthin gehen, um Karten zu spielen, sondern würden einen Angriff vorbereiten, dem wir zuvorkommen müssten. (Die ehemalige Schule stürzte bald darauf unter einem Bombardement ein, als eine Gruppe von Offizieren und Technikern dort eine Arbeitssitzung abhielt. Die meisten davon sind dabei getötet worden.)

Alle diese Auskünfte seien Bestandteil seiner letzten Kurierlieferung, die von Lausanne aus nach London gemeldet worden sei. Ebenso habe er die Alliierten informiert über die seit Kurzem in Villacoublay stationierten Flugzeuge, dem Paris am nächsten gelegenen Flugplatz. (Victor Guerreau, Ingenieur und Testpilot der Flugzeugfirma Morane-Saulnier, hatte sich dem Netz *Agir* angeschlossen. Er hatte Zugang zum Gelände von Villacoublay und war daher in der Lage, die Alliierten regelmässig über die Einrichtungen und die feindlichen Flugzeugbewegungen in der Region Paris zu orientieren.)

Michel Hollard verliess seine Familie am folgenden Tag mit bedrängtem Herzen, er zwang sich zur Meisterung seiner Bewegung, gleichzeitig musste er behutsam die Liebesbezeugungen zurückweisen, die ihn in Gefahr brachten, von seinem Auftrag abzusehen.

Er sollte Pierre Carteron treffen, den Assistenten, der ihm mit seiner schlaun Taktik geholfen hatte, sich der ersten VI zu nähern, die zerlegt im Bahnhof von Auffay angekommen war. Bereitwillig hatte sich der Mann jetzt der Erkundung und Überwachung der Abschussbasen zugewandt. Er bereiste daher weiterhin die Gegend und erfüllte die Aufgabe der Koordinierung einer kleinen Gruppe von Kundschaftern, die sich auf die verdächtigen Zonen verteilten. Erweiterte Beobachtungskreise enthielten sogar diesen erfahrenen Leuten mehrere noch intakte feindliche Anlagen, die bisher allen Nachforschungen entgangen waren und die daraufhin bombardiert werden konnten.

Michel Hollard kam mit neuen, wichtigen Unterlagen ausgestattet nach Lausanne; deren Inhalt wurde unverzüglich nach London gemeldet. Seit Ende des Sommers hatte die Aufdeckung des neuen deutschen Kriegsmaterials beinahe alle seine Zeit ausgefüllt. Er sah sich deshalb gezwungen, andere seiner Ermittler und Beobachter, die für ihn in verschiedenen Regionen arbeiteten, zu vernachlässigen. Viele, häufig wichtige Meldungen häuften sich daher bei ihnen an. Daher entschloss er sich nun, vor seiner Rückkehr auf das Operationsfeld der VI im Nordwesten Frankreichs einige Tage diesen, im Allgemeinen isoliert arbeitenden Agenten zu widmen, die ihn seit langer Zeit vergeblich erwartet hatten und besorgt waren.

Diese grosse Tournee durch die Provinzen des besetzten Frankreich sollte seine letzte sein. Ende Januar 1944 überquerte er zum letzten Mal heimlich die Grenze zur Schweiz. Der englische Delegierte und Freund O.P. war beunruhigt über die offensichtlichen Zeichen seiner Überarbeitung. «Sie haben eine riesige und unvergleichliche Aufgabe geleistet, die nun Früchte trägt. Wenn Ihre Mitarbeit heute aufhörte, würden die Unterlagen, die wir dank Ihnen besitzen, sicherlich eines der Fundamente unseres Wissens über die neuen feindlichen Waffen sein. Ich habe im Übrigen die Freude, Ihnen ankündigen zu können, dass England sich anschickt, Ihnen zum Dank für die seit Mai 1941 gelieferten strategischen Erkenntnisse eine aussergewöhnliche Auszeichnung zu verleihen. Wenn ich Sie anschau, muss ich mich aber leider fragen, wie lange Sie noch solch übermenschlichen Anstrengungen auf sich nehmen können. Sie sollten vollständig ausspannen. Nehmen Sie bitte unser Angebot für zwei Wochen Ferien in den Bergen an.»

Der Franzose fuhr zusammen: «Ihr eigener Vorschlag und derjenige Ihres Landes berühren und ehren mich. Aber wie können Sie annehmen, dass ich freiwillig bereit wäre, meinen Auftrag zu unterbrechen, bevor der siegreiche Ausgang unseres Kampfes gesichert ist? Meine Gesichtszüge sind vielleicht angespannt, aber ich bin gesund genug. Meine Agenten beweisen beispielhaften Opfersinn, ich kann sie unmöglich im Stich lassen. Und übrigens habe ich mit einigen von ihnen für nächste Woche

ein Treffen vereinbart. Was meine Familie betrifft, musste ich sie in der letzten Zeit vernachlässigen, und sie verlangt hartnäckig nach mir. Ich kann kaum erwarten, sie wiederzusehen, wenn auch nur flüchtig. Das mindert meine Dankbarkeit für die Zeichen der Beachtung durch Ihr Land und Sie selbst nicht. Ich hoffe, die Zeit wird kommen, da wir uns in Ruhe gesellige Anlässe leisten können.»

Michel Hollard hatte den verlockenden Vorschlag für Ferien zurückgewiesen, er erlaubte sich nicht, zuzugeben, dass er Ruhe nötig hatte. Nach mehr als zweieinhalb Jahren eines Lebens ausserhalb der Gesetze hatte seine Robustheit spürbar abgenommen. Schlafmangel, dürftiges und unregelmässiges Essen setzten ihm zweifellos mehr zu als die körperlichen Anstrengungen. Er hatte viele Ermittlungen und Nachforschungen angestellt, war riesige Strecken mit der Bahn gefahren, hatte mit dem Fahrrad das halbe Land durchquert und zu Fuss den Jura bezwungen – zu allen Jahreszeiten und bei jedem Wetter. Seine Ausdauer war daher gezwungenermassen geschwächt worden, doch er wollte sich das nicht eingestehen und verfolgte seinen Auftrag mit der üblichen Hartnäckigkeit. Ein weiterer Grund war, dass sein Gewissen ihm nicht erlaubte, als Chef des Netzes aus gesundheitlichen Gründen auch nur vorübergehend seine Arbeit aufzugeben. Der Mann, der von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt war, widmete jeden Tag einen Moment der Besinnung und gedachte seiner verschwundenen oder gefangen genommenen Freunde. Das Unglück, das mehrere Kampfkameraden ereilt hatte, war ein wesentlicher Grund zur Weiterführung des Kampfs – um jeden Preis und solange er die Kraft dazu aufbrachte.

Am Abend des 4. Februar 1944 erschien er unerwartet bei seiner Familie. Seine Gesichtszüge waren so lebhaft und bestimmt wie je, doch gezeichnet von einem ungewöhnlichen Ernst. Yvonne Hollard bemühte sich immer, ihre Unruhe zu verbergen, besonders in Anwesenheit ihrer Kinder. Dieses Mal rief sie ausnahmsweise vor ihnen in beängstigtem Ton aus: «Michel, dir ist der Teufel auf den Fersen. Ich bitte dich, verbirg dich, bevor es zu spät ist!»

Sie wusste, dass ihr Mann letztthin einen gewissen Grafen de Kergoat getroffen hatte, der sich als Ingenieur der Aeronautik vorgestellt hatte. Er gab sich als Erfinder einer Vorrichtung für Flugzeuglandungen auf kleinem Terrain aus und erklärte, er möchte die Alliierten davon profitieren lassen. Der angebliche Graf hatte auf Michel Hollard keinen sehr guten Eindruck gemacht, obwohl der Schönredner sich auf die Empfehlung der unverdächtigen Simone Boirel berufen hatte, der Hotelinhaberin und Informantin aus Pierrelatte. Diese hatte einige Wochen vorher eine alte Bekannte getroffen, der sie ihr Vertrauen glauben zu können. Sie war jedoch ein gefährliches Unschuldslamm. Nachdem sie vom patriotischen Engagement ihrer Vertrauten gehört hatte, hatte sie eilends alles ihrem Verlobten erzählt. Und das war kein anderer als der Pseudograf de Kergoat... Dem Paar war es gelungen, Simone Boirel von seinem Wunsch zum Einsatz für den Widerstand an ihrer Seite zu überzeugen. So hatten sie sich leicht die Geschäftsadresse des Chefs von *Agir* verschaffen können.

Früh am Morgen des 5. Februar musste Michel Hollard seinen ganzen Willen aufbieten, um sich vom häuslichen Herd loszureissen. Seine Gattin war von einer Vorahnung erfüllt und versuchte verzweifelt, ihn zurückzuhalten. Sie schob Verstandesgründe vor, ging sogar so weit, sich an seinen Beinen festzuklammern, um ihn am Weggehen zu hindern.

Im Laufe der vorherigen Woche hatte sich das Verräterduo mehrmals zum Büro des Unternehmens für Holzvergaser begeben, in der jedes Mal enttäuschten Hoffnung, vom Ex-Direktor angehört zu werden. Mit den üblichen Ausflüchten hatte die Sekretärin, Madeleine Boulanger, versucht, die ungebetenen Gäste zu entmutigen. Vergeblich, denn diese waren weit entfernt davon, dessen müde zu werden, sondern kamen wieder und erzählten mit schauspielerischem Geschick eine Geschichte. Der angebliche Graf sagte: «Wir bedauern, Sie wiederum belästigen zu müssen, doch die Umstände zwingen uns dazu. Ein von den Nazis verfolgter Freund läuft Gefahr, verhaftet und zum Tod verurteilt zu werden. Unseres

Wissens ist Michel Hollard die einzige Person, die in der Lage wäre, diesem Unheil zuvorzukommen. Wir müssen ihn unbedingt sprechen!»

Den ebenso überzeugenden wie skrupellosen Komödianten gelang es, die Angestellte zu täuschen. Ihre ursprüngliche Vorsicht wich dem Zweifel, sie wurde gerührt durch die frech vorgetragene Nachricht. Wie Simone Boirel liess sie sich durch die schönen Worte in die Falle locken und versicherte bedauernd: «Unglücklicherweise kann ich meinen Chef nicht vor heute Abend erreichen. Wenn aber der Fall, über den Sie sich mit ihm unterhalten wollen, derart schlimm und dringend ist, können Sie versuchen, ihn um 18.15 Uhr im *Café des Chasseurs* kurz zu sprechen. Das ist ein kleines Restaurant bei der *Gare du Nord*, am *Faubourg-Saint-Denis 176*.» (Die kleine Bar existiert unter den Namen *La Bonne Table* immer noch. Zweimal jährlich, am 11. November und 8. Mai, schmückt die Stadt Paris eine Marmortafel, welche die Erinnerung an die vierfache Verhaftung vom 5. Februar 1944 an diesem Ort wachhält.)

Unglückliche Umstände hatten Michel Hollard gezwungen, mehrere Treffen abzusagen oder aus Zeitmangel zu verschieben. Das behagte ihm nicht, denn es hatte zur Folge, dass das Zusammenkommen an jenem Abend sich weniger diskret abzeichnete als üblich. Als er im Cafe eintraf, waren erst Henri Dujarier, Joseph Legendre und Jules Mailly da, der Letztere drückte ihm sofort wortlos seinen Bericht in die Hand. Michel Hollard hatte sich noch nicht gesetzt, als eine weibliche Stimme ihn ansprach. Unangenehm überrascht wandte er sich der aufdringlichen Frau zu. Diese flüsterte in flehendem Ton, sie müsse ihn behelligen, weil das Leben eines Mannes durch die Nazis bedroht sei. Dessen letzte Hoffnung ruhe auf ihm. Er möge Erbarmen haben und ihm helfen, in die Schweiz zu kommen. Hollard entgegnete: «Hören Sie, mein Fräulein, hier können wir nicht über so etwas reden. Wenden Sie sich an meine Sekretärin, und ich werde den Fall prüfen.» «Aber es ist sehr dringend, Herr Hollard, sie werden ihn verhaften!» Die Verführerin spielte ihre Rolle so gut, dass der nun ebenfalls Verunsicherte sie einlud, ihn an einen freien Tisch zu begleiten. Im Moment, als er sich anschickte, sich ihr gegenüber niederzu-

lassen, erhob sich eine laute, schroffe Stimme, welche alle aufschreckte und das Gespräch verstummen liess.

«Niemand bewegt sich! Deutsche Polizei!» Polizisten in Zivil, Pistole in der Hand, stürzten sich auf Michel Hollard. Er hatte noch Zeit, den eben erst erhaltenen Bericht Jules Maillys diskret wegzuwerfen. Augenblicke später wurde er mit den Armen auf dem Rücken und in Handschellen ins Freie gedrängt. Besondere Ehrung: Für den Transport des Gefangenen von Bedeutung in ihr Haftlokal waren eine Eskorte von drei Männern und ein separates Fahrzeug vorgesehen. Seinen Kameraden im Unglück wurde kein solches Privileg geboten, umrahmt von Wärtern mussten sie sich in ein weiteres Fahrzeug drängen.

Kein Mitarbeiter von *Agir* pflegte zu spät an ein Treffen zu kommen. Doch als diesmal Madeleine Boulanger, Lucien François und Robert Rubenach in Sicht des Bistros kamen, schloss die Gestapo gerade ihren Fischzug ab. Eine Verspätung von zwei oder drei Minuten rettete das Trio. Von weitem sah die Sekretärin, dass die Verräterin in der Gruppe der Verhafteten steckte. Im Versuch, keinen Verdacht auf sie zu lenken, täuschten die Nazis vor, sie müsse das Schicksal ihrer Opfer teilen. (Auch die in Pierrelatte verhaftete Simone Boirel wurde wahrscheinlich von der gleichen Frau verraten, die sich als ihre Freundin ausgegeben hatte. Nach etlichen Wochen in Haft glückte es ihr, freigesprochen zu werden.)

Die Fahrt mit den Gefangenen ging durch ganz Paris und endete vor einer schönen Residenz im Quartier Auteuil, an der *Rue Mallet-Stevens 3/5, Paris 16^e*. Gestapo und Abwehr hatten hier einen Sonderdienst für die Verfolgung gewisser Aufgaben eingerichtet. Sie bezeichneten ihn mit dem euphemistischen Titel «Division für Spezialverhöre».

25. Kapitel

Der Abgrund

Sofort nach der Einlieferung wurden die Gefangenen einzeln in ein großes Büro geführt, wo vier Kerle sie erwarteten, die offensichtlich wenig zu Wohlwollen geneigt waren. Zwei davon spielten betont deutlich mit Knüppel, Peitsche, Schlagstock und anderen Marterinstrumenten. Während der ersten Kontaktnahme beschränkten sie sich immerhin darauf, ihre freundlichen Instrumente nachlässig in den Händen zu wiegen.

Ohne Einleitung, in kategorischem Ton befahl einer der Männer jedem der Verhafteten, er solle den Grund seiner Anwesenheit im *Café des Chasseurs* nennen. Wie die meisten anderen Informationsagenten hatten die Mitglieder des Netzes für den Fall einer Verhaftung seit Langem eine Erklärung vorbereitet. Joseph Legendre und Henri Dujarier verfügten über eine ziemlich gute Begründung. Beide waren im Besitz einer Geschäftskarte als Vertreter für Holzvergaser und hatten den Chef der Unternehmung treffen wollen, um ihm über ihre letzten geschäftlichen Tätigkeiten zu berichten. Jules Mailly, angeblich Eisenbahner beim Bahnhof von Bourget, konnte notfalls als Transportorganisator der SNCF für Fabrikationsmateriel aus der Autobloc-Fabrik in Dijon durchgehen. Als Einziger von den vieren hatte Michel Hollard keine Ausflucht. Über ihn bestand ein von der deutschen Polizei erstelltes Dossier mit erdrückenden Belastungsgründen. Die Inspektoren gratulierten sich gegenseitig mit sadistischer Genugtuung zur Beute, die sie während anderthalb Jahren vergeblich verfolgt hatten, und die sie nun durch Denunziation eingefangen hatten.

Um seine Agenten aus dem Spiel zu halten, hielt sich der Chef bereit, die Anklage auf sich allein zu ziehen, in der Hoffnung, dass ihre Einzelberichte sowohl untereinander als auch mit seinen eigenen Bestätigungen

vereinbar seien. Der geringste Fehler in der Übereinstimmung, wenige Momente der Verlegenheit hätten ohne Zweifel das Verteidigungsgerüst seiner Freunde zu Fall gebracht. In Bezug auf seine eigene Funktion hatte sich Michel Hollard entschieden, sich offen als immer noch aktiven französischen Offizier auszuweisen. Es schien ihm korrekt und loyal, dass seine Feinde ihn als Kämpfer in zwei Weltkriegen erkannten, der bis zum Ende seine patriotische Pflicht erfüllen musste, weil der deutsch-französische Waffenstillstand von 1940 ein nicht zumutbares Abkommen war.

Daher wollte er seinen Befragern ganz offen erzählen, was diese bereits wussten, nämlich sein Eintreten auf Seiten Englands, der mit dem freien Frankreich verbündeten Nation. Der Versuch, das abzuleugnen, hätte zweifellos die Lage der anderen Inhaftierten verschlechtert, ohne im Übrigen die über ihm drohende Gefahr zu verringern.

Michel Hollard kam nach seinen drei Agenten an die Reihe. «Warum verbargen Sie sich hinten in diesem Restaurant?» «Ich versteckte mich nicht, ich besprach mit meinen Assistenten laufende Geschäftsangelegenheiten.» «Welcher Art sind diese Geschäfte, und warum in einem Café?» «Wie Sie wahrscheinlich wissen, sind wir Spezialisten für Holzvergaser. Meine Mitarbeiter wohnen in den nördlichen Vorstädten von Paris. Mit der Bahn können sie mich in dieser Bar gegenüber ihrem Ankunftsbahnhof leicht erreichen. Legendre leitet unseren kommerziellen Dienst. Er ist hierhergekommen, um Dujarier zu treffen, der sich darauf vorbereitet, die Unternehmung auf Messen zu vertreten. Was Mailly angeht, den hatte ich aufgeboten im Hinblick auf eine Neuorganisation des Materialtransports per Bahn. Mangels Treibstoff und wegen der zunehmenden Knappheit an Betriebsmaterial für Holzvergaser kann man nicht mehr auf die Lastwagen zählen...»

Während er aussagte, trat ein deutscher Offizier ein, der bei den vier Verhörenden, offensichtlich Untergebenen, grossen Respekt genoss. Wäre nicht die Equipe der Folterknechte dabei gewesen, hätte man den Mann als liebenswürdig bezeichnen können. Er unterbrach die Ausführ-

rungen des Gefangenen. «Mein Herr, diese Erklärungen sind für uns ohne Interesse.» Mit diesen Worten gab er seinen Leuten gleichzeitig ein befehlendes und herablassendes Zeichen, den Raum zu verlassen. Als die Schergen gegangen waren, näherte er sich dem Verhafteten und befreite ihn von den Handschellen.

«Geben Sie zu, dass Sie für die Engländer arbeiten?» «Ich bin ein französischer Soldat, und ich kämpfe gegen Sie auf der Seite der Alliierten. Ich würde vorziehen, auf dem Kriegsfeld zu kämpfen, aber die Lage des durch Ihre Truppen besetzten Landes hindert mich daran.» «Also sind Sie besiegt!» «Persönlich ist das ohne Zweifel so, aber Sie sind im Begriff, den Krieg zu verlieren.» Der Deutsche war sichtlich aus der Fassung gebracht; erst nach mehreren Sekunden der Überlegung ergriff er wieder das Wort. «Sie haben also den britischen Diplomaten in der Schweiz Nachrichten über die Strategie des Reichs geliefert?» «So ist es.» «Welcher Person haben Sie das übergeben?» «Ich werde dies beantworten, denn der Interessierte selbst hat mir angeraten, mich im Falle von Schwierigkeiten auf ihn zu berufen. Es handelt sich um den Militärattaché Grossbritanniens in Bern, Oberst Cartwright. Sie können die Identität dieses Offiziers auf der Liste Ihrer englischen Kollegen, über die Ihr Auskunftsdienst sicher verfügt, überprüfen.» «Wie verschafften Sie sich die Informationen, die unsere Feinde interessierten?» «Ich pflegte sie selbst zu sammeln, an den französischen Standorten, an denen sich Ihre Einheiten festsetzten.» «Mit welchen Komplizen?» «Ich verzichtete auf Hilfskräfte. Die Leute, die meine Fragen beantworteten, hatten keine Kenntnis über meine Absichten.» «Wer waren diese Leute?» «Personen, deren Namen ich vergessen habe.» «Sind Sie ganz sicher?» «Natürlich.» «Ihr Gedächtnisverlust kann Sie teuer zu stehen kommen.» «Dessen bin ich mir bewusst.» «Wenn Sie es ablehnen, Ihre Quellen mitzuteilen, stehen Sie vor sehr grossen Unannehmlichkeiten. Überlegen Sie es nochmals!» «Es ist alles überlegt.» «Haben Sie dem nichts beizufügen?» Michel Hollard schüttelte verneinend den Kopf.

Nach diesem Streitgespräch wurde er in eine Einzelzelle geworfen. Er konnte sich denken, dass der Gegner nach dem grossen Versteckspiel

nicht ohne Quälerei aufgeben würde. Es war sogar sehr erstaunlich, dass ihm keine Falle gestellt wurde, um die Mission vorzeitig abzuschliessen. Zur Zeit seiner Verhaftung beklagte das Netz bereits drei Tote und mehrere Deportierte. Andere Agenten hatten äusserst harte Prüfungen überstehen müssen. Michel Hollard trug einen grossen Teil Verantwortung an diesen Dramen, er musste nun seinen eigenen Teil am Unglück als gerechtfertigt betrachten. Er überlegte sich, welches die ersten Konsequenzen seiner Verhaftung sein würden. Seine Angehörigen waren trotz der Vorkehrungen, die er getroffen hatte, nicht geschützt vor polizeilichen Nachforschungen. In einer diskreten Pariser Familienpension standen Zimmer für sie bereit. Darüber hinaus verfügten sie dank spontaner Hilfe von Verwandten und Freunden über andere Unterkünfte, die ziemlich gut geschützt waren. (Der Chorleiter der Pariser Oper und Cou-sin von Michel Hollard, Henri Lauth, und seine Frau beherbergten sie zu Beginn dieser kritischen Periode. Später zögerte der Schweizer Bürger und Mitarbeiter des Netzes, Charles Jeanrenaud, nicht, die Familie seines Chefs aufzunehmen. Er leitete die Schule von Montcel in Jouy-en-Josas bei Versailles, wo bereits andere bedrohte Personen einen Unterschlupf gefunden hatten.)

Mehr quälte ihn das Schicksal seiner drei Mitgefangenen. Immerhin besass der Gegner keinen Beweis ihrer Komplizenschaft. Man musste hoffen, dass keiner von ihnen sich in ungeschickte Erklärungen verstrickte. Wenn alle sich kaltblütig verhielten, könnten sie vielleicht wieder die Freiheit erringen.

Die Razzia war so abrupt gekommen, dass er keine Zeit gefunden hatte, sich von seiner Agenda zu befreien. Sie enthielt wichtige Vermerke. Die als Abkürzungen oder mit einem persönlichen Code hingekritzelt Einträge mussten die Neugierde der Befrager erwecken. Dass das gewünschte Notizbuch in ihre Hände gefallen war, verursachte ihm grosse Sorgen. So erinnerte er sich vor allem daran, dass er für den folgenden Vormittag ein Rendez-vous abgemacht hatte.

Der Chef der Polizeileute hatte den Verhafteten darauf vorbereitet, dass er sich «sehr grossen Unannehmlichkeiten» aussetzen würde, wenn

er weiterhin ablehnte, ihm Auskunft zu geben. Statt ihn damit zu erschrecken, hatte die Drohung in Michel Hollards Ohren eher wie eine Herausforderung gewirkt, hatte ihn gewissermassen angestachelt. Während der Befragung hatte er das seltsame Gefühl empfunden, er habe seinen Befrager, der ursprünglich so sicher war, psychologisch ins Wanken gebracht. Noch besser, der Gefangene hatte geglaubt, im Gesicht des Deutschen weniger Feindseligkeit als Verwirrung zu lesen oder vielleicht sogar ein gewisses Verständnis für ihn. Wenn der Offizier im Moment indessen eine gewisse Menschlichkeit gezeigt hatte, so würde er nicht weniger grausam über seine zwischengeschalteten Schergen handeln lassen. Unter seiner Fuchtel arbeitete ein Heer von Rohlingen, welche ihre erbärmliche Pflicht ohne offensichtliche Gewissensbisse ausführen würden.

Weil man ihm die Uhr abgenommen hatte, verlor Michel Hollard rasch den Zeitbegriff. Mitten in der Nacht riss ihn ein Gefängniswärter aus seinen Überlegungen. Sie durchmassen ein Gewirr von Gängen, Galerien und Vorzimmern, um schliesslich in einem grossen Badezimmer zu landen. Auf einigen der sanitären Apparate, welche in dem Zimmer angebracht waren, hatten vier Muskelprotze in ziemlich lächerlichen Stellungen Platz genommen. Mit aufgekrepelten Ärmeln schienen sie artig auf den Moment zu warten, eine handfeste Pflegeaufgabe in Angriff zu nehmen. Michel Hollard erkannte in ihnen die ungehobelten Klötze wieder, welche ihn vor ein paar Stunden einem ersten Widerstandstest gegen Panik unterworfen hatten, indem sie drohend mit Marterinstrumenten hantiert hatten.

Das Waschlokal sollte diesen Spezialisten erlauben, eine Befragungsmethode anzuwenden, in der sie sich auszeichnen konnten. Der Chef befahl dem Gefangenen, sich teilweise zu entkleiden. Dieser stellte sich störrisch taub. Die Kerle brauchten nicht lange, ihm ein paar Kleidungsstücke vom Leib zu reissen. Zwei machten sich daran, ihn zu fesseln, einer die Füsse, der andere die Fäuste hinter dem Rücken. Darauf packten sie ihn mit Hilfe eines dritten und steckten ihm den Kopf bis zu den Schultern ins Wasser, wo sie ihn in der Badewanne festhielten, die zu drei Vierteln mit kaltem Wasser gefüllt war. Sportlich, wie er war, konnte

er seinen Atem lange anhalten und überstand so das erste Eintauchen ziemlich gut. Ein Mann mit mittlerer Ausdauer hätte die Prüfung ohne Zweifel nicht ohne Erstickungsanfall überstanden. Nachdem man ihn hatte Atem schöpfen lassen, befragte ihn der Vorgesetzte: «Ihre Agenda enthält ein Gekritzel im Feld von morgen, 6. Februar. Sie haben wahrscheinlich eingetragen: 9 Uhr 20, (darauf buchstabierte er)... Aust.... und ohne Zweifel CG, das sind sicher die Initialen. Um wen handelt es sich?...»

Der Schweizer Charles Guillard, ein Agent des Netzes *Agir*, wohnte neben der Luftwaffenbasis von Etampes-Mondésir, die neuerdings von der Luftwaffe eingerichtet worden war. Auf Nachfrage der Alliierten hatte er eine detaillierte Karte dieses zwischen Paris und Orleans gelegenen Flugplatzes aufgezeichnet und beobachtete nun die unaufhörlichen Bewegungen der feindlichen Flugzeuge, worüber er regelmässig schriftlich Bericht erstattete. Tatsächlich war auf morgen beim Bahnhof Paris-Austerlitz, nach der Ankunft des Zuges von Orleans-Etampes-Paris, ein Treffen zwischen diesem Widerstandsmann und seinem Chef vereinbart worden.

Wütend über das hartnäckige Schweigen, das der Gefangene zeigte, gab der Chef der Schergen seinen Kumpanen ein Zeichen. Von neuem stürzten sich drei Männer mit voller Wucht auf den Unglücklichen, dessen Oberkörper diesmal länger unter Wasser gehalten wurde. Er begann zu ersticken und schluckte reichlich Wasser, bis seine Folterknechte ihn wieder Atem schöpfen liessen.

«Was bedeutet die Eintragung ‚Aust. CG‘ in Ihrem Notizheft?» Das Opfer gab nichts von sich ausser einem nicht zu unterdrückenden Spucken und Hecheln. Einer der verrückten Kerle sprach französisch ohne Akzent. Obwohl wahrscheinlich ein Landsmann des Gefangenen, führte er sich ebenso grausam auf wie die andern, wenn nicht noch grausamer. An die Reaktionen ihrer Prügelknaben gewöhnt, kannten diese Spezialisten der «Sonderbefragung» die Grenzen der Widerstandskraft des gewöhnlichen Sterblichen gegenüber den härtesten Behandlungen. Aus Erfahrung wussten sie, dass der menschliche Organismus in den meisten Fällen der Qual der Badbehandlung nicht lange widerstand und dass die

grosse Mehrheit der Unglücklichen bald einmal um Gnade bettelte. Das Verfahren dieser Zwangsmassnahme bestand in einer Folge von aufmerksam überwachtem Eintauchen. Die Handlanger gingen so vor, dass der Angstzustand und das Leiden des Gefolterten bei jedem Tauchgang zunahm. Sie beobachteten ihn sozusagen wissenschaftlich und kontrollierten laufend seinen Allgemeinzustand. Die einzelnen Phasen dieser Prüfung wurden mit Wissen, gerade kurz bevor der Geprüfte in Ohnmacht oder in ein nicht rückgängig zu machendes Koma fiel, unterbrochen.

Michel Hollard war ein Kämpfer, der eher den Tod wählen würde, als schwach zu werden unter der Tortur. Nach diesem Kampf, den er mit seinem Schweigen auf sich genommen hatte, begann er zu zweifeln, ob er dem Verfahren noch lange widerstehen könne. Charles Guillard würde sich morgen sicher zum Treffen einstellen. Er musste das Unmögliche leisten, um die Sicherheit des Freundes zu gewährleisten, dem jetzt, ohne dass er es wusste, Gefahr drohte. Falls die Polizisten ihn erwischten, sagte sich der Gefolterte, dann hätten sie nicht nur ein fünftes Mitglied von *Agir* eingefangen, sondern es würde auch die Lage der anderen verschlechtern. Um sicher zu sein, dass er seine Stummheit durchziehen konnte, entschied sich der Märtyrer, sich widerstandslos kopfunter hängen zu lassen. Doch die Schergen erlaubten ihm nicht, auf diese Art ins Jenseits zu gehen. Gleich zu Beginn des folgenden Tauchgangs bemerkten sie sein verändertes Verhalten und verabreichten ihm wütende Schläge. Der zusätzliche Schmerz löste einen Reflex des Atmungsorgans aus, und der Unglückliche schluckte viel Wasser. Als er zu ersticken begann, hob man ihm den Kopf hoch und wartete, bis er wieder genügend Luft hatte.

Sobald er wieder etwas belebt war, kam die ewig gleiche Frage in etwas veränderter Form: «Was bedeutet der abgekürzte Eintrag in Ihrer Agenda mit dem Datum vom 6. Februar, also morgen, um 9 Uhr 20?» Statt zu antworten, richtete er seine Augen betont offensichtlich auf die Wand gegenüber. Die Demonstration der verächtlichen Verbohrtheit bescherte ihm eine neue Tracht Prügel, noch stärker als die vorhergehende,

alsbald gefolgt von einem vierten Taucher. In Befolgung der Befehle ihrer Vorgesetzten mussten ihn die Quälgeister am Leben halten, mindestens vorläufig. Obwohl er fühlte, dass seine Kräfte nachliessen, war der Instinkt zur Lebenserhaltung stärker als sein Wille. Nachdem die Selbstaufgabe durch Ertrinken sich rasch als undurchführbar erwiesen hatte, blieb ihm keine andere Wahl, als den erbitterten Kampf weiterzuführen. Der Wechsel von Bädern, Befragungen und Prügel dauerte einen guten Teil der Nacht hindurch. Nach mehreren Stunden dieses ständigen Zeremoniells fühlte Michel Hollard sich zum leblosen Hampelmann verwandelt, den die Rohlinge hin- und herrissen, in die Badewanne, aus der Badewanne. Sein Unterbewusstsein verhinderte nicht, dass er die groben Ausdrücke hörte, mit denen er bezeichnet wurde: Schwein, Mistkerl, Dunghaufen.

Dann sah er plötzlich, wie sich die Knechte um ihren Chef versammelten. Die Gruppe entfernte sich und versuchte gemeinsam, eine Seite in der konfiszierten Agenda zu entziffern. Erschöpft, mit Blutergüssen überall, das Gesicht geschwollen, lag er schlotternd auf dem Boden, als eine alte Frau eintrat. Es war eine Angestellte, beauftragt, ihm Brot zu bringen. Dazu schenkte sie ihm auch ein Lächeln, ein Erweisen von unerwarteter Zartheit, das ihm seine Niedergeschlagenheit überwinden half. Ein Wärter befahl ihm, sich wieder anzukleiden und ihm dann zu folgen. Mit grosser Mühe schleppte er sich durch die Gänge, zurück zu seiner Zelle, wo er auf der Pritsche zusammenbrach.

Die Erholung war von kurzer Dauer. Bei Tagesanbruch fuhr er aus dem Schlaf auf, als jemand ihn mit den Worten weckte: «Los, zum Bahnhof Austerlitz. Vergessen Sie nicht, dass Ihr Freund C.G. hofft, Sie heute Morgen dort zu treffen. Es wäre äusserst unhöflich von Ihnen, wenn Sie ihn nicht dort empfangen würden!» Man liess ihn hinten in ein Auto einsteigen, die Hände wie am Vorabend mit Handschellen hinter dem Rücken gefesselt. Zwei Inspektoren, einer davon der Fahrer, begleiteten ihn. Einige Minuten vor Ankunft des Zuges von 9 Uhr 20 hielt das Auto vor dem Fussgänger Ausgang des Bahnhofs. Mit der Pistole im Rücken wurde

der Gefangene geheissen, seinen Kollegen zu bezeichnen, sobald er ihn erblickte. Die Aussage war klar. Sollte er der Anordnung nicht gehorchen, würde er nach Durchgang des letzten Reisenden erschossen.

In Wirklichkeit versuchten die Polizisten nur, den Gefangenen zu erschrecken. Ihre Instruktionen verpflichteten sie, ihn lebend wieder zurückzubringen, denn die mit der Einvernahme beauftragten Offiziere hofften, ihm noch Informationen entreissen zu können.

Charles Guillard war in der ersten Gruppe der Ankommenden. Die Limousine der Polizei war als Privatwagen getarnt, er ging ganz in der Nähe dieses Hinterhalts vorbei, ohne ihm Beachtung zu schenken. Dass sein Chef, der sonst immer so pünktlich war, nicht am vereinbarten Treffpunkt war, beunruhigte ihn. Deshalb beachtete er die erhaltenen Weisungen, ging seinen Weg ungestört weiter und verlor sich in der Menge. Der zuerst überquellende Strom von Passagieren wurde langsam schwächer und hörte schliesslich gänzlich auf. Ein paar Nachzügler beschlossen den Weg. Man kann sich fragen, wieso die Deutschen nicht versuchten, die Identität der Reisenden abzuklären. Wahrscheinlich scheuten sie sich davor, eine öffentliche Überprüfung durchzuführen, die zahlreiches Personal erfordert hätte und schwer zu kontrollierende Bewegung in der Menge verursacht hätte.

Sobald sie sich des Misslingens ihrer Operation bewusst wurden, liessen die Handlanger wütend und betreten ihrem Zorn freien Lauf. Sie stürzten sich auf ihr unglückliches Opfer, das schon von den Misshandlungen der vergangenen Nacht geschwächt war. Die Berufsfolterer lösten sich dabei ab, ihn zusammenschlagen, und waren erst halbwegs zufrieden, als sie sahen, wie er sich mit blutendem Kopf vor Schmerzen krümmte.

Zurück in der Abteilung für Sonderverhöre, wurde Michel Hollard zwei anderen Personen vorgeführt, welche beauftragt waren, sein Dossier zu vervollständigen. Im Gegensatz zu den früheren Rohlingen erwiesen sich diese zwei als ausgesucht liebenswürdig. Das Erstaunen des Patrioten wich der Entrüstung, als einer der Deutschen, der sich als Richter vorstellte, ihm die Freiheit vorschlug..., im Austausch gegen eine «loyale

Zusammenarbeit». So bezeichnete der Mann des Rechts den Verrat! Er reagierte nicht verärgert über die verächtliche Geste, mit der der Verhaftete stillschweigend antwortete.

Michel Hollard wurde darauf in einen früheren Salon geführt, der zum Büro umgewandelt worden war. Ein Offizier empfing ihn mit erstaunlicher Höflichkeit. Es handelte sich um einen Untersuchungsrichter, der sein Dossier bereits genau kannte und der wusste, dass dem Vorgeführten die Todesstrafe drohte. Noch wusste er aber nicht das Wesentliche über die Entdeckungen Michel Hollards und das Netz *Agir*, das heisst über alles vom Dispositiv der V1, die Beschreibung der Waffe, die Pläne und die Standorte der Abschussrampen.

Man hatte dem Juristen die ausserordentliche Verbohrtheit des Angeklagten geschildert und dass er der Tortur unter Todesgefahr widerstanden hatte. Die Befragung wechselte rasch in ein erstaunliches Gespräch. Der Austausch war offen, hatte sogar eine gewisse Herzlichkeit.

Die letzten Befrager des Gefangenen konnten nicht umhin, die Gewaltspuren in seinem Gesicht zu bemerken. Sicher waren sie sich auch der Qualen bewusst, die er hatte erdulden müssen, obwohl er sich anstrengte, nichts davon zu zeigen. In der feuchten und düsteren Atmosphäre des Kerkers quälten ihn die Schmerzen mit noch grösserer Heftigkeit. Sie störten die Erholung, die sein roh behandelter, des Schlafs beraubter Organismus forderte. Die kritische Situation brach seine Moral nicht. Wie jeder Verhaftete wartete er, dass sich eine Gelegenheit zum Ausbruch zeige. Schon bei seinen Fahrten im Polizeiauto hatte er sich beherrschen müssen, um nicht zu versuchen, seine Häsher plötzlich beiseitezustossen und mit einem verzweifelten Ausbruch überraschend loszustürzen. Trotz seiner geschwächten physischen Kräfte fühlte er sich bereit, irgendeine neue Belastungsprobe zu bestehen, falls sich eine Gelegenheit böte, das Weite zu suchen. Die Toilette am Ende des Ganges hatte ein Dachfenster, von wo aus es wahrscheinlich möglich wäre, in einen kleinen angrenzenden Garten zu springen. Diese Öffnung war zwar recht hoch oben, aber nicht ausser Reichweite eines entschlossenen

Schlangenmenschen. Um in das WC zu gelangen, musste man die Begleitung eines Wärters anfordern und in Kauf nehmen, dass er immer in der Nähe blieb. Immerhin wartete der aufdringliche Störenfried während der nötigen Zeit diskret hinter der einen Spalt breit offenen Toilettentür.

Nach zwei oder drei vorbereitenden Aufenthalten an diesem «Ort der Besinnung» legte sich Michel Hollard einen Fluchtplan zurecht. Mitten in der Nacht, als die Überwacher zu dösen schienen, gelang ihm der erste Teil der Klettertour. Mühsam schlüpfte er in die enge Öffnung und steckte den Kopf hinaus. Doch ach, das Vorgefühl der Freiheit sollte rasch einen bitteren Geschmack annehmen. Während ein letzter Klimmzug und ein paar Sprünge in die Nacht vielleicht genügt hätten, um ihn zu retten, fühlte sich der Flüchtling plötzlich mit den Füßen in der Falle. Der fälschlicherweise für schläfrig gehaltene Wärter hatte das Manöver unbemerkt verfolgt, zog ihn auf den Boden zurück und vergalt ihm seine Kühnheit mit einem Hagel von Schlägen. Am Tag nach dem Fluchtversuch erwartete Michel Hollard, er werde wiederum der Barbarei der Folterknechte unterworfen. Doch diese waren wütend, dass sie mit dem Dickkopf schon so viele Stunden ohne Resultat verloren hatten, und überliessen ihn seinem Schicksal.

Der Leiter von *Agir* war beunruhigt über das Schicksal seiner Mitverhafteten. Bei jeder Befragung wehrte er sich vehement gegen ihre Gefangennahme und wiederholte, dass er mit ihnen nur geschäftliche Beziehungen geführt hatte, unabhängig von seiner eigenen Geheimtätigkeit. Die Gestapo wartete auf die Entscheide der deutschen Justiz, sie beschloss, die Gefangenen bis dahin im vorläufigen Strafvollzug im Gefängnis von Fresnes unterzubringen.

Seit ihrer Einkerkering waren sie jeder Verbindung beraubt. Zufälligerweise diente ein einziger Gefängniswagen, unterteilt in vier kleine Einzelzellen, für den gemeinsamen Abtransport der vier Gefangenen. Durch die blickdichten inneren Zwischenwände im Fahrzeug konnten sie endlich miteinander in Verbindung treten. Trotz der Anwesenheit von Überwachern gelang es den drei Agenten, ihren Chef mit Hilfe von dop-

peldeutigen Formulierungen und Andeutungen über die dem Feind gegebenen Erklärungen zu beruhigen. Er erfuhr von ihnen aber auch, dass man sie trotz ihrer Unschuldsbeteuerungen misshandelt hatte, ohne dass sie allerdings der Qual der Wasserfolter unterworfen worden waren.

26. Kapitel

In Defeat: Defiance!

Am 22. Mai 1941, dem Tag seines ersten Besuchs in der britischen Botschaft in Bern, hatte sich Michel Hollard die im Wartezimmer aufgehängten vier Maximen Winston Churchills eingeprägt. In Gefangenschaft befahlen ihm nun seine Hartnäckigkeit ebenso wie sein Ehrgefühl, sich das zweite dieser Rezepte energisch in Erinnerung zu rufen: «In der Niederlage: Trotz!»

Die Richter des Feinds besaßen zu viel Belastungsmaterial gegen ihn, als dass er sich Illusionen machen konnte über das zu erwartende Urteil. Gemäss seinem letzten Befrager sollte der Spruch innert drei bis fünf Wochen erfolgen. Noch wollte er die schonungslose Wirklichkeit nicht zugeben, sondern klammerte sich an den Gedanken, dass ihm in dieser Zeit eine Gelegenheit zur Flucht gegeben werde. Daher beobachtete er alle die neuen Durchgangs- und Aufenthaltsorte mit der utopischen Hoffnung auf einen Ausweg.

In Fresnes angekommen, musste er aber feststellen, dass das Sicherheitsdispositiv praktisch unantastbar war. Das sanitarische Reglement des Gefängnisses verlangte von den Neuankömmlingen zuerst einen Durchgang durch eine Desinfektionsschleuse. Während ihre Kleider einer Generalreinigung unterzogen wurden, konnten sie sich im benachbarten Raum duschen. Um dorthin zu gelangen, mussten sich die vier Kameraden in eine lange Schlange von neu Angekommenen einreihen, die von Überwachern geführt wurde. Doch waren diese nicht so zahlreich, dass sie eine unauffällige Unterhaltung unter den Gefangenen hätten verhindern können. Die Mitglieder von *Agir* konnten sich daher über die für jeden von ihnen geeignete zukünftige Haltung abstimmen. Trotz der Schwere seines Falls bot Michel Hollard dem Schicksal besser die Stirn als seine Kameraden. Er strengte sich an, den andern Mut zuzusprechen.

Auf ihrem Weg passierte die Kolonne einen langen Gang, von dem aus einige Öffnungen den Blick freigaben auf die jenseits eines Überwachungsgangs sichtbaren Grenzen der Festung. Angelehnt an die Umfassungsmauer gab es ein kleines Gebäude. Michel Hollard bemerkte zu seinen Kameraden, dass man sich mit etwas Einbildungskraft von hier aus eine Leiter zur Freiheit vorstellen könne. Er wusste, dass der Plan wenig aussichtsreich war, denn zu diesem Zweck hätte man zuerst die Wärter täuschen müssen. Auch keiner der anderen gab sich Illusionen hin über die Erfolgsaussichten, aber die Idee regte ihre Einbildungskraft an und stärkte sie moralisch.

Nach der Desinfektion warteten die Gefangenen, einzeln eingesperrt in einer Art Besenkammer, lange, dass man sie in ihre Zellen führe. Michel Hollard wurde in der Nummer 394, im dritten Stock der Abteilung III untergebracht. (1997 erlaubte mir Herr Toulouze, Direktor der Strafanstalt von Fresnes, die noch ziemlich unveränderten Räume zu besichtigen, in denen sich mein Vater 53 Jahre vorher aufgehalten hatte.) Die Zelle war für einen Mann allein vorgesehen. Der Feind hatte jedoch so viele Widerstandsleute verhaftet, dass die Zahl dieser Unglücklichen, zusammen mit den aus anderen Gründen Verhafteten, die Aufnahmekapazität des Gefängnisses bei Weitem überstieg. Deshalb befanden sich bereits drei Pensionäre in der Zelle, Patrioten, die des Einverständnisses mit den Organisationen des Widerstands angeklagt oder verdächtigt waren. Michel Hollard hatte das Gefühl, seine Ankunft freue sie nicht. Ihre Einstellung war verständlich, denn der Raum wurde um den Neankömmling knapper.

Die Gefährten im Unglück bemerkten sofort die kürzlich entstandenen Blutergüsse in seinem Gesicht. Von ihren Fragen bedrängt, versuchte er, ihre Neugierde zu befriedigen. Ohne allzusehr darauf einzugehen, denn er wollte nicht gross klagen, berichtete er über die Sitzungen mit den Torturen, denen er unterworfen worden war.

Am Abend musste man das rudimentäre Bettzeug ausbreiten, das während des Tages auf der einzigen Pritsche aufgestapelt war. Der Boden war danach ganz von den Matratzen belegt. Die Insassen von Zelle 394

waren alle in schlechter moralischer Verfassung und litten an Schlaflosigkeit. Einer von ihnen war in der Nacht in grosser Bedrängnis und zögerte deshalb nicht, den zuletzt Angekommenen zu wecken. Mit einer vagen Entschuldigung erklärte er ihm, was für Angstzustände ihn bedrängten. Sein Geflüster weckte die Aufmerksamkeit zweier anderer Nachbarn, welche ebenfalls niedergeschlagen waren und in ihrem Schlaf gestört wurden. Alle drei zeigten das Bedürfnis zu schwatzen und sich so wieder vorübergehend aufzuheitern. Die Mithäftlinge Michel Hollards schätzten bereits die Sachkunde seines Urteils und suchten bei ihm etwas Trost. So sagte er ihnen: «Unsere Anwesenheit hier ist die logische und beinahe unausweichliche Konsequenz der Opfer, die wir auf uns genommen haben, weil wir nach einer untragbaren Kapitulation der Heimat und der Freiheit von morgen dienten. Nach glaubhaften Aussagen zeigt der Feind jetzt Zeichen von Schwachheit. Diese Umkehr der Ereignisse ist wesentlich den Organisationen des Widerstands zu verdanken, denen ihr angehört. Ihr könnt also bedenken, dass euer Beitrag zur Auferstehung der französischen Nation bereits Früchte getragen hat. Offensichtlich sind unsere eigenen Aussichten nicht erfreulich. Mein eigener Fall, ihr wisst es, sieht schlecht aus. Nach dem, was ihr mir über eure eigene Lage erzählt habt, verfügt jeder von euch über ziemlich plausible Verteidigungsargumente. Erst vor Kurzem habt ihr im Handlungseifer Beweis eurer Tapferkeit abgelegt. Ihr seid also genügend stark, um vertrauensvoll neuen Prüfungen entgegenzutreten. Wir sind alle bei guter Gesundheit. Solange noch Leben in uns ist, wird die Hoffnung weiterleben.»

Michel Hollard merkte, dass seine Zuhörer ruhiger wurden. Er liess seinen Worten ein paar Verse über den Schlaf folgen, als Hilfe und um schläfrig zu machen:

*Un calme sans pareil s'est empare' des choses;
L'homme a cessé sa fièvre et les oiseaux leur chant;
Toutes les voix du monde à la fois se sont closes
Et tout semble avoir fui, comme a fui le couchant...*

*Mais non! C'est le sommeil qui délivre les hommes.
C'est l'instant précieux de nos enchantements
Qui nous fait oublier un peu ce que nous sommes
Comme un manteau douillet posé sur nos tourments.*
(Ein Gedicht, das Michel Hollard wahrscheinlich 1937 geschrieben hat.)

Eine Ruhe ohnegleichen ist eingetreten;
das Fieber des Menschen und der Sang der Vögel ist gewichen;
aller Lärm der Welt ist verstummt
alles ist untergegangen, wie der Sonnenuntergang.

Doch nein! Es ist der Schlaf, der den Menschen befreit.
Der kostbare Moment unserer Verzauberung,
der uns vergessen lässt, was wir sind.
Wie ein Mantel, behaglich über unsere Qual gebreitet.

Nur dezentes, regelmässiges Schnarchen unterbrach die folgende Stille ...
Einer nach dem andern schlief ein. Erschöpft, todmüde, aber immer noch
ruhig fand auch der Erzähler den Schlaf.

Der grösste Teil der Gefangenen von Abteilung III wartete hilflos auf
die Entscheidungen der deutschen Justiz. Im Gespräch suchten sie ein
Mittel gegen ihre Niedergeschlagenheit. Die kleine Vereinigung in der
Zelle 394 machte es sich zur Gewohnheit, aufmerksam auf die Vor-
schläge von Michel Hollard zu hören, dessen freundschaftliche Autorität
sich spontan durchgesetzt hatte.

Seine Kameraden fragten ihn aus über die Entwicklung der feindli-
chen Tätigkeiten. Seine äusserst schlechte persönliche Situation hinderte
ihn nicht daran, ihnen eine eher optimistische Lagebeurteilung abzuge-
ben, die er etwa wie folgt abschloss: «Auf Seiten der Engländer haben
sich die USA und die Sowjetunion mit Entschiedenheit entschlossen, ihre
Kräfte in die Auseinandersetzung einzuwerfen. Ziemlich viele Franzosen
haben sich General de Gaulle in London angeschlossen, sodass unser
Land an allen Fronten zu Land, Luft und Wasser vertreten ist. Der Feind
hat sich vorgestellt, es gelinge ihm, ganz Frankreich zu unterdrücken. Um

diesem Begehren ein Hindernis entgegenzusetzen, haben wir, ihr und ich, einen sehr riskanten Kampf auf französischem Boden gewählt, dort, wo er seine Waffen hat aufmarschieren lassen. Ich kann euch versichern, dass die Alliierten bereits jetzt das Wesentliche über die neuen militärischen Dispositionen, die sie bedrohen, kennen. Warten wir auf eine gewaltige Auseinandersetzung, wir dürfen zuversichtlich auf ein glückliches Resultat vertrauen.»

In der Folge baten ihn seine drei Hörer öfters, ihnen etwas zu erzählen. Er machte die Männer empfänglich für die verschiedensten Themen, indem er sie durch die Geschichte führte, streifte kurz und bündig wissenschaftliche, künstlerische, theologische, literarische Fragen ... Sein gutes Gedächtnis ermöglichte ihm, Auszüge aus Werken von Victor Hugo, Verlaine, Valéry ...wiederzugeben sowie Bruchstücke von eigenen Schriften.

Am Morgen des 6. Februar 1944 unternahm die Sekretärin Madeleine Boulanger, welche mit knapper Not der Razzia im *Café des Chasseurs* entronnen war, das Nötige, dass Yvonne Hollard unverzüglich über die Katastrophe orientiert wurde. Diese hatte mit einer schlechten Nachricht gerechnet. Nach einem Moment der Niedergeschlagenheit fasste sie sich und eilte, ungeachtet der Gefahr, in das Hauptquartier der Gestapo, um sich offen zu erkundigen, ob jemand wüsste, was ihrem Mann passiert sei. Die «grauen Mäuse» in der Verwaltung rieten ihr, mit der Zentrale der Militärseelsorge Kontakt aufzunehmen. Es wurde ein Treffen vereinbart mit dem Pfarrer der deutschen Gemeinschaft in Paris, Hans Helmut Peters. Er war gleichzeitig Seelsorger der Gefängnisse in der Pariser Region und bekleidete einen Offiziersgrad in der Wehrmacht. Bevor sie von ihm in Audienz empfangen wurde, sagte sie sich, dass sie sich in Acht nehmen müsse vor einem militärischen Prediger, der in enger Verbindung mit der feindlichen Polizei arbeite. Er müsse ja notgedrungenerweise den Feinden des Reichs feindlich gesinnt sein.

Der Pfarrer kannte Michel Hollard noch nicht. Er empfing dessen Ehefrau höflich, aber etwas salbungsvoll. Mit den der Situation angemess-

senen Worten tat er sein Möglichstes, um sie zu beruhigen: «Meine Aufgabe besteht darin, die Leiden der Gefangenen zu lindern, vor allem derjenigen, deren juristische Dossiers am meisten belastet sind. Ich versichere Ihnen, dass ich alles tun werde, was ich kann, um Ihrem Mann zu Hilfe zu kommen. Er ist in Fresnes inhaftiert, ich werde mich demnächst zu ihm begeben.»

Yvonne Hollard wünschte, den Seelsorger nach seinem Besuch bei ihrem Mann wieder zu sehen. Für die folgende Woche wurde eine neue Zusammenkunft vereinbart. In der Zwischenzeit nahm der Deutsche Kontakt auf zu dem französischen Widerstandskämpfer. Er wusste, dass der vom Schlimmsten bedroht war. «Ich begegne in Ihnen einem Kämpfer in Schwierigkeiten, der aber immer noch beseelt ist von Eifer und Schwung. Ich grüsse Sie als Mann von Überzeugung, der allem und jedem zum Trotz Hoffnung und Würde behalten hat», so sprach er zu ihm.

Das zweite Gespräch, um das die Gattin ersucht hatte, wickelte sich nach diesem Treffen mit dem Gatten in einer wesentlich wärmeren Atmosphäre ab als das erste. Der Seelsorger erneuerte sein Versprechen der guten Dienste. Er traf oft Angehörige von Gefangenen, die alle angsterfüllt und mit vielen Problemen belastet waren. Besorgt, ihnen einen Dienst zu erweisen, begrüßte er den Kontakt mit der Familie.

Dank seiner Vermittlung schrieben die Eltern eines Insassen der Zelle 394 an Yvonne Hollard: «Wir wissen Bescheid über einen wunderbaren Kuchen, der genau den Bedürfnissen der ungenügend ernährten Eingekerkerten entspricht.» Es gab wirklich ein solches Wundermittel von Pâtisserie. Es war sogar leicht erhältlich. Seine Schöpfer stellten es anlässlich eines vertraulichen Treffens vor. Es handelte sich ganz einfach um einen gewöhnlichen, grossen Biskuitkuchen aus dickem Teig. Gewisse schlaue Konditoren offerierten ihn diskret im freien Verkauf, das heisst ohne Mahlzeitenmarken, dafür mit saftigem Preis, denn das Mehl war rar. Seine Ausmasse und seine Beschaffenheit erlaubten einer mit einem feinen Messer bewaffneten Hand, ein tiefes Loch hineinzuschneiden, in

welchem man einen kleinen gefalteten Brief verstecken konnte. Eine geschickte Tarnung mit Teig und Bröseln gab dem Überraschungskuchen wieder sein ursprüngliches Aussehen. Zusammen mit einigen harmlosen Kuchen war der raffinierte Briefbehälter praktisch nicht zu unterscheiden. In der Kunst der Herstellung solch manipulierter Biskuits zeigte meine Schwester Francine ein solches Talent, dass die Kunstwerke trotz systematischer Visitation nie aufgedeckt wurden.

Die Gelegenheit lieferte den Gefangenen das Mittel in die Hände, ihrerseits auf dem umgekehrten Weg eine List anzuwenden. Als sie Ordnung machten in der Zelle, entdeckte Michel Hollard in einer Ecke im Boden einen Spalt, in dem sich ein Holzrest verbarg. Nachdem sie diesen herausgeklaut hatten, stellten sie fest, dass es sich um die Bruchstücke eines Bleistifts handelte. Mit unsäglicher Vorsicht konnte man aus diesem zwei oder drei kleine Minenrestchen sichern! Ein Schatz für einen Mann, der von seinen Angehörigen abgeschnitten war und jeglichen Schreibmaterials entbehren musste.

Die Materialknappheit selbst an so einfachen Dingen wie Karton rief nach Weiterverwendung von Lebensmittelverpackungen. Die Leitung des Gefängnisses akzeptierte deshalb, dass Tortenschachteln und anderes Material zwischen Absendern und Empfängern hin- und hergeschickt wurden. Den vier Kameraden gelang es, einen Konfitürenbehälter mit einem praktisch nicht sichtbaren doppelten Boden zu versehen. Das sorgfältig gebastelte Objekt weckte keinen Verdacht und ging unbehelligt durch die Kontrolle, mehrere Male diente es so problemlos als Versteck für eine Botschaft.

Die Zelle 394 grenzte an einen grossen Grünraum, welcher der Öffentlichkeit zugänglich war. Obwohl das Fenster fast undurchsichtig war, war es möglich, durch ein Loch, das mit einem herausnehmbaren Zapfen zugestopft war, einen Blick nach aussen zu werfen. Wenn die Wachen nicht in der Nähe waren, wechselten sich die Gefangenen an diesem Beobachtungsposten ab, in der Hoffnung, die Umriss einer geliebten Person auftauchen zu sehen. Mit ihrem geheimen Kurierdienst hatten es die Unglücklichen nicht versäumt, mitzuteilen, dass sich ihnen zu gewissen

Zeiten ein kleiner Teil der Aussenwelt zeigte. Sie hatten auch die Lage ihres Fensters genau angegeben.

Mit dem Auge an der winzigen Öffnung fühlte Michel Hollard sein Herz plötzlich heftig schlagen, als zwei hübsche junge Frauen in seinem Blickfeld auftauchten. Er meinte, seine Frau und seine Tochter zu erkennen. Allfällige Zweifel verschwanden, als diese klar in seine Richtung weisende, liebevolle Zeichen andeuteten. In Wirklichkeit hatte er nur Francine erkannt, die von einer Freundin begleitet war. Unsere Mutter war aus dringenden Gründen wegen der Reorganisation des Netzes aufgehalten worden.

Pfarrer Peters stattete ihm mehrere Besuche ab. Eines Abends gab er ihm als Antwort auf seinen Wunsch eine Bibel und einen Auszug von Liedern. Der Gefangene summt seinen Mithäftlingen verschiedene Melodien von Lobgesängen vor und lenkte ihre Aufmerksamkeit dann auf ein Lied, das ihm ihrer Lage besonders angepasst erschien. Es handelte sich um die Hymne, welche die Opfer der Titanic 1912 im Moment des Untergangs angestimmt hatten:

*Mon Dieu, plus près de toi...
C'est le cri de ma foi...*

Näher mein Gott zu Dir
geht der Schrei meines Glaubens

Auf der Stelle vereinigten sich die vier Stimmen, schüchtern und ungenau, aber leidenschaftlich. Sie wiederholten alle Strophen, um sie auswendig zu lernen. Zur selben Stunde am folgenden Tag wurde ihr Vortragsgesang noch besser, sodass durch die Mauern hindurch in den benachbarten Zellen weitere Chorsänger einstimmten. Die geistliche Sere-nade erneuerte und erweiterte sich daraufhin Abend für Abend. Innert weniger als einer Woche übernahm die ganze Belegschaft des Gebäudes auf das Zeichen eines unbekanntenen Sängers hin die Gewohnheit, sich bei Abenddämmerung in einen riesigen Chor zu verwandeln.

Gelegentlich wurden die Gefangenen aus ihren Zellen an die freie Luft geführt, um sich einen Moment zu entspannen. Der Chef von *Agir*

erlebte dabei die glückliche Überraschung, auf seinen Assistenten Joseph Legendre zu stoßen. Unter den Augen der Wächter war eine Annäherung kritisch, sie hatten gerade Zeit, mit leiser Stimme drei oder vier Sätze zu sagen. Sie tauschten die Nummer ihrer Zelle aus und stellten dabei fest, dass sie durch dieselbe Galerie verbunden waren. Der Adjutant bestätigte, dass er immer noch keine formelle Anklage erhalten hatte. Er hoffte deshalb, bald wieder die Freiheit zu erlangen. Für diesen Fall wünschte ihm Michel Hollard die Zügel des Netzes zu übertragen, damit er die unerledigten Aufträge weiterverfolgen könnte. Joseph Legendre besaß zweifellos die verlangten Eigenschaften, aber um handeln zu können, benötigte er gewisse schriftliche Angaben. Als der Chef aus der Bewegungspause zurückkam, machte er sich deshalb an die Ausarbeitung einer Notiz für seinen Stellvertreter. Seine Reichtümer an Schreibmaterial – Fragmente einer Bleistiftmine und Fetzen von Verpackungspapier – ermöglichten ihm das. Nun war es noch notwendig, dass die Botschaft den Empfänger erreichen konnte.

Er benützte das Vorbeigehen eines relativ liebenswürdigen Aufsehers, mit dem er sich bereits mehrmals in deutscher Sprache unterhalten hatte, und sprach ihn an: «Herr Unteroffizier, finden Sie nicht, dass die Sauberkeit in den Gängen dieses Hauses sehr zu wünschen übriglässt? Ich habe festgestellt, dass Sie gewisse Hausarbeiten den Gefangenen übertragen. Wenn Sie jemanden für den Reinigungsdienst benötigen, ich bin Bewerber dafür!» Der Soldat nickte mit dem Kopf und verschwand ohne Antwort. Aber schon kurz nachher kam ein Wärter, um den freiwilligen Mitarbeiter zu suchen. Er wurde ausgerüstet mit den notwendigen Gerätschaften und beauftragt mit dem Wischen und Scheuern der Gänge auf seinem Stock. Er rieb überall, suchte den Staub in den kleinsten Ritzen. Er erfüllte seine Aufgabe so gut, dass der mit der Aufsicht betraute Soldat ihm das Kompliment machte: «Gut, gut. Das ist einmal eine tadellose Arbeit. Das ganze Gefängnis sollte so sauber sein!»

Der freiwillige Angestellte erreichte die Zelle seines Mitwissers, der sich, angelockt durch den Rummel, auf Horchposition begeben hatte. Die

kleingefaltete Notiz wurde diskret unter der Türe durchgeschoben und vom Empfänger aufgelesen.

Die deutschen Geheimdienste glaubten zweifellos, dass die Verordnung über die Angelegenheit Hollard keine Fortschritte mache. Schliesslich sprach die Militärjustiz ihr Urteil in Abwesenheit des Angeklagten, den das Gericht erst nachträglich erscheinen liess. Mit ernstem Ton kündigte ihm der Richter den Spruch an: «Herr Hollard, ich bedaure, Ihnen zur Kenntnis geben zu müssen, dass Sie zur Todesstrafe verurteilt sind ...» Der Streiter aus freien Stücken hatte sich seit Langem auf das Sterben vorbereitet. Während der Foltersitzungen hatte er sogar versucht, das Ende vorzuziehen. Trotzdem versteinerte ihn nun das Urteil. Doch sein Glaube an ein Wunder bewahrte ihn vor einem moralischen Absturz. Seine Gedanken befassten sich alsbald mit seinen Angehörigen, darauf mit seinen Kampfgefährten.

Die Familie hörte die Neuigkeit erst eine Woche später. In der Zwischenzeit hatte Yvonne Hollard im Hauptquartier des Netzes, an der *Rue de Bercy* in *Paris 12^e*, neben der *Gare de Lyon*, den Packen von Dokumenten gefunden, den der Chef seinem englischen Korrespondenten O.P. hatte liefern wollen. Einige der Blätter gaben die genauen Standorte von mehreren neuen VI-Plattformen an. Als Widerstandskämpferin erfasste sie sofort die Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Berichte. Nach dem Beispiel ihres Mannes zögerte sie keinen Augenblick, um die Hin- und Rückreise Paris-Lausanne zu unternehmen. Da sie in Zeitnot und ungenügend informiert über Reiseweg und Fallen der Expedition war, brauchte die junge Frau einen Fluchthelfer. Überdies war sie ein Neuankömmling im schweizerischen Zollbüro und musste längere Zeit auf den guten Willen eines ungläubigen Funktionärs warten. Das Eingreifen ihres Schwagers, des Doktors Charles Guisan, erlaubte ihr endlich, nach Lausanne zu gelangen und die letzte Ernte des gefangenen Helden dem dafür Bestimmten abzuliefern.

In dieser Zeit betrachtete der Verurteilte, der mit seinem nahen Ende rechnete, jeden ablaufenden Tag als Aufschub. In seinem, nicht ohne Hu-

mor betitelten Gedicht «Die Ballade von den Resten» (im Epilog dieses Buchs enthalten) übersetzte Michel Hollard später die Spiegelung, zu welcher ihn diese Gnade inspirierte. Er gedachte der beispielhaften Haltung seines Adjutanten Olivier Giran, der ein Jahr vorher unter den Kugeln des Feindes gefallen war, und wusste der Verzweiflung zu widerstehen. Er verdoppelte sogar seinen Eifer bei der Erledigung der Reinigungsarbeiten, die ihm die Überwacher, seinem Wunsch gemäss, weiterhin anvertrauten.

So verfolgte er die Beobachtung der Umgebung in der vagen Hoffnung, einen Mangel oder eine Lücke bei der Einschliessung oder ein Nachlassen der Überwachung zu entdecken. Doch die Anstalt von Fresnes erwies sich als zu gut konzipiert und das Personal als zu schwer zu täuschen. Ein oder mehrere Wärter überwachten den Gefangenen während seiner Arbeit regelmässig.

Ein Duschtermin für alle in einer Gemeinschaftsanlage im Untergeschoss des Gebäudes lieferte Michel Hollard die Gelegenheit, einen neuen Ausbruchsplan zu studieren. Neben der Küche gab es eine Nische für einen Lastenaufzug, mit welchem die Lebensmittel für alle Stockwerke verteilt wurden. Der Fuss dieses Warenlifts war neben einem Gang, der Zugang zu einem peripheren Weg gab. Falls es einem Fliehenden gelänge, diesen Weg zu erreichen, könnte er auf ein Bauwerk mit schräger Bedachung klettern, das an die Umfassungsmauer angelehnt war. Diesen Bau hatte er schon in Begleitung seiner Freunde von *Agir* ausfindig gemacht. Doch um diese Vorstufe eines Ausbruchs zu erreichen, müsste er vorgängig mehrere Hindernisse überwinden.

Als die ersten Gefangenen, im Gänsemarsch aufgereiht, am Fuss der Treppe angelangt waren, konnte sich Michel Hollard, der am Ende der Kolonne stand, ausser Sicht der Überwacher halb umdrehen. Auf allen vieren kletternd kam er in wenigen Sekunden bis in den dritten Stock. Dort näherte er sich dem Warenlift, der sich zufälligerweise auf diesem Stock befand, und dessen Innenraum einem schlanken Passagier in zusammengekauerter Haltung gerade genügend Platz bot. Ein Druck auf den elektrischen Knopf, in Reichweite der Hand des Benützers am Aus-

senrahmen angebracht, hätte ihn auf das Niveau null gebracht, einen zu dieser Tageszeit wenig benützten Sektor. Unter Verrenkungen näherte er sich diesem Schicksalsknopf, einmal mehr alles aufs Spiel setzend. Fast schien das Manöver zu gelingen, da öffnete sich plötzlich eine Tür. Eine deutsche Überwacherin, die dem benachbarten weiblichen Quartier zugewiesen war, unterbrach seine Anstrengungen. Erschrocken rief sie einen in der Nähe Wache stehenden Kollegen. Der Gefangene hatte noch genügend Geistesgegenwart, um eine Unachtsamkeit vorzutäuschen und vorzugeben: «Ich habe mich verspätet, als meine Kameraden in den Bade- raum gingen, und dabei habe ich aus Versehen den falschen Weg ge- wählt.» Als Folge der wenig überzeugenden Erklärung schätzte sich der sogenannt Leichtsinnige glücklich, dass er ohne weitere Folgen grob in seine Zelle zurückgeworfen wurde.

Drei Monate nach der vierfachen Verhaftung im *Café des Chasseurs* lächelte das Glück den zwei Gefangenen Joseph Legendre und Henri Du- jarier. Mit ebenso viel Starrsinn wie Geschicklichkeit war es ihnen gelun- gen, den auf ihnen lastenden Verdacht zu zerstreuen und freizukommen. Für Jules Mailly, den die deutschen Polizisten im Besitz von verdächtigen Notizen gefunden hatten, galt unglücklicherweise nicht dasselbe. Er wur- de zur Deportation verurteilt und verschwand im Lager Mauthausen für immer. Joseph Legendre behielt sorgfältig die Anweisungen des Chefs, die im Gefängnis heimlich auf einem Fetzen Papier aufgeschrieben wor- den waren. Diese Instruktionen präzisierten die Nachforschungen, die mit Vorrang angestellt werden mussten. Der Adjutant widmete sich ihnen ge- wissenhaft und belebte das gelähmte Netz nach bestem Wissen. Mit den Agenten aus der Normandie und der Picardie setzte er die methodische Suche nach den abgeänderten und immer besser getarnten Abschussram- pen der VI fort. Dank der Hilfe der Bergbewohner, der Freunde seines Chefs, konnte er zu verschiedenen Malen die Grenze überqueren und in Lausanne seine kostbaren Funde in gute Hände übergeben.

Der Aufenthalt Michel Hollards im Gefängnis von Fresnes dauerte dreieinhalb Monate. Hundertfünf Tage und ebenso viele Nächte des Wartens auf eine Strafe, die aus unerklärlichen Gründen ausblieb. Die Fähigkeit, während einer so langen Zeit und in einer derartigen Situation eine beinahe ungebrochene Moral zu bewahren, beweist, welche Willenskraft diesen Mann beherrschte. Eines Tages holte ihn ein Wärter ab, um ihn in das Untersuchungszimmer des deutschen Arztes vom Dienst zu bringen. In kurzer Zeit evaluierte der Praktiker wortlos seinen Allgemeinzustand. «Wie kann die Gesundheit eines zum Tode Verurteilten sie interessieren?», fragte sich der zuerst aus der Fassung gebrachte Gefangene, um darauf eine vage Vorahnung zu haben. Er erhielt die Antwort bald darauf von einem Unteroffizier, demjenigen, der ihm unlängst die Erlaubnis erteilt hatte, im Hausdienst des Gefängnisses zu arbeiten: «Ihr Name steht auf der Liste des Häftlinge, die zur Deportation in ein Konzentrationslager in Deutschland vorgesehen sind.»

Auf diese unglaubliche Nachricht hin lobte er die Vorsehung. Der himmlische Vater, so dachte er, hat entschieden, über mir zu wachen, weil mein Kampf ein gerechter ist. Auch wenn er das Ganze für ein Wunder hielt, verlor er deswegen nicht seine übliche Ruhe. Klarsichtig erinnerte er sich der Informationen, wie grausam das diktatorische Regime jenseits des Rheins seine Gegner unterdrückte. Doch da er vor Kurzem abscheuliche Foltern überstanden hatte, glaubte er nicht, dass er ähnliche Leiden überstehen müsste. Jedenfalls konnte er sich bei Weitem nicht vorstellen, mit welcher grausamen Behandlungen die Horde von Deportierten, denen er nun bald angehören würde, gezüchtigt werden sollte.

Um den unersättlichen Durst der Reichsarmee nach neuem Material zu stillen, beutete die deutsche Industrie die unentgeltliche Arbeitskraft aus, die sie aus den Konzentrationslagern schöpfte. Die Deportierten wurden als Untermenschen betrachtet und zu Sklavendiensten herangezogen, um bis zur Grenze ihrer Kräfte die anstrengendsten Arbeiten zu erledigen. Aus deutscher Sicht hätte der Endsieg die vollständige Ausmerzungen der überlebenden Gefangenen zur Folge gehabt. Die militäri-

sche Gesetzgebung dieses Landes betrachtete damit – hinterher beurteilt – die Einsperrung in ein Konzentrationslager als der Todesstrafe ebenbürtig.

27. Kapitel

Abstieg in die Hölle

Einer der Abschiebeorte für zur Deportation nach Deutschland verurteilte Franzosen war das Lager von Royallieu in der Nähe von Compiègne. In der zweiten Hälfte des Mai 1944 wurden mehr als zweitausend Gefangene provisorisch dort untergebracht. Es gab in diesem ein sehr einfaches Gefängnis, primitive Gebäude, errichtet auf einem grossen, von dreifachem Stacheldraht umzäunten Gelände.

Die Überwacher hinderten die Häftlinge nicht daran, auf dem Grundstück nach Belieben umherzuschweifen. Viele hielten dieses scheinbare Wohlwollen für ein gutes Zeichen für die Zukunft. Weil sie über die relativ korrekte Behandlung der 1940 gefangen genommenen französischen Soldaten erfahren hatten, glaubten einige, für sie gebe es eine ähnliche Regelung. Kein Anzeichen deutete darauf hin, dass sie Sträflinge waren, die vor einer entsetzlichen Reise standen.

Inmitten der Menge von Unbekannten erkannte der Gründer von *Agir* Jean-Henri Daudemard, den Ingenieur der SNCF, der ihm in der Normandie die geheimen deutschen Bauplätze enthüllt hatte. Auch er war infolge einer Denunziation verhaftet worden, und es stand ihm dasselbe Schicksal bevor. Die beiden Männer fanden in ihrem zufälligen Treffen eine wertvolle Stütze.

Die Vorspiegelung einer Halfreiheit hielt Michel Hollard nicht davon ab, einen Weg zum Ausbruch zu suchen. Neben dem Schlafraum, in dem man ihm eine Matratze zugeteilt hatte, bemerkte er einen Schwachpunkt in der Umzäunung. Mit etwas Geschick und Glück schien es ihm nicht unmöglich, hier zu entweichen, vorausgesetzt, dass er zuvor über die Zeiten der Wärterrunden Bescheid wusste. Der Ausbruch, den ein Jahr vorher sein Assistent Joseph Brocard gemacht hatte, diente ihm als Muster. Sobald ihm schien, seine Zimmergenossen seien genügend eingedöst, erhob er sich leise. Tastend kam er in der Dunkelheit zum Zaun.

Obwohl er beinahe nichts sah, hinderte ihn das nicht daran, einige der defekten Metallstacheln im Draht abzukrümmen. Die Chance war gut, dass er sich mit seinem schlanken Körper einen Weg durch das erste Gitter bahnen konnte. Es blieben dann die folgenden, einfacheren Hindernisse, die ihm überwindbar schienen, obwohl sie mit Spitzen gespickt waren.

Der Fortschritt in der Arbeit der Beschädigung des Hindernisses beflügelte ihn. Schon hatte er die Bresche halb geöffnet, als er zusammenzuckte. Jean-Henri Daudemard schlug ihm mit fester Hand auf die Schulter und flüsterte: «Ich glaube, diesmal riskieren Sie Ihr Leben unnötigerweise.» «Stören Sie mich bitte nicht, die Zeit drängt.» «Aber Sie laufen in den Tod, jetzt wo der Sieg in Sichtweite ist. Sie haben so viel dazu beigetragen. Welche weitere Hilfe könnten Sie denn den Alliierten noch bringen? Im Übrigen werden unsere Lebensbedingungen selbst hier schon immer besser.» «Das Ende des Kriegs ist mit Sicherheit noch weit entfernt. In Bezug auf das uns bevorstehende Leben in Deutschland bin ich gar nicht optimistisch ...» (Michel Hollard hatte allerdings nur ein vages Vorgefühl. Er hatte noch keine Ahnung von der in den Konzentrationslagern herrschenden Barbarei.)

Trotz der leise geführten Unterhaltung hatten mehrere Gefangene sie gehört und kamen nun herbei. Als sie den Grund der Auseinandersetzung hörten, begannen sie nun ihrerseits, sich darüber zu ereifern, sodass noch weitere Neugierige dazustiessen. Die Erregung drohte die Aufmerksamkeit der Wärter zu wecken. Die Unruhestifter entschlossen sich daher, den beschädigten Zaun einigermaßen in den früheren Zustand zurückzusetzen und alle miteinander wieder schlafen zu gehen. Obwohl ihm zuwidergehandelt worden war, verzichtete der Chef von *Agir* darauf, Jean-Henri Daudemard etwas vorzuwerfen. Seines Erachtens war der Ingenieur übervorsichtig gewesen, aber er hatte nach gutem Vorsatz gehandelt. (Die beiden Männer erlitten später dasselbe Martyrium. Auch Jean-Henri Daudemard wurde nach Neuengamme deportiert und überlebte es ebenfalls. Er kam am 5. Juni 1945 nach Frankreich zurück.)

Ein langer Spezialzug wartete auf dem Bahnhof von Compiègne. Auf den ersten Blick meinte man, er sei für einen Viehtransport zusammengestellt worden. Zwischen die Viehwagen hatte man aber in regelmässigen Abständen einige Personenwagen eingefügt. Diese waren nicht für die Gefangenen, sondern für die militärische Eskorte vorgesehen. Darüber hinaus enthielt der Wagon am Schluss des Zuges einen Beobachtungsposten, ausgerüstet mit einem Maschinengewehr.

In Fünferkolonnen wurden die für den Transport nach Deutschland vorgesehenen Häftlinge auf den Bahnsteig geführt, wo sie neben den Wagen warten mussten. Mit der Peitsche in der Hand zwangen die SS-Leute die zuvorderst stehenden Gefangenen, in den ersten Waggon einzusteigen. Aussen am Wagen konnte man lesen: «Anzahl Plätze: 8 Pferde oder 40 Personen.» Michel Hollard gehörte nicht zur ersten Gruppe, so konnte er die Einhaltung dieser Bestimmung überprüfen. Nachdem vierzig Männer eingestiegen waren, war die normale Kapazität des Wagens tatsächlich erreicht. Die SS-Männer waren offensichtlich stolz auf ihre Kompetenzen und begleiteten das Vorgehen mit einem Konzert von Peitschenknallen. Unter der Drohung dieser Peitschenwirbel drängten sich immer mehr Opfer immer enger aneinandergesprengt in das Wageninnere. Die rohen Kerle kümmerten sich nicht darum, dass schliesslich jeder Mann einen gewissen Lebensraum brauchte, sondern trieben die letzten grausam hinein. Das Knallen der Peitschen und die Schreie verschlimmerten das Gedränge noch. Der so bis aufs Äusserste überfüllte erste Wagen wurde erst nach dem hundertsten Einsteiger verriegelt. Auch in den übrigen Wagen sollte es nicht anders sein.

Schon mehrfach hatte der Chef des Netzes *Agir* das Verhalten einer verängstigten Menge bei gefährlichen Ereignissen beobachten können. Er wusste, dass Gefahr einen Mann in egoistischem Affekt zum Selbstschutz zum Schaden des Nächsten bringen kann. Als er das Spektakel der bei der Waggontür zusammengedrängten Kameraden sah, die vor den Peitschenhieben Angst hatten, kam ihm eine grossherzige Idee in den Sinn. Falls es ihm gelänge, ein paar Schläge dieser Lederriemen mit der Hand abzulenken oder mindestens zu dämpfen, würden seine Reisekame-

raden dadurch teilweise verschont. Weil er beweglich genug war, um einen Teil der Hiebe abzuwenden, leistete er seinen Nachbarn tapfer diesen Dienst und erlitt dabei ein paar brennende Blutergüsse. Er hielt das für ein kleines Opfer und lehnte den Dank ab. Immerhin, mindestens bei diesem Anlass hielt kein anderer als er den Kopf hin, um den Leiden der anderen ein Hindernis entgegenzusetzen.

Er war einer der Letzten in seinem Wagen. Als es darin plötzlich dunkel wurde, weil die SS das Portal schlossen, fand er sich eingezwängt zwischen seinen Nachbarn und der Wagenwand. Nach und nach spielte sich der zur Verfügung stehende gemeinsame Raum etwas ein. Um zum Ekel erregenden Behälter vorzudringen, der als Latrine diente, musste man mit den Ellbogen arbeiten, geduldig abwarten, bis man an der Reihe war, und jedes Schamgefühl aufgeben. Gewisse Anstandsregeln gehörten von nun an in eine andere Welt. Die Reise dauerte drei Tage, und die schrecklichen Bedingungen wurden noch verschärft durch die brütende Hitze in den ersten Juni tagen des Jahres 1944. Bevor sie Royallieu verlassen hatten, hatte jeder Deportierte noch einen bescheidenen Imbiss als Reiseproviant erhalten. Man musste mit dieser kostbaren Tagesration haushälterisch umgehen, um durchzuhalten bis zur Ankunft... und hoffen auf einen Schluck Wasser unterwegs. Vierundzwanzig Stunden nach der Abfahrt begannen die Deportierten dahinzusiechen. Mehrere waren am Rand der Erschöpfung und am Verdursten, sie konnten sich nur noch aufrecht halten, weil sie von ihren Nachbarn gestützt wurden.

Angestellte der SNCF in Compiègne hatten Verbindung aufgenommen mit ihren Kollegen an einigen Bahnhöfen, von denen sie wussten, dass der Zug dort anhalten musste. Dank dieser Solidaritätskette hatten hilfreiche Eisenbahner erreicht, dass Getränkebehälter in die Wagen gebracht wurden. Der Wassermangel zeigte wieder einmal den Egoismus gewisser Leute auf. So gelang es einem Flegel, der noch in guter Verfassung war, sich einer Flasche zu bemächtigen. Ungeniert stillte er seinen Durst und gab vor, die Anwesenheit eines Nachbarn nicht zu bemerken, der im Begriff war, ohnmächtig zu werden. Ohne zu zögern, packte Mi-

chel Hollard die Flasche, ob mit Gewalt oder durch Überraschung, und gab dem Kranken zu trinken. Der andere begann verzweifelt oder gekränkt zu diskutieren, wütend zu gestikulieren, bis es ihm gelang, den Behälter wieder an sich zu nehmen. Schliesslich mussten sich die Nachbarn einschalten.

Gegen Ende seines Aufenthalts in Royallieu hatte der Gründer von *Agir* nochmals die Hoffnung gehegt, während der Fahrt entfliehen zu können. Vor Verlassen des Lagers hatte er zwei Gruppen bemerkt, die, unabhängig voneinander, ein Ding auszuhecken schienen. Die erste Gruppe, welche ein Priester mit dem Namen Le Meur leitete, bestand aus etwa vierzig jungen Männern, so etwas wie Pfadfindern. Gut ausgerüstet, aber zu zahlreich, um erfolgreich sein zu können, hatte sich Michel Hollard gesagt. Er hatte sich daher mit der zweiten Gruppierung in Verbindung gesetzt, die aus nur drei Männern bestand. «Es stimmt, wir haben uns für die Flucht organisiert», bestätigte ihm einer davon. «Wir beabsichtigen, im Boden des Wagens ein Loch zu machen und dann nachts auf den Schotter herunterzuspringen. Wenn alles klappt, dann können Sie uns folgen.» Doch leider folgten diesen Worten keine Taten. Die drei waren seit der Abreise niedergeschlagen und unternahmen nicht die geringste Anstrengung, den Boden aufzubrechen. Es war ihnen gelungen, ein behelfsmässiges Eisenwerkzeug in den Wagen zu schmuggeln, doch trotz ihrer Untätigkeit stellten sie es nicht anderen zur Verfügung. So wurde derjenige, der sich ihnen für einen Ausbruch angeschlossen hatte, durch Willensschwäche in die Irre geführt. Zu spät merkte er, dass er die falsche Wahl getroffen hatte, denn Pater Le Meur und seiner Truppe von jungen Leuten, denen Michel Hollard sich hätte anschliessen können, gelang der Gewaltstreich, aus dem benachbarten Wagen zu fliehen, noch bevor der Zug den Boden Frankreichs verlassen hatte.

Nachdem die Gruppe von Waghalsigen sich empfohlen hatte, durchquerte der Transport mit reduzierter Geschwindigkeit einen grossen Teil Deutschlands. Eine bleierne Sonne quälte weiterhin die wie Tiere auf

dem Weg zum Schlachthof aneinandergedrängten Gefangenen. Obwohl es nicht reichte, sich zu setzen, hätte bei gleichmässiger Aufteilung des zur Verfügung stehenden Raums jeder gerade genügend Platz gehabt, um Arme und Beine entlasten zu können. Rund um Michel Hollard versuchten einige der Männer, das Zusammenleben der hundert Wageninsassen so gut als möglich zu organisieren. Doch der Erfolg war nur mangelhaft, weil andere sich nicht scheuten, es sich auf Kosten der Allgemeinheit bequem zu machen. Schliesslich entschied die Mehrheit, sich noch mehr zusammenzudrängen, damit jeder im Turnus von kurzen Erholungspausen profitieren konnte. So konnten sich jeweils einige ausstrecken und sogar etwas schlafen, während die anderen, gedrängt stehend, geduldig warteten, bis die Reihe an sie kam.

Ein Glück war, dass ein Sturm ausbrach. Weil die Wagen nicht wasserdicht waren, gab es wohltuende Rinnsale, und die Temperatur wurde vorübergehend etwas gesenkt. Während eines langen Halts im Bahnhof Köln litten die Unglücklichen unter einem zusätzlichen Kummer. Sie wurden Ohrenzeugen der Abfahrt eines Schnellzugs mit Schlafwagen nach Paris.

Auf der Weiterreise Richtung Norden machte der Verband noch mehrere Zwischenhalte, bevor er endgültig in einem kleinen Bahnhof in der Nähe von Hamburg anhielt. Die benommenen Passagiere wurden überrascht und geblendet, als die Tore sich öffneten. Drei Tage im Halbdunkel eingesperrt, ausgehungert und fast verdurstet, unausgeschlafen, brauchten sie lange, bis sie einen Teil ihrer Fähigkeiten wiedererlangten. Zuerst mussten sie ihre Augen recht daran gewöhnen, ihre rollende Elendsbehausung ganz aufzunehmen, von der sie bisher nur einen kleinen Sektor mitbekommen hatten. Überall sah man menschliche Wesen mit verhärmtten Gesichtern, am Boden zusammengesunken oder sogar im Haufen einer über dem andern liegend, einige schienen ohnmächtig zu sein. Niemand war erstaunt zu hören, dass es auch Tote gegeben habe.

Wärter, noch brutaler als diejenigen in Compiègne, erwarteten die menschliche Lieferung. Sie behandelten sie wie eine gewöhnliche Ware.

Mit Peitschenhieben und mit Hunden, welche darauf dressiert waren, Nachzügler in die Waden zu beißen, machten sie auch den Letzten Beine und zwangen selbst die Kranken, ihre letzten Energiereserven freizumachen. Verächtlich stiessen sie mit dem Stiefel die Körper der Unglücklichen beiseite, die zu schwach waren, nicht folgen konnten und entkräftet zusammenbrachen.

In Fünferkolonnen wurde gesammelt, ähnlich der Formation, die drei Tage vorher Royallieu verlassen hatte.

Für Betrieb und Führung der Konzentrationslager war die SS zuständig. Deren Stab hatte grosse Erfahrung gesammelt in der Ausbeutung dieser Reserve an Sklaven. Die deutsche Industrie litt unter grossem Personalmangel, weil immer mehr der eigenen Leute zu den Waffen gerufen wurden. Um den Mangel wettzumachen, während gleichzeitig die militärische Situation eine Steigerung der Produktion erforderte, hatten die Nazichefs ganz einfach entschieden, Rückgriff auf die neuen Galeerensträflinge zu nehmen.

Die Errichtung von riesigen Industriestraflagern, geschützt und überwacht wie Festungen, wurde beschleunigt. Unzählige politische Häftlinge aller Nationalitäten wurden darin mit deutschen Kriminellen gemischt. Es war die Absicht, so auf einen Schlag zwei Ziele zu erreichen: unter Zwang die Kraft der ihrer Nation feindlichen Elemente auszunützen und sie dabei gleichzeitig auszumerzen. Die Militärgerichte in Deutschland und in den besetzten Ländern hatten entsprechende Befehle erhalten. Diese Gerichtsbarkeit war gehalten, das berufliche Vorleben der ihren Entscheiden unterworfenen Angeklagten entsprechend zu prüfen.

Das unter der Fuchtel von Heinrich Himmler stehende Kader der SS hatte peinlich genau Menge, Auswahlkriterien, Transporte, Strafen, Arbeiten und sogar geschätzte Überlebensdauer der Gefangenen ausgearbeitet. «Vernichtung durch Arbeit» war das von Minister Fritz Sauckel, dem Organisator der Deportation, geprägte Prinzip. Die Laufbahn der Lagersträflinge, die bis zur völligen Erschöpfung ihrer Kräfte eingesetzt wurden, dauerte in der Regel nur einige Monate. Wegen der dürftigen Ernährung, der anstrengenden Arbeit, wegen Krankheiten und bedrängt

durch den mitleidlosen Ordnungsdienst magerten sie rasch zu Skeletten ab, sodass es nicht lange dauerte, bis sie zusammenbrachen. (Die Ausbeutung der Unglücklichen ging manchmal noch weiter. Die Verantwortlichen für die medizinische Forschung wählten ihre menschlichen Versuchskaninchen aus den Insassen der Konzentrationslager. Zahnprothesen mit Gold wurden systematisch aus den Kiefern der Toten gebrochen. In gewissen Fällen lieferten die Kadaver vor der Verbrennung noch Materialien für industrielle Zwecke.)

Konzentrationslager

Die Vorgesetzten im Lager Neuengamme in der Nähe von Hamburg rühmten sich, daraus das berühmteste Straflager der Welt gemacht zu haben. Michel Hollard, der in der ersten Juniwoche des Jahres 1944 dort hineingeworfen wurde, erhielt die Immatrikulationsnummer F 33948.

Wie jeder andere Neuankömmling musste er das erniedrigende Verfahren durchlaufen, das ihn zum echten Zwangsarbeiter stempelte. Ein «Kameradenpolizist» machte ihm mit der Schermaschine über die ganze Länge des Kopfhaaars den üblichen Längsschnitt. Man nannte diese hässliche Kerbe im Haarschnitt die «Autostrasse». Sie diente dazu, den Häftling im Falle eines Fluchtversuchs für die Bevölkerung ausserhalb des Gefängnisses erkennbar zu machen – ein Vorhaben, das von nun an mehr oder weniger unvorstellbar war. Anschliessend wurde er gezwungen, seine Kleider zu wechseln. An deren Stelle wurde ihm eines der ausgefallenen Kleidungsstücke aus dem Bestand der Garderobe übergezogen. Dieser Bestand umfasste ein Durcheinander von Militäruniformen aus aller Herren Länder und nicht weniger sonderbare zivile Kleidungsstücke. Aus ökonomischen Gründen stiess die SS zuerst ihr Lager an male-rischen Klamotten ab, bevor sie die Reserven an neuen Sträflingsuniformen mit blauen und weissen Streifen antastete. Michel Hollard brachte es nie so weit, dass er eine dieser offiziellen Bekleidungen erhielt! Ob die Schuhe des Häftlings gut oder schlecht waren, spielte keine Rolle, er musste sie gegen Holzpantoffeln austauschen. Das waren einfache Holzbrettchen mit Riemchen.

Die Verwandlung, welche die Häftlinge so erfuhren, machte die Masse der Insassen des Konzentrationslagers zu einem gleichzeitig komischen und tragischen Kollektiv.

Jeden Morgen beim Appell stellten sich die Deportierten in vier Kolonnen auf und bildeten so ein grosses Viereck auf dem Zentralplatz. Regelmässig bot man ihnen dabei das Schauspiel eines oder mehrerer Todesurteile. Der Tod durch den Strang war der Preis, den zahlen musste, wer militärisches Material sabotiert oder Lebensmittel gestohlen hatte. Michel Hollard war erschüttert, als sich ein erstes Mal ein solches Drama vor seinen Augen abspielte. In seinem Geist hielt er das Ereignis fest. Da er über kein Notizmaterial verfügte, aber den Anlass trotzdem genau im Gedächtnis behalten wollte, gab er ihm die Form eines Gedichts, das er Strophe um Strophe auswendig lernte.

CARNAVAL

*La cour sans arbre est toute grise.
Malgré l'été, l'amère bise
Fouille les habits déchirés.
Ils sont dix mille, en rang serrés,
Multitude humble et grelottante,
Figée en une morne attente,
Yeux éteints, masques renfrognés,
Indifférents et résignés,
Perdus dans leurs haillons grotesques,
Ils forment des rangs pittoresques
Faits de fantômes étonnés
Moitié vivants, moitié damnés ...*

*Tout autour de la cour blafarde
Gît, sans bruit, la troupe hagarde.
Rompant son silence obsesseur,
Une musique, sans douceur
Vient, maintenant, remplir l'espace.
Vingt cuivres bruyants, sur la place*

KARNEVAL

Kein Baum, grau der Hof,
Trotz des Sommers fegt eine scharfe Bise
Durch die zerfetzten Kleider.
Zehntausend, in gedrängten Reihen,
Eine untertänige, schlotternde Menge,
Ausdruckslos, in trübseliger Erwartung,
Die Augen erloschen, mürrische Masken,
Unbeteiligt und ergeben,
Verloren in ihren lächerlichen Lumpen
Bilden sie eine malerische Reihe
Von erstaunten Gespenstern,
Halb am Leben, halb verdammt...

Rund um den kahlen Hof
Liegt die verstörte Truppe.
Nun kommt Musik, doch ohne Wohlklang
Bricht sie das zwanghafte Schweigen,
Und erfüllt den Raum.
Zwanzig lärmende Blechinstrumente
Lassen schallenden Triumph ertönen,
Der tönt wie ein Karneval.

*A ce moment, on voit paraître,
Tout d'abord, sans le reconnaître,
Un cadre étrange au bois foncé
Qui, lentement, est avancé...
Puis, ainsi qu'un jeu de kermesse,
Au son de la musique, on dresse
En l'air le chevalet troublant
Où se balance un nœud coulant.*

*La musique a cessé sa fête.
Un enfant de vingt ans, nu-tête,
Le front haut, le teint sépulcral,
Installé sur un piédestal
Se tient debout sous la machine.
Son clair regard qui nous domine
Semble chercher le ciel lointain
Et sa main, d'un geste enfantin
Se ferme sur l'écharpe blanche
Qui recouvre toute une manche
Pour soutenir un bras meurtri.*

*Par derrière, au corps amaigri
Est lié l'autre, encore agile.
Tout près, d'un mouvement tranquille,
Un gros être au cou léonin,
Arrêtant de sa large main
La boucle qui voguait, légère,
La pose sur la gorge claire,
Qui la reçoit sans un frisson.*

Und jetzt erscheint,
Zuvorderst, man erkennt ihn kaum,
Ein seltsamer Rahmen aus dunklem Holz,
Wird langsam nach vorn getragen ...
Darauf wird, fast wie beim Frühlingsfest,
Das merkwürdige Gerüst,
An dem eine Schlaufe mit Knoten baumelt,
Zur Musikbegleitung aufgerichtet.

Die Festmusik verstummt.
Ein Junge von zwanzig Jahren, barhaupt,
Die Stirn erhoben, totenblass,
Auf einem Sockel
Steht er aufrecht unter dem Gerüst.
Sein klarer Blick bezwingt uns,
Er scheint den fernen Himmel zu suchen,
Und seine Hand liegt kindlich
Auf der weissen Schlinge,
Die einen Ärmel bedeckt,
Weil sie den geschundenen Arm stützt.

Hinten, am abgemagerten Körper
Gefesselt der andere, noch gute Arm.
Ganz nah nun, mit ruhiger Bewegung,
Ein grobes Wesen mit Löwenhals
Hält mit seiner grossen Hand
Die baumelnde Schleife, streift sie leicht
Über die nackte Kehle,
Die sie ohne Zittern empfängt.

*Alors, laissé seul, le garçon Plein
de mystère et de silence Parait
avoir un corps immense Ainsi
dressé sur son palier. Au cou, tel
un sombre collier, La boucle fait
une parure. D'en bas on lui crie
une injure, Mais son masque silen-
cieux N'est plus tourné que vers les
deux.*

*Le piédestal s'est effacé.
Au même instant, dans l'air glacé,
On voit choir un corps qui se tour-
noie Au bout de la corde, et se
ploie Au-dessus du ciment mouillé.
Longtemps, le jeune corps plié
Tourne au bout de la corde sombre
Décrivant des cercles sans nombre
Et quand cesse son carrousel Il a
les yeux fixés au ciel...*

Nun ist der Junge allein.
Geheimnisvoll und schweigend
Scheint sein Körper riesig, Wie er auf seinem
Podest steht.
Um den Hals die Schlinge wie ein Schmuck,
Gleichsam eine düstere Kette.
Von unten kommt eine Beschimpfung, Aber
sein Antlitz blickt ruhig Auf zum Himmel.

Das Gerüst achtet man nicht mehr.
Denn man sieht sogleich in der kalten Luft
Einen Körper,
Der tanzt und sich biegt im Seil Über dem
nassen Boden.
Lange dreht sich der junge Körper.
Am Ende des düsteren Seils, Zieht er seine
Kreise.
Und wie das Karussell endlich fertig ist, Bli-
cken seine Augen wieder himmelwärts ...

*La place immense et que rien n'orne
Redevient immobile et morne. Près
du portique inemployé, Tout à
l'heure, on a délié Un corps qui
n'est plus qu'un obstacle.
Quelqu'un, à côté du spectacle
Qu'il a vu, l'œil indifférent, Attend,
dans le jour expirant. On remet le
socle de planche. D'une enjambée
habile et franche, Il escalade le pla-
teau Comme on monte à bord d'un
bateau Et c'est comme on ouvre une
voie, D'une allure où rien ne lou-
voie Que le navigateur hautain Fait
face à son nouveau destin.*

*Le plancher à nouveau s'abaisse. À
sa place un être s'affaisse Avec, au
col, un court lien Qui, sans que l'on
n'entende rien, L'arrête au milieu
de sa chute. Après, c'est une sombre
lutte Entre un être au corps immolé
Et le trépas, trop tôt frôlé. Il se dé-
bat avec furie, D'une ardeur qui
n'est point tarie Se ramasse et bon-
dit vingt fois Pour de mystérieux
tournois Qui se livrent dans le si-
lence Sous la froide nuit qui
s'avance.*

Wieder zeigt der grosse hässliche Platz
Sein ungerührtes, tristes Gesicht. Beim
unbenützten Portal Hat man einen Körper
losgebunden, Der nur noch Hindernis ist.
Einer wartet abseits des Schauspiels, Das
er gesehen hat, unbeteiligt, Im zu Ende
gehenden Tag.

Man rückt die Bühne wieder zurecht. Mit
grossen und geschickten Schritten Be-
steigt er das Podest, Gleichsam wie man
ein Schiff besteigt; So etwa, wie man ei-
nen Kurs setzt, Mit dem ein hochmütiger
Schiffer Zu seinem neuen Ziel aufkreuzt.

Wieder senkt sich der Boden.

Eine Gestalt sinkt darauf zusammen, Um
den Hals eine kurze Fessel, Die ihn in
seinem Fall bremst, Ohne dass jemand
etwas davon hört. Dann nur noch ein hef-
tiger Kampf Zwischen dem geopfertem
Wesen Und dem Tod, der es zu früh
wegrafft. Wütend streitet es, Mit uner-
schöpfter Heftigkeit Duckt sich und
kämpft zwanzig Mal Wie bei einem selt-
samem Turnier, Das sich die beiden
schweigend Bei hereinbrechender Nacht
liefern.

*Un bruit monte du sol noirci.
Le cortège s'en va, transi Au
rythme de son pas qui traîne. Il
effleure, en passant, l'arène Où
couve le sombre duel De son
long regard irréel. Sous la
corde qui le dévore, Où le lut-
teur s'obstine encore À com-
battre son sort fatal, À présent,
un assaut final, Dont tremble
toute la potence, S'achève en
une faible danse Qui se pro-
longe dans la nuit Sous l'œil
de la lune qui rit.*

*La grand'place, à présent déserte
Est toute d'ombre recouverte.
Le bruit lourd du pas cadencé
A décru, puis s'est effacé.
On n'entend plus, dans l'air sans
dme Où ne palpète aucune flamme,
Que le tressaillement léger D'une
corde qu'on sent bouger.*

*Le mouvement, si doux et frêle
Qu'on dirait un battement d'aile,
Quand la lune est sur son déclin,
Se fait encore plus câlin.
Ce n'est plus qu'une humble ca-
resse
Qui sort de la ténèbre épaisse
Et qui s'épuise lentement*

Lärm steigt aus dem Dunkel auf. Die Menge
verschwindet, erstarrt, Mit schleppendem
Schritt.

Flüchtig nur streift
Der Blick den Schauplatz,
Auf dem der düstere Kampf sich abspielt.
Unter der vernichtenden Schlinge, Wo der
Kämpfer sich noch wehrt Und gegen sein
tödliches Los kämpft. Jetzt, mit letztem Ein-
satz, Bei dem der ganze Galgen erzittert, Be-
schliesst er es mit leichtem Tanz, Der in der
Nacht sich fortsetzt

Unter den Augen des lachenden Monds.

Leer ist nun der grosse Platz, Und Dun-
kelheit deckt alles zu. Der dumpfe Lärm
des Gleichschritts Hat sich verzogen, ist
verstummt. In unbewegter Luft, In der
kein Flämmchen zittert, Hört man nur
noch das Beben Einer Schlinge, die sich
leicht bewegt.

So zart und schwach ist die Bewegung,
Dass man meint, ein Flügel flattere.
Wenn der Mond untergeht,
Wird der Hauch noch zärtlicher.
Nur eine leichte Liebkosung
Steigt aus der dichten Finsternis
Und verblasst langsam,
Weit von allem, am Firmament...

Neuengamme, im Juni 1944

Die zwei unglücklichen Gehenkten erlitten den Tod, weil sie Brot gestohlen hatten. Ein schon seit längerer Zeit Inhaftierter hatte auf dem Gesicht Michel Hollards dessen Verzweiflung über den Ablauf der schrecklichen Szene gelesen. In resigniertem Ton, beinahe abgestumpft, sagte er ihm: «Was wir hier sehen, erfüllt uns mit Abscheu. Aber bald wird Sie die Gewohnheit, solchen Schauspielen beiwohnen zu müssen, abhärten. Sie werden dem mit viel geringerer Belastung zusehen.» «Vielleicht, aber ich bin überzeugt, dass Ihr Fatalismus, Ihre Distanz, nur äusserlich aufgesetzt sind.» «Sie haben doch sicher verstanden, dass wir in den Augen der SS nur Untermenschen sind, gerade gut genug, um ausgenützt zu werden, solange wir noch bei Kräften sind. Auch wenn der Hunger uns nicht zu Brotdieben macht, werden wir nicht lebendig aus diesem Lager herauskommen.» «Ich möchte glauben, dass Ihre Voraussage allzu düster ist.»

Kurz nach ihrer Ankunft in Neuengamme wurden die Neuankömmlinge durch die Equipe von Vorarbeitern eingeteilt. Sie waren verantwortlich für die nach den Fähigkeiten der Neuen eingeteilte Arbeitsorganisation; ebenfalls Häftlinge, waren sie von der SS ausgewählt worden und arbeiteten ihrerseits unter der Kontrolle von militärischen und gelegentlich auch zivilen Ingenieuren.

Michel Hollard wurde gefragt, was er früher beruflich gemacht habe, und beging die Unvorsichtigkeit, seine Kenntnisse über Holzvergaser preiszugeben. Er gestand sich sofort ein, dass er einen Fehler gemacht hatte. «Ich habe heute ebenso wenig wie früher einen Grund, den Feind von meinen Erfahrungen profitieren zu lassen in einer Materie, die er selbst schlecht beherrscht. Ich muss einen Ausweg finden.» Die erhoffte Gelegenheit, die für den Feind nur allzu vorteilhafte Rekrutierung zu vermeiden, bot sich fast sofort. Eine Nebenstelle des Lagers, die Metallwerke-Fabrik, Werkstätte für allgemeine mechanische Arbeiten, teilte mit, dass sie Personal mit technischen Fähigkeiten suche. Er wurde augenblicklich eingeteilt. Natürlich arbeitete man auch dort für die Wehrmacht, aber der französische Gefangene hatte sich vorgenommen, den

Kräften des Reichs weiterhin zu schaden, wo immer sich die Gelegenheit dazu bot. Er hielt seinen Vorsatz ein.

Von nun an spielte sich das Tagesprogramm des Deportierten während der ganzen Dauer der Gefangenschaft nach unverändertem Ablauf ab. Um fünf Uhr morgens weckte der Blockführer lautstark die ganze Gesellschaft. Die Barackenchefs wurden von der SS unter den Häftlingen ausgewählt, meist handelte es sich um deutsche Kriminelle. Mein Vater erzählte mir, er hätte die Tagwache nicht abgewartet, um zum Brunnen zu gehen. «Vor Morgengrauen konnte ich dem allgemeinen Durcheinander zuvorkommen. Zuerst machte ich meine Turnübungen, denn die schienen mir trotz Unterernährung notwendiger denn je. Darauf ging ich zum Wasserhahn, um das Gedränge dort zu vermeiden und in Ruhe meine Morgentoilette zu erledigen.» «Und erhieltet ihr darauf ein Frühstück, bevor es an die Arbeit ging?» «Zwei mit der Verpflegung beauftragte Deportierte schleppten einen auf Rädern montierten grossen Kessel an. Daraus wurde uns eine merkwürdige Brühe ausgegeben, ein undefinierbares graues Getränk, das nach nichts schmeckte. Statt Teller hatten wir einen rostigen Napf. Doch die hungernde Gesellschaft schlang diese unappetitliche Suppe gierig hinunter. Dazu erhielt jeder ein Stück Schwarzbrot. Das war das morgendliche Menü, es bildete die Hauptmahlzeit unserer Tagesverpflegung.» «Fand man denn, diese lächerliche Verpflegung sei ein richtiges Frühstück?» «Es war sogar unsere einzige einigermaßen nahrhafte Mahlzeit! Im Laufe des Vormittags gab es nochmals ein Stück Brot, kleiner als das vorherige, und später wiederum einen Teller von der üblichen grauen Brühe. Nachher mussten wir uns den Gürtel enger schnallen bis zum folgenden Morgen.» «Gab es wenigstens ausnahmsweise eine Portion Gemüse oder einen Bissen Fleisch?» «Nein, unsere Diät wurde nie aufgebessert. Und wir hatten gerade genug Zeit, um diese magere Kost hinunterzuschlingen, konnten uns nicht einmal dazu setzen. Wenn die Morgenklingel ertönte, eilte jedermann an seinen Appellplatz, alle reihten sich beim Bereitstellungsort ihrer Arbeitseinheit ein, in Fünferkolonnen hinter dem Kameradenpolizisten.»

Auf den ersten Fanfarenten setzten sich alle Kommandos in Bewegung. Dasjenige von Michel Hollard verliess straff geführt die Lagerumzäunung. Die mit ihren primitiven Holzsandalen ausgerüstete Truppe marschierte mühsam zu der zwei Kilometer entfernten Fabrik. Eventuellen Nachzüglern wurde mit kräftigen Schlägen nachgeholfen. Alle marschierten im Gleichschritt zu den Tönen einer Trompete. «Wozu diente denn diese musikalische Begleitung?» «Es hiess, die SS messe dem grosse Bedeutung zu. Mit den martialischen Klängen auf dem Hin- wie auf dem Rückmarsch zum und vom Arbeitsplatz versuchte sie, den Arbeitseifer der Gefangenen anzufeuern. Im Übrigen hatte die Blechmusik in Vollbesetzung die scheussliche Aufgabe, die zum Tod durch Erhängen Verurteilten zu begleiten.» «Und spielten die Musikanten denn korrekt?» «Ich muss gestehen, dass sie mich oft beeindruckten. Es waren alles Häftlinge, Künstler von gutem Niveau, die meisten Berufsmusiker. Der Musikdirektor verhielt sich kriecherisch gegenüber den SS-Leuten, diktatorisch zu seinen Instrumentalisten und hochmütig zu den anderen Gefangenen.»

In der Fabrik wurde Michel Hollard von einem zivilen Ingenieur in Empfang genommen. Als dieser merkte, dass er es mit einem Berufskollegen zu tun hatte, zeigte er sich relativ korrekt. Aber der Franzose verhielt sich hartnäckig zurückhaltend. Sorgfältig verzichtete er darauf, alle seine Fähigkeiten aufzudecken, denn er wollte nur untergeordnete Arbeiten ausführen. Er genoss jedoch eine gewisse Unabhängigkeit, die sich bald als wertvoll erweisen sollte.

Mit dem Auftrag, das Funktionieren verschiedener Maschinen zu kontrollieren, musste er die Endmontage von Maschinengewehrverschlüssen überwachen. An der gegnerischen Waffenfabrikation teilnehmen zu müssen, war ihm eine unerträgliche Pein. Der Feind, dem es gelungen war, ihn zu fangen, wollte ihn in seine Kriegsproduktion einspannen! Er musste diese Schande unbedingt neutralisieren, auch wenn das nur symbolisch war, sonst konnte er nicht im Frieden mit seinem Gewissen leben. Er bemerkte, dass die durch seine Werkstatt gehenden Stücke

keine Registraturnummer trugen. Am Ende seines ersten Arbeitstages benutzte er die Gelegenheit, als er einen Moment allein war, vier Gewehrverschlüsse aus der Produktion herauszunehmen und in seinen Taschen zu verstecken. Wäre er bei einem solchen Raub erwischt worden, hätte er den Galgen riskiert.

Auf dem Heimweg begegnete der lange Zug – zweihundert Reihen zu fünf Gefangenen – einer SS-Patrouille. Michel Hollard presste die Trophäen während des Marsches an seine Kleider, um sie am Schlenkern zu hindern. Er musste diskret vorgehen, denn der Verdacht bestand, dass einzelne Gefangene als Spitzel arbeiteten. Als sie im Lager angekommen waren, war daher seine erste Sorge, die belastenden Objekte in die Latrine zu werfen. Ermutigt durch den Anfangserfolg, wiederholte Michel Hollard die Übung. Obwohl er die Fabrik unweigerlich mit gefüllten Taschen verliess, hatte er das Glück, die Kaltblütigkeit und das Geschick, immer durch die von der SS gespannten Netze zu schlüpfen.

Aber das verdächtige Material stellte mit der Zeit Probleme bei der Entsorgung. Die Siedlung des Lagers Neuengamme war eine richtige kleine Stadt, errichtet auf dem Sumpfland entlang der Elbe. Die sehr primitiven Latrinen bildeten eine Zeile von gemeinsamen Baracken. Eine Reihe von Brettern mit Löchern darin überdeckte die tiefen Gruben. Anfangs war das Versenken der unerwünschten Objekte trotz des ständigen Stroms von kurzzeitigen Besuchern kein grosses Problem. Aber nach Wochen der andauernden Mülldeponie hatte es in all den Gräben unsichtbare Metallteile. Immer häufiger gab es ein verdächtiges Klirren, wenn wieder neue Verschlüsse auf die bereits dort liegenden fielen. Trotzdem kam es für Michel Hollard nicht in Frage, deswegen auf den einzigen, ihm zur Verfügung stehenden Widerstand zu verzichten.

Eine weitere Gefahr drohte. Er beobachtete regelmässig den Pegelstand in den Gruben, in die er seine Kriegsschätze warf. Die metallischen Gegenstände waren natürlich so schwer, dass sie auf den Grund der zähflüssigen Masse sanken. Aber das Niveau stieg ständig, und vielleicht kam

einmal der Tag der grossen Reinigung oder der Leerung, mit der unangenehmen Aussicht auf Entdeckung, worauf eine Untersuchung folgen musste, die den Saboteur entlarvt hätte.

Ein plötzlich auftauchendes, ausserordentliches Gerücht zerstreute diese Unruhe vorübergehend. Im Lager verbreitete sich die Nachricht von der alliierten Landung an der Küste der Normandie vom 6. Juni 1944, man wusste nicht, woher das Gerücht kam, aber es verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Zuerst wagte man nicht, es für wahr zu halten. Doch dann wurde es bestätigt, angereichert um geographische und strategische Details.

Die Deportierten des Transports Compiègne-Neuengamme, das heisst auch Michel Hollard, realisierten, dass ihr Eintritt in die Hölle etwa gleichzeitig mit der Ankunft der Befreiungstruppen auf französischem Boden stattgefunden hatte. Ein unglaublicher Hoffnungsschimmer erfüllte die gesamte Belegschaft des Konzentrationslagers. In der allgemeinen Euphorie glaubten viele, die Stunde der Befreiung werde alsbald kommen.

Umso bitterer war die Enttäuschung. Die SS-Leute zeigten eine noch schlimmere Arroganz und Aggressivität als vorher. Gespräche und jede Form von Vertraulichkeit mit den Häftlingen waren ihnen schon immer verboten gewesen. Aber als sie erfuhren, dass gewisse Vergeltungswaffen zu wirken begannen, gab es einige unter ihnen, die es sich nicht nehmen liessen, sich mit den revolutionären Erfindungen – ohne sie zu kennen – zu brüsten, mit welchen Deutschland den Feind strafen werde. Diese Beteuerungen, so ungenau sie waren, deprimierten Michel Hollard. Aber nach einigem Überlegen gewann er wieder Zutrauen. Er rechnete sich aus, dass nicht einmal neun Monate seit seinen Entdeckungen der verschiedenen Elemente der fliegenden Raketenwaffe verflossen waren. Schon vor seiner Verhaftung hatte die alliierte Flugwaffe unzählige Abschussrampen bombardiert, zu einem grossen Teil auf Grund seiner Angaben. Er wusste, dass die Agzr-Equipe mit ihren Nachforschungen fortfahren würde, es sei denn, eine neue Katastrophe hätte sich ereignet. Man konnte also davon ausgehen, dass der Angriff der unbemannten Flieger



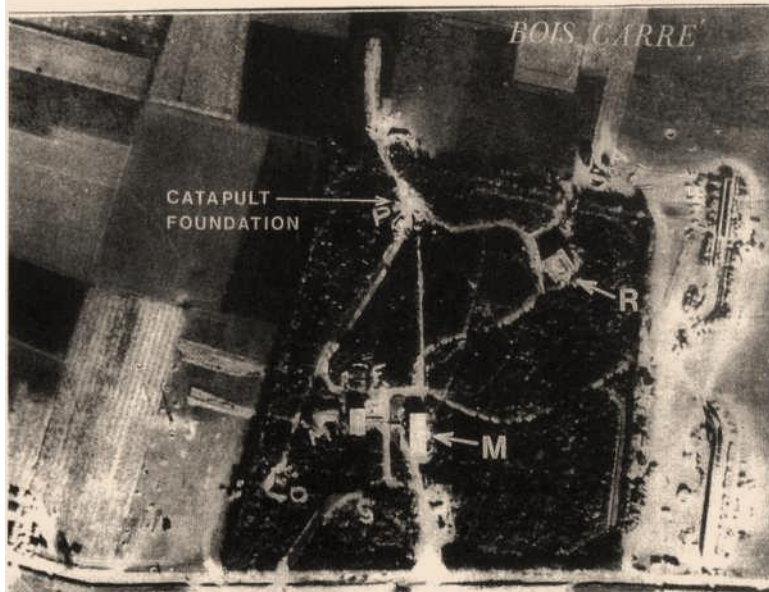
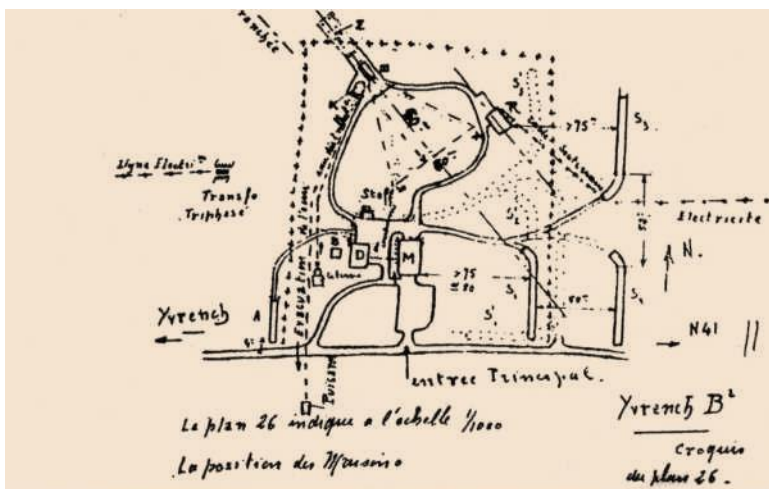
Olivier Giran, der junge Mitarbeiter Michel Hollards. Sein Einsatz für die Resistance sollte ihm das Leben kosten.



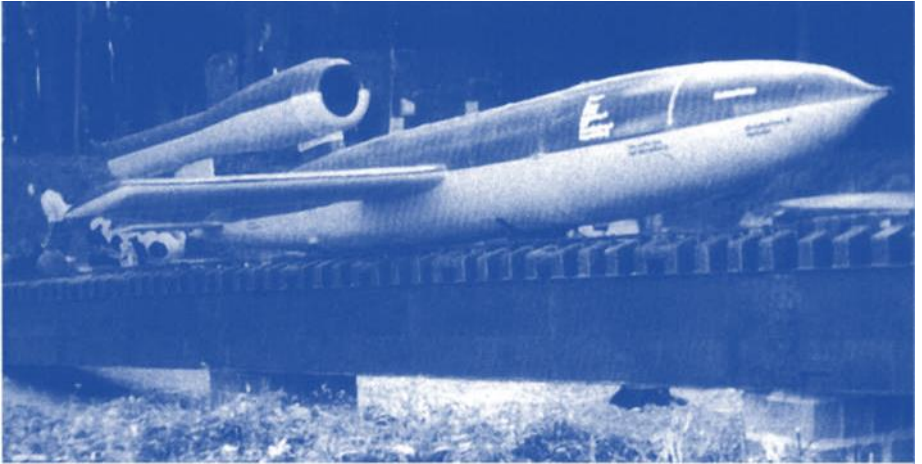
Joseph Brocard in Genf 1944 – Brocard erkundete die Küstenregionen, wurde von den Deutschen erwischt, konnte sich aber in einer spektakulären Flucht befreien. Trotz dessen schweren Verletzungen brachte ihm Michel Hollard in die Schweiz, wo er mehrmals operiert wurde.



Rampen für die berühmte Vergeltungswaffe V1 wurden entlang der ganzen Kanalküste gebaut. Michel Hollard und seine Gruppe Agzr entdeckten viele von ihnen, was den Alliierten erlaubte, gezielte Bombardierungen vorzunehmen.



Der von Andre' Comps, dem eingeschleusten jungen Ingenieur, erstellte Plan der VI-Basis von Bois-Carré. Michel Hollard lieferte ihn im Oktober 1943 an die Briten weiter. Darunter die gleiche Anlage, wie sie am 3. November 1943 von der RAF fotografiert wurde. Beweis der äusserst präzisen Arbeit von Comps.



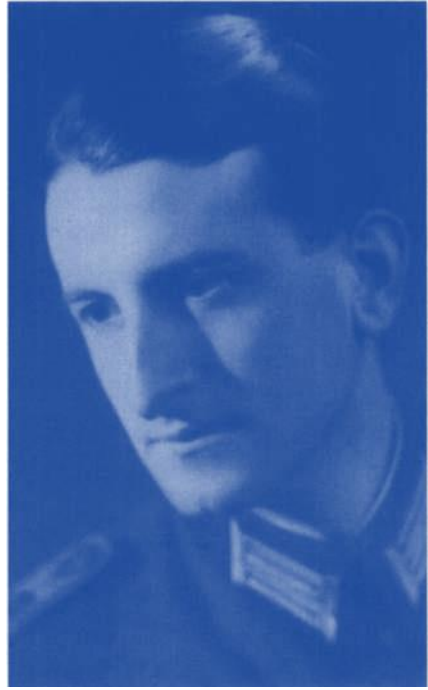
*Eine VI auf ihrer Abschuss-Rampe in Val-Ygot bei Ardouval (Seine-Maritime).
Es handelt sich hier um eine Rekonstruktion.*



*Bonnetot-le-Faubourg, Gemeinde Totes (Seine-Maritime): Die Überreste eines
entmagnetisierten Gebäudes, in dem der Autopilot der VI gerichtet wurde.*



André Comps wurde als Fachmann in die Anlage von Yvrench-Bois-Carré eingeschleust. Er fertigte Kopien der deutschen Pläne an.



Der Cousin aus Deutschland, Ernst von Bressendorf als deutscher Wehrmachtsleutnant im Stab des Stadikommandanten von Paris, General von Choltitz.

THE INDEPENDENT
Wednesday 28 April 2004



Eurostar train named after war spy 'who saved London'

2004 wurde in London ein «Eurostar» auf den Namen von Michel Hollard getauft.



Michel Hollard, liebenswürdig und zuvorkommend bis zu seinem Tod.

auf London höchstens mit erheblicher Verspätung hatte beginnen können.

Im Lager kursierten oft allerhand phantasievolle Neuigkeiten. Doch einige einem Posten in den Metallwerken zugeteilte Deportierte konnten gelegentlich einen Blick in eine Lokalzeitung werfen, die ein ziviler Ingenieur mitgenommen hatte. Paradoxe Weise erhielt Michel Hollard aus diesem feindlichen Blatt die Bestätigung der Anwesenheit der Alliierten an der Küste der Normandie. Die knappe und verstümmelte Nachricht stellte die grossartigste Landung der Geschichte als einen gewöhnlichen Handstreich dar, der sicher ohne Konsequenzen bleiben werde!

Als die ersten VI am 14. Juni 1944 in London niedergingen, waren die am 6. Juni auf französischem Boden gelandeten Abteilungen bereits seit acht Tagen da und machten laufend Fortschritte. Man kann sich aber wohl vorstellen, dass die Befreiung noch viel riskanter verlaufen wäre, wenn die beiden Daten umgekehrt gelautet hätten. Die Nazi-propaganda versuchte den Gegner zu demoralisieren, indem sie Flugblätter abwarf, auf denen zu lesen stand: «Ihr seid in die Falle gelaufen. Warum hat Deutschland nach eurer Landung eine Woche gewartet, um von der Geheimwaffe V1 Gebrauch zu machen? Um euch einzukreisen. Ihr schlagt euch jetzt auf einem kleinen, von den Deutschen gewählten Landstrich, während Roboter die für euren Nachschub bestimmten Häfen zerstören. Eure Flotte ist blockiert. Das Material wird euch ausgehen. Sucht eine Lösung aus eurer Klemme. Überlegt!»

Die Deportierten von Neuengamme kannten weder die Daten noch den Ablauf der Ereignisse, von denen sie über verworrene Gerüchte Kenntnis erhielten. Sie hatten sich zu früh gefreut über die grosse Neuigkeit, während ihre Kerkermeister von der SS die unbesiegbaren germanischen Kräfte verherrlichten, die nun mit unwiderstehlichen Waffen versehen waren.

Als der Herbst kam, bedeckte ein dicker, kalter Nebel die sumpfige Gegend der Elbeufer, was die Atmosphäre im Sträflingslager von Neuengamme noch ungesünder machte. Als die Temperatur stark fiel, konn-

ten nur noch die robusten Naturen der Erkältung trotzen. Man verlegte die Schwerkranken in die Baracken, welche beschönigend Krankenrevier genannt wurden. Mangels jeglicher Pflege starben fast alle rasch. Mitten im Winter wollte Michel Hollard einem Landsmann Hilfe bringen, der alleingelassen in diesem Revier lag und unmenschlich der Nahrung entbehren musste. Es gelang ihm, ungesehen in die Küche einzudringen, wo er ein Stück Kohl entwendete und dem Bedürftigen brachte. Das ausserordentlich gefährliche Manöver spielte sich ohne Zwischenfall ab, aber der Schuldige verlor Zeit und kam mit Verspätung an den Abmarschplatz zur Fabrik.

Unfähig, den Schergen der SS eine plausible Rechtfertigung für seine Unpünktlichkeit liefern zu können, musste er auf der Stelle dafür büssen. Im vorliegenden Fall betrug der Tarif fünfundzwanzig Hiebe, mit einem Schlagstock aus Hartgummi mit Eisenkern. Weil er während dieser Prügel das Gleichgewicht verlor, fiel er zu Boden. Der Rechtsvollstrecker unterbrach die Strafe trotzdem nicht, sondern nützte im Gegenteil die grössere Verletzlichkeit seines Opfers, indem er ihn mit den Füssen am ganzen Körper trat. Der Gequälte konnte sich schliesslich bei einer Mauer anstemmen. Er richtete sich gerade im Moment auf, als der Grobian laut die letzten Vergeltungsschläge auszählte. Die schlimme Behandlung hinterliess bleibende Schäden. Während er am Boden gelegen hatte, hatte ihn der Fanatiker mit dem Fussabsatz am Kopf und am linken Ohr verletzt. Dabei war das Trommelfell geplatzt, sodass Michel Hollard endgültig einen Teil seines Hörvermögens einbüsste. Auch die härtesten Prüfungen konnten seine grossen seelischen Kräfte auf die Dauer nicht beeinträchtigen. Sein zugleich energisches und meditatives Naturell bewahrte ihn vor Niedergeschlagenheit.

In der Werkstätte hatte er trotz des andauernden Lärms gelernt, das Denken von seiner Tätigkeit zu trennen. Bei strikter Minimalleistung für die Zwangsarbeit gelang es ihm, in schöpferischer Tätigkeit eine befriedigende Zuflucht zu finden. Da er kein Schreibmaterial hatte, schaffte er es, sich derart zu konzentrieren, dass in seinem tiefsten Inneren poetische

Verse Gestalt annahmen, während gleichzeitig die Maschinen ohne Unterbruch weiterliefen. Während der Wartestunden auf dem Appellplatz oder in nächtlicher Dunkelheit ordnete er dann seine Gedanken und prägte sie sich ins Gedächtnis. So dichtete er:

OFFRANDE OPFERGABE

Ma patrie était serve, et Fêtait la plus belle. On avait étouffé son sourire et sa voix. Un flot de lourds soldats s'était emparé d'elle Pour asservir son dme et lui dicter ses lois.

Meine Heimat war so schön, doch sie wurde versklavt. Ihr Lächeln, ihre Stimme sind verstummt.

Scharen grober Soldaten haben sich ihrer bemächtigt, Ihre Seele unterdrückt, ihr fremde Gesetze diktiert.

Meurtri jusqu'en ma chair par tant de servitude, Je suis venu m'offrir pour la France, un beau jour. Maintes nuits j'ai marché par le temps le plus rude En franchissant la neige et les eaux, tour à tour. J'ai connu l'embuscade et les chiens à mes trousses Et bien d'autres rigueurs qui m'ont paru très douces. Pour Elle, j'ai vidé leur coupe avec amour.

Zutiefst verletzt durch so viel Knechtschaft, Bot ich Frankreich eines Tages meine Dienste an. Manche Nacht marschierte ich bei schlechtem Wetter, Habe Schnee und Regen überwunden, Mal um Mal. Ich lernte Fallen erkennen, hatte Hunde im Nacken, Manch andere Härten, die mir nichts ausmachten.

Dafür leerte ich jeden bitteren Kelch mit Liebe.

J'ai pu, la joie au cœur, pendant plus d'une année Travailler sans répit contre nos oppresseurs.

J'ai détourné le jet d'une arme empoisonnée Dont ils nous réservaient, en secret, les horreurs ... À déjouer leurs plans, j'ai mis toute ma peine Et fait, à travers eux, plus d'une moisson pleine Sur un sol épineux, de grains libérateurs! Freudig konnte ich mehr als ein Jahr lang Pausenlos gegen unsere Unterdrücker arbeiten. Habe den Abwurf einer vergifteten Waffe abgewendet, Deren Scheusslichkeit sie uns geheim gehalten hatten. All meine Kraft setzte ich ein, ihre Pläne zu vereiteln, Durchkreuzte ihre Absichten, machte auf Dornenpfad Reiche Ernte an Körnern der Befreiung.

Un soir, les ennemis ont surpris mon ouvrage Et m'ont jeté bien vite au fond d'un cachot noir, Puis, ils se sont vengés, et j'ai connu leur rage, Mais je n'eus que le bain en un lointain rivage Et mon cœur, malgré tout, a pu garder l'espoir! Eines Abends entdeckten die Feinde meine Arbeit, Steckten mich ohne Verweil in ein düsteres Verlies. Rächten sich, ich lernte ihre Wut kennen, Doch ich kam nur ins Straflager, an eine ferne Küste, Und konnte trotz allem die Hoffnung wachhalten.

Misère du forçat, dépouillement de Petre;

Rapt du plus humble objet et du dernier habit, Défaite de celui qui se sent disparaître Dans un néant sordide où tout son moi périt... Détresse de tomber en pleine déchéance Sous un torrent d'injures ouï dans l'impuissance D'un sort nourri d'espoir, qu'aujourd'hui tout meurtrit... Unglück des Sträflings, des Menschseins entblösst, Beraubt des Geringsten, des letzten Kleidungsstücks. Niederlage des Menschen, der sich verschwinden sieht Im verwahrlosten Nichts, wo sein Ich zugrunde geht. Verzweifelt gänzlichem Verfall ausgeliefert, Ohnmächtig unter einem Strom von Beleidigungen. Es bleibt nur die Hoffnung, denn heute ist alles geschunden.

Expier, dans l'exil, les malheurs de la France; Y recevoir la schlague et le knout, chaque jour, Non, cela ne saurait nous être une souffrance Puisque nous l'avons pu servir, à notre tour! Si nous payons pour Elle, en un fervent silence, Tous nos maux d'aujourd'hui servent sa délivrance Offrons-les lui gaîment, comme un gage d'amour! In der Fremde für das Unglück Frankreichs büssen. Hier täglich Stock und Peitsche empfangen, Nein, das kann uns nicht schmerzen, Denn wir haben ihm seinerzeit dienen können. Wenn wir für Frankreich mit Schweigen zahlen, Dienen all unsere Leiden von heute seiner Erlösung: Bieten wir sie freudig an als unsere Liebesgabe.

Donnons-lui, sans regret, nos douleurs et nos peines Et certain lourd fardeau, de tous, le plus cruel... De nos plus durs tourments tendons les coupes pleines D'un pur encens montant du baigne vers le ciel! Notre patrie, alors, d'un don libre enrichie Sentira croître en elle une nouvelle vie Et verra reflourir son triomphe éternel!

Geben wir ihm ohne Bedauern Schmerzen und Not Und das auferlegte Joch, von allem das grausamste. Wir reichen die Pokale unserer Qualen, gefüllt mit Weihrauch steigen sie vom Lager zum Himmel. Unsere Heimat, bereichert mit freiwilliger Gabe, Wird fühlen, dass neues Leben in ihr wächst, Und sieht ihren Triumph auf ewig neu erblühen.

Vive Celle pour qui l'on soupire et l'on souffre, Qui sut garder, pour nous, son éclat radieux, Qui put ressusciter, même du fond d'un gouffre Et sut se redresser, plus ferme, sous les deux! Vive, vive à jamais notre France invincible Qui voulut reculer les bornes du possible Et fit que son destin reste victorieux!

Sie lebe, für die man seufzt und leidet,

Die für uns ihren strahlenden Glanz bewahrt hat, Die auferstehen konnte, selbst aus tiefstem Abgrund, Und sich fester denn je unter dem Himmel behauptet. Es lebe auf immer unser unbezwingliches Frankreich, Das klein begeben wollte vor dem Schicksal Und erreichte, dass es siegreich bleibt.

Neuengamme, im Sommer 1944. (Nach seiner Repatriierung überarbeitete und vervollständigte Michel Hollard die Gedichte, die er sich in der Deportation erdacht hatte. Sie wurden in verschiedenen Schriften des Widerstands abgedruckt.)

Um die Einsamkeit zu finden, die Michel Hollard notwendig brauchte, zögerte er nicht, regelmässig den Erlass der SS zu verletzen. Wenn die Nacht hereinbrach und viele Männer noch miteinander schwatzten, verliess er heimlich den Schlafsaal. Immer noch in seine Lumpen gekleidet, suchte er den Waschraum auf, die einzige Oase der Einsamkeit, zu der er Zugang hatte. Die befürchtete Belastungsprobe musste natürlich eintreffen. Eines Abends, etwa um zehn Uhr, ging plötzlich die Türe auf, und der Lagerälteste erschien. Diese Funktion hatte ein von der SS eingesetzter Häftling, der besonders für die Disziplin in der Nacht da war. Meist war er sogar noch grausamer als seine Auftraggeber.

«Als ich diesen Störenfried entdeckte, hielt ich mich für verloren. Nach dem Ausrufen der Nachtruhe aufgestanden und bekleidet, würde ich des Fluchtversuchs verdächtigt.» «Was machst du da?», fragte mich der andere. «Ich bete.»

Der Kerl hatte Recht über Leben und Tod aller des Ungehorsams verdächtigten Häftlinge. Ohne ein Wort zu sagen, verliess er den Raum, um aber bald wieder aufzutauchen, diesmal mit einem Metallhocker in der Hand. «Ich erwartete, dass er mir den Sitz über den Schädel schlagen werde, doch mit einer Handbewegung lud er mich im Gegenteil ein, mich zu setzen, worauf er sich schweigend zurückzog. Von da an störte er meine Andachtsübungen endgültig nie mehr.» Michel Hollard beschränkte sich nicht darauf, täglich einen Augenblick der Besinnung einzuhalten. Mehrere seiner Kameraden waren beeindruckt von seiner Energie und wandten sich an ihn mit der Bitte um Worte der Hoffnung. Obwohl jedes Zusammentreten von mehr als zwei Personen verboten war, konnte er so jede Woche einige Anhänger trösten, die sich seinen Meditationen anschliessen wollten.

Die Herren des Reichs hatten schon vor einiger Zeit festgestellt, dass eine ununterbrochene Arbeitszeit an sieben von sieben Tagen in der Woche sehr rasch auch die Kräfte der stärksten Häftlinge erschöpfte. Andererseits fehlten die Arbeitskräfte in der Industrie je länger je mehr. Um die Energie ihrer Sklaven besser ausbeuten zu können, bevor sie vorzeitig vom Tod abberufen wurden, hatten sich gewisse Leiter, darunter auch je-

ne, die in Neuengamme ihr Unwesen trieben, dazu bequemt, in ihrer Festung die Sonntagspause einzuführen. Ich befragte eines Tages meinen Vater darüber: «Was machten die Deportierten am Sonntag, wenn sie plötzlich arbeitsfrei waren?» «Zuerst mussten sie in ihren Schlafsälen aufräumen. Darauf irrten sie auf dem Versammlungsplatz umher und schwatzten laut miteinander. Die SS zog ihre Wache auf, schrie immer wieder jemanden an, den Schlagstock in der Hand. In dem grossen, wimmelnden Gehege war es unmöglich, irgendwo eine ruhige Ecke zu finden.»

Trotzdem bildete sich unter Verletzung des Reglements der SS mitten in dem Gedränge jede Woche ein Kreis von sieben oder acht Männern um Michel Hollard. «Es war nur ein Versuch, eine Andacht durchzuführen. Er wurde laufend vom allgemeinen Lärm gestört, aber auch von der Verständnislosigkeit der Mehrheit der Deportierten. Es trifft zu, dass unser kleiner Kreis nur diejenigen ansprechen konnte, die genügend Kenntnisse der französischen Sprache hatten.» «Worin bestand eure Besinnungsstunde?» «Es konnte keine Rede davon sein, eine richtige Predigt zu versuchen. Doch ich zitierte jeweils mit starker Stimme einen kurzen biblischen Vers. Zum Beispiel ‚Gott ist die Liebe‘, ‚Der Glaube kann Berge versetzen‘ oder ‚Gott ist mein Hirte‘. Daran fügte ich ein paar kommentierende Worte. Man bat mich zu beten. Darauf wetteiferte ich inmitten des Geschreis der Herumtreibenden mit lauter Stimme, indem ich zum Beispiel schrie: ‚Wir bitten den Himmel um die Heilung der Mutter von François, um Hilfe für die Familie von Jeannot, welche ohne Mittel dasteht‘ ...» «Haben die Wärter nie etwas davon bemerkt?» «Diese Art der Verständigung mitten im Stimmengewirr zog nicht viel Aufmerksamkeit auf sich.»

Alarmer wurden häufiger. Die SS hatte vor allem Angst davor, dass Bomben der Alliierten Breschen in die äussere Umzäunung des Lagers schlagen könnten. Wenn dann plötzlich noch Luftlandtruppen landen würden, hätten solche Öffnungen eine Massenflucht herbeiführen können. Daher beeilten sich die Wärter beim Auftauchen von gegnerischen Flugzeugen jeweils, die Gefangenen so gut wie möglich in Unterschlupfen einzusperren. Ihr Kontroll- und Überwachungssystem war jedoch er-

heblich geschwächt. So entdeckten während einer Bombardierung mehrere Deportierte, die sich in einen Keller begeben hatten, zu ihrer grossen Überraschung eine Gruppe von Kindern, deren Anwesenheit bisher geheim geblieben war. Die Gesichter von Buben und Mädchen im Alter von fünf bis zwölf Jahren starteten die Neuankömmlinge voller Entsetzen an. Aufmerksame Beobachter unter den Letzteren kamen zur Überzeugung, dass die Kinder medizinische Experimente hatten erdulden müssen.

Michel Hollard ging ein grosses Risiko ein, als er, nachdem er von der Neuigkeit erfahren hatte, anlässlich seiner wöchentlichen Versammlung inmitten der schnatternden Menge ausrief: «Unsere Gedanken sind bei den Benjaminen dieses Kerkers, von denen wir befürchten, dass sie in verbrecherischer Weise in Versuchskaninchen verwandelt wurden!»

Später erwies sich diese Befürchtung tragischerweise als begründet. Nach Monaten geheimer Tests an kleinen jüdischen Opfern, durchgeführt vom Zentrum für wissenschaftliche Versuche des Reichs, litten diese an wachsenden, nicht wieder rückgängig zu machenden Beschwerden. Beim Näherkommen der alliierten Armeen im Frühling 1945 wurde die Gruppe von Kindern überstürzt evakuiert. Bei pausenloser Bombardierung wurden die Kleinen in einem Durcheinander von Befehlen und Gegenbefehlen nach Hamburg überstellt. Ihre Peiniger beförderten sie in den Keller einer stillgelegten Schule, wo sie betäubt wurden, damit man sich ihrer schlafenderweise entledigen konnte. Die SS sorgte dafür, dass auch die Zeugen dieser Verbrechen ausgemerzt wurden. Die vier Mitglieder der medizinischen Überwachungsgruppe – zwei französische Ärzte und zwei holländische Sanitäter, alles Deportierte –, die mit der Begleitung des Kindertrupps beauftragt worden waren, wurden gehängt. Aber die britische Gerichtsbarkeit spürte die Verbrecher auf. Sie gestanden ihre Untaten und wurden im April 1946 zum Tod verurteilt. (Das Drama der Versuchskinder ist im Detail geschildert im historischen Bericht von General Pierre Brunet: «Die Märtyrer von Neuengamme», Verlag Tallandier 1975.)

Schwimmendes Grab

Beim grossen Kriegsverbrecherprozess in Nürnberg versuchten einzelne Kommandanten von Konzentrationslagern, die Schuld unter dem Vorwand von sich zu weisen, sie hätten ein vertrauliches Telegramm ihres Ministers, des Reichsführers SS Heinrich Himmler erhalten. Die Botschaft, so bestätigten sie, hätte folgende Anweisung enthalten: «Kraft Führerbefehl darf kein Lagerhäftling lebend in die Hände der Feinde fallen.»

Gegen Mitte April 1945 hörten die Zwangsarbeiter von Neuengamme zum ersten Mal Kanonendonner. Diese Detonationen waren für sie natürlich eine reiche Quelle der Hoffnung. Aber auf der anderen Seite bewirkte der Vormarsch der alliierten Armeen Panik bei den meisten Überwachern des Lagers und verschärfte deren Gereiztheit.

Für die grosse Mehrheit der Gefangenen erwiesen sich die Erwartungen als trügerisch. Die SS-Leute waren nicht in der Lage, ihre Verzweiflung zu beherrschen und zeigten sich daher noch brutaler als vorher. Ihre erste Reaktion war, die schwächsten Häftlinge in Güterwagen zu pferchen und in andere Lager zu verfrachten. Verschiedene Transporte setzten sich in Bewegung und rollten während Tagen mit reduzierter Geschwindigkeit fort. Sie folgten verschlungenen, unorganisierten und durch häufige Halte unterbrochenen Routen. Mehr als die Hälfte der Passagiere starben unterwegs an Durst, Hunger und Erschöpfung. Von den Überlebenden wurden viele in Bergen-Belsen vom Typhus weggerafft. Andere, deren Irrwege in Gardelegen (Sachsen-Anhalt) endeten, erlitten dasselbe Schicksal wie die Märtyrer von Oradour-sur-Glane; sie wurden in einer riesigen Scheune eingeschlossen, Strohbällen wurden rundherum aufgehäuft und von der SS angezündet.

Eine Ausnahme ist bekannt: Am Ende einer Irrfahrt mit der Bahn, dann zu Fuss und schliesslich zur See gelangte eine Gruppe von Deportierten, eingepfercht im Frachtraum eines Schiffes mit dem Namen «Rheinfeld», in den Hafen von Flensburg. Zwei Offiziersärzte der Kriegsmarine entdeckten die Unglücklichen bei einer Inspektion an Bord des Schiffes. Entrüstet über den beklagenswerten Anblick entschieden sich die zwei Praktiker, sie zu retten. Auf Intervention dieser zwei guten deutschen Samariter widersetzten sich Marinesoldaten den fanatischen, sturen SS-Leuten. In einem Scharmützel standen sich zwei deutsche Gruppen gegenüber. Die Marineleute obsiegten, und die Deportierten wurden einer dänischen diplomatischen Mission übergeben. Dieser gelang es, den Transport nach dem neutralen Schweden zu leiten, wo sie bis zur Heimkehr in ihre Heimatländer gepflegt wurden. So erzählt die Geschichte des Zweiten Weltkriegs von wundersamen Rettungen; darunter darf man auch die Befreiung von Michel Hollard einreihen.

Nach fünfzehn Monaten Gefangenschaft, davon drei Viertel in einem durch Hunger geprägten Lager, war er praktisch nur noch Haut und Knochen. Vor Magerkeit war er kaum mehr zu erkennen, doch dieser Umstand hatte weder seinen Mut noch seine Hartnäckigkeit beeinträchtigt. Die körperlichen Übungen, die er trotz allem jeden Morgen absolviert hatte, und seine geistige Aktivität hielten ihn in einem Zustand, der die Bewunderung seiner Kameraden weckte. Mehrere unter ihnen, welche die Freiheit wiedererlangten, anerkannten den bestimmenden Einfluss seiner beispielhaften Haltung und aufrichtenden Worte. Sie erklärten, dass sie ohne seine Demonstration von Energie nicht bis zur Befreiung durchgehalten hätten.

Der weitere Vormarsch der alliierten Armeen beschleunigte die vom Hauptquartier der SS verlangte vollständige Evakuierung von Neuingamme. Bevor sie den Ort verliessen, erhielt jeder Gefangene zu seiner Überraschung eine Überlebensration, welche das amerikanische Rote Kreuz an das Lager geschickt hatte. Da es sich um Lebensmittelkonserven von erstklassiger Qualität handelte, hatten sich zuerst die SS-Männer

diesen Schatz angeeignet. Weil sie in der überstürzten Situation nicht dieses ganze Manna mitnehmen konnten, hatten sie dann plötzlich die Haltung von scheinbarer Grossherzigkeit bekundet.

Zwischen dem 20. und 28. April 1945 wurden die noch dort weilenden rund zehntausend Deportierten in Viehwagen verfrachtet. Die langen Kolonnen traten ihre Reise an, ohne dass jemand aus der ganzen Menge der Transportierten die geringste Ahnung hatte, welches ihr Ziel war. Der Zug, in dem sich Michel Hollard befand, erreichte nach einem halben Tag eine grosse Agglomeration. Eine Tafel belehrte die Reisenden, dass sie in den Bahnhof von Lübeck einführen. Die Fahrt wurde fortgesetzt bis ans Ufer des Baltischen Meers, an einen Quai des Vorhafens von Travemünde. Mehrere Schiffe lagen dort vor Anker, immer zwei und zwei parallel nebeneinander festgemacht.

Einige Minuten lang wiegten sich viele Gefangene in der Illusion, dass sie bald mit dem Ziel Schweden auslaufen würden. Aber das unveränderte Verhalten der SS vertrieb diesen Traum rasch. «Schnell, schnell! Los, los!», schrien die Schergen und verteilten Peitschenhiebe, wobei sie hauptsächlich auf die Verwundbarsten einschlugen.

Die Menschenmenge musste auf die Brücke des ersten Schiffs steigen, eines offensichtlich ausser Gebrauch stehenden Seelenverkäufers, der als Verladesteg diente. Von dort führten schwankende Passerellen zur «Thielbeck», einem grossen Lastkahn, der fast ebenso baufällig war. Die in unüberschaubare Folgen von schmalen Gängen und steilen Treppen gedrängten Gefangenen wurden im Gänsemarsch in das Innere dieses zweiten Schiffs hineingetrieben.

Michel Hollard berichtete später: «Wir waren gegen zweitausend, die in den Bauch des Schiffes steigen mussten. Zuerst mussten wir uns einmal an die Dunkelheit gewöhnen, denn selbst am hellen Tag hatte es hier unten fast kein Licht. Mehrere Männer brachen aus Erschöpfung und infolge der schlechten Behandlung durch die Gefängniswärter zusammen. Aus Platzmangel wurden ihre Leichen in einer Ecke aufgehäuft. Man wartete, bis die SS-Leute, die den Auftrag hatten, sie ins Meer zu werfen,

sich dazu bequemten. Ständig gab es neue Tote; man holte sie aus dem Schiffsrumpf heraus, indem man ihnen ein Seil um den Leib oder um den Hals schlang. Während sie aus den Luken ins Freie gehoben wurden, baumelten sie dann manchmal noch lange vor den Augen der Lebenden. Ein grosser Metallbehälter diente als Latrine. Er überlief schon bei unserer Ankunft. Wenig später wurde er an die Decke aufgezogen. Um ihn abzutransportieren, musste man ihn durch eine Aufstiegs Luke auf den Schiffsaufbau hissen. Aber diese liess sich nicht öffnen, und der Behälter hatte die gemeine Idee, zu kippen und seinen Inhalt auf die armen Kerle auszuschütten, die sich auf der falschen Seite befanden ... Ich für meinen Teil konnte, angelehnt an eine Leiter in der Nähe, dem widerwärtigen Katarakt entrinnen.»

Michel Hollard war nicht in der Lage, die Dauer seines Aufenthalts in dem schwimmenden Kerker genau festzuhalten. Die Rekonstruktion der Ereignisse nach den Archiven der ehemaligen Kriegsteilnehmer ergibt, dass diese Periode zehn Tage umfasste. Die wenig zahlreichen Überlebenden riefen sich die Episode nicht gerne in Erinnerung.

Mein Vater gab schliesslich doch Antwort auf meine Fragen: «Womit habt Ihr euch in eurem Gefängnis im Schiffsbauch beschäftigt? Worüber hat man sich unterhalten? Die Gefangenen blieben doch nicht einfach leblos, unternahmen nichts ...?» «Oh doch, wir waren die meiste Zeit vollkommen benommen. Zu Beginn tauschte man noch einige Worte. So mussten wir nach dem Übelkeit erregenden Guss unsere Kräfte zusammenlegen, um die Exkremete, in denen wir endlos wateten, so gut wie möglich aufzuwischen. Der Morast war natürlich unerträglich, und die SS-Leute, die sich über den Zwischenfall vor Lachen nicht zu halten wussten, zeigten wenig Eile, uns Wassereimer und das nötige Putzwerkzeug zu reichen.» «Wie seid ihr gepflegt worden?» «Die vor der Schliessung des Lagers verteilten amerikanischen Rationen verlängerten unsere Überlebensaussichten um mehrere Tage. Unsere Freundesgruppe hatte sich organisiert, um den täglichen Verbrauch zu begrenzen. Gemeinsam

wurden für jeden wertvolle Rationen festgesetzt. Doch der Moment kam, da unsere Reserven erschöpft waren. Unsere Alltagskost beschränkte sich von da an auf die undefinierbaren Rückstände, die man uns zu bringen geruhte, und auch sie wurden immer seltener. Unsere Kräfte nahmen rasch ab.» «Die extremen Bedingungen haben dich wahrscheinlich gezwungen, deine Fitnessübungen zu unterbrechen?» «Aber nein! Da ich unter den Letzten war, welche im Schiffsbauch eintrafen, konnte ich einen Platz am Fuss einer Leiter besetzen. Dieser Aufgang stand über eine Luke mit dem Oberdeck des Schiffs in Verbindung. Ein paar Besatzungsmitglieder sowie die mit der Überwachung beauftragten SS-Leute benützten ihn regelmässig. Ihr Aufenthalt unter den Häftlingen dauerte einige Minuten, und in dieser Zeit blieb der Ausgang geöffnet. Ich profitierte sehr von diesen Gelegenheiten, um auf dem oberen Treppenabsatz Muskeldehnungen zu machen.» «Haben deine Nachbarn dich nachgeahmt?» «Ich habe sie dazu eingeladen, aber keiner folgte meinem Beispiel. Auf der senkrecht stehenden Leiter mit den weit auseinanderliegenden Sprossen hinaufzuklettern, erforderte recht grosse Kraft, und die meisten Männer waren erschöpft. Dazu kommt, dass ich meine Eskapaden oft mit Peitschenhieben bezahlen musste. Aber um diesen Preis konnte ich mein regelmässiges körperliches Training beibehalten und unerschätzbare frische Luft schnappen.» (Ein anderer Gefangener, der junge Phillip Jackson, stieg jeweils auf die gleiche Art auf die Brücke. Als das folgende Drama eintraf, hatte er gerade damit begonnen, was ihm das Leben rettete.)

Der Schiffsrumpf übertrug das Plätschern und die Motorengeräusche der im Hafen manövrierenden Schiffe. So hörten die Gefangenen um den 22. oder 23. April, wie ein anderer grosser Kahn auslief, der in der Nähe angelegt hatte. Man erfuhr später, dass es das ebenfalls in ein Gefängnis umgewandelte Frachtschiff «Athen» gewesen war.

Während der Zusammenbruch Deutschlands fortschritt, lag die «Thielbeck» ohne ersichtlichen Grund weiter am Quai. Doch eines Morgens bemächtigte sich der Schiffsbesatzung plötzlich eine ungewohnte Aufregung. Aus verschiedenen Richtungen hörte man ein Kreischen von

Seilrollen, Kabeln und Ketten, von draussen kam das Dröhnen von Motoren. Das Rätsel löste sich bald: Die Maschinen des Frachters waren schadhaft. Um dem abzuhelfen, hatte man zwei Schleppkähne zu Hilfe gerufen, welche ein Manöver zum Abtransport vorbereiteteten. (Michel Hollard realisierte nie, dass die Maschinen der «Thielbeck» nicht mehr funktionierten.)

Kanonendonner war immer mehr der Beweis dafür, dass die alliierten Truppen näher rückten. Warum machte sich der unausweichlich zur Flucht verurteilte Feind nicht aus dem Staub und überliess die Unglücklichen ihrem Schicksal? Diese Lösung wäre zu einfach gewesen, sie hätte Tausende von Zeugen in Freiheit gesetzt, welche die skandalöse Organisation der Haftbedingungen offenbart hätten. Das musste auf immer verhindert werden. Einige der Häftlinge realisierten die Situation genau. Sie hüteten sich, das Klarmachen zur Abfahrt als einen vielversprechenden Ausblick auf die Emigration zu interpretieren. Im Gegenteil sahen sie darin ein schlechtes Vorzeichen.

Am 30. April überwand Michel Hollard seine eigene Verzweiflung inmitten der stummen und niedergeschlagenen Menge im Halbdunkel des Schiffsbauchs und entschloss sich, das Schweigen zu brechen. Die um ihn versammelte Gruppe setzte sich vor allem aus Bekannten zusammen, darunter sogar seine treuesten Freunde. Weil er wusste, dass der grössere Teil dieses Kreises französisch sprach oder verstand, sagte er etwa Folgendes: «Kameraden, Brüder, wir sind von neuem im Aufbruch zu einem unbekanntem Ziel. Es ist klar, dass der Feind im Begriff ist, den Krieg zu verlieren, aber wir sind ganz seiner Gewalt ausgeliefert. Sein Scheitern, zu dem wir alle beigetragen haben, macht ihn gegen uns noch angriffiger und gefährlicher. Unter diesen Umständen müssen wir, noch mehr als während der früheren glücklichen Zeiten, Beweis unserer Energie und Seelenstärke ablegen. Vielleicht teilt ihr nicht alle meine christlichen Überzeugungen. Doch eure Anwesenheit hier, inmitten dieser Hölle, ist die offensichtliche Folge des Kampfes, den ihr seinerzeit geliebt habt, um einem Ideal zu dienen. Ich schlage vor, dass alle, die sich

von diesen Worten angesprochen fühlen, eine Kette bilden.» Er machte das vor, indem er seine Hände nach links und nach rechts ausstreckte. Mit seinen Nachbarn bildete sich eine Reihe, die sich in Kurven von einer zur anderen Ecke rasch verlängerte. Als das geschehen war, fuhr der Redner fort: «Diejenigen unter euch, die eine religiöse Erziehung erhalten haben, wissen, dass Jesus gesagt hat: ‚Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.‘ (Matthäus-Evangelium 18,20. Auf dem Grabstein Michel Hollards im Friedhof von Gornières, im Hérault, ist dieser Vers eingraviert.) Bitten wir daher in unserer Verzweiflung unseren Herrn, über unseren Familien zu wachen, die eingepferchten Gefangenen – wie uns in diesen Schiffen – zu begleiten, und alle Opfer von Ungerechtigkeit und Barbarei zu beschützen ...» Zum Abschluss lud der Gelegenheitsprediger seine Mitmenschen ein, das Andenken an die als Märtyrer gefallenen Brüder und Schwestern stillschweigend zu ehren.

Die Zuhörer waren der Botschaft ihres Freundes mit glühender oder mindestens respektvoller Aufmerksamkeit gefolgt. Ein seltsames Schweigen folgte dem Augenblick. Nach ihrer Heimkehr bestätigte die Mehrheit dieser Gruppe, dass sie in diesem Moment ein ansteckendes Gefühl der Ruhe ergriffen hatte. Sie empfanden es daher nicht als grosse Überraschung, dass sich bald darauf Geschehnisse abspielten, die man sich bisher nicht hatte vorstellen können.

Vom Oberdeck her hörte man ein Knarren. Unerwartet öffnete sich die Luke, ein Strahl blendenden Lichts kam in die Höhle. Man hörte einen seltsamen Befehl, ziemlich unbeholfen in zwei Sprachen ausgerufen: «Diejenigen, die französisch sprechen, werden auf die Brücke gerufen!»

Obwohl es die Stimme des SS-Funktionärs vom Dienst war, hatte sie merkwürdigerweise etwas von ihrer Arroganz und üblichen Autorität der Person verloren. Aus Verlegenheit und Erschöpfung reagierten die betroffenen Gefangenen nicht sofort. Der SS-Mann, entschieden weniger bissig als üblich, erneuerte seinen Aufruf. Jetzt hatte Michel Hollard den Eindruck, der aussergewöhnliche Moment sei gekommen: «Vorwärts, ihr

Kerle!» rief er, «die Weisung, die uns hier zukommt, richtet sich an die Gemeinschaft der Frankophonen. Eine solche Exklusivität ist ohne Zweifel kein Zufall. Beeilen wir uns, dass wir von hier wegkommen!»

Da er merkte, dass das Besteigen der Leiter für einige eine allzu harte Prüfung bedeutete, schonte er seine Kräfte nicht, sondern reichte denen, die es nötig hatten, seine Hand. Er nahm es sogar auf sich, mehrere heftig zu schütteln, weil sie sich sonst nicht geregt hätten. Durch Nachzügler behindert, die er bei ihrem Aufstieg stützte, schlüpfte er gerade noch hinaus, bevor die Falltür endgültig wieder zuklappte. Sie fiel zum Schluss noch auf seinen Fuss, aber glücklicherweise nicht sehr hart.

Ohne dass sie wirklich wussten, was der Grund ihrer neuen Gruppierung war, fanden sich ungefähr hundertvierzig Männer im Freien wieder, alle von einer verrückten Hoffnung erfüllt. Diese Franzosen, Schweizer, Belgier und Holländer mit ihren hageren Gesichtern begannen nicht an ein Wunder zu glauben, bis sie das Benehmen der SS-Wärter bemerkten. Wie durch Zauberei waren diese sanft wie Lämmer geworden. Wohlwollend betrachteten sie nun ihre Opfer von gestern. Im Ordnungsdienst waren auch «graue Mäuse» eingeteilt. Hinter ihren Pulten sitzend befragten sie jeden Gefangenen einzeln und notierten seinen Namen. Für die Sträflinge, welche die SS nur mit ihrer Immatrikulationsnummer gekannt hatte, hatte diese Formalität den Wert einer Auferstehung. Bisher Sklaven, konnten sie kaum ihren Augen trauen; sie hatten den Eindruck, mit ihrem Namen zugleich ein wenig menschliche Würde zu gewinnen.

«Nach einem unendlich scheinenden Aufenthalt im schlimmsten Dreck, ohne sanitäre Installationen und primitivste Toilettenartikel, widerten wir uns selbst an. Wir warteten nicht darauf, dass uns Wasser zugeteilt würde, sondern stürzten uns auf die vom Regen auf der Brücke zurückgebliebenen Wasserlachen, um uns schon einmal etwas zu waschen», erzählte Michel Hollard. Die aus dem Gefängnis befreiten Sträflinge schienen bei ihren SS-Überwachern ein gewisses Ansehen gewonnen zu haben. Diese waren beinahe höflich geworden.

Sie leiteten die Gruppe über eine Passerelle auf den Quai. Die vorderhand noch vage Aussicht auf einen Auszug beflügelte die Weggehenden, sogar die Schwächsten unter ihnen mühten sich ab, dem Gang energisch zu folgen.

Nicht weit vom Frachtkahn entfernt war ein Viehwagen aus Neuengamme stationiert. Der Wagenboden war vollständig belegt durch herumliegende kranke oder verwundete Deportierte. Die Unglücklichen konnten von der hingebenden medizinischen Pflege eines der Ihren profitieren, des Doktors Sumner Waldron Jackson. Phillip, der eigene Sohn dieses Praktikers, war unter diesen Patienten. Doktor Jackson hatte früher eine hohe Stellung am amerikanischen Spital in Paris-Neuilly innegehabt. Er hatte Michel Hollard im Lager mehrmals getroffen. Die beiden Männer hatten aus der Entwicklung im Weltkonflikt ähnliche Schlüsse gezogen, sie empfanden Wertschätzung und Sympathie füreinander.

Als die Gruppe der Frankophonen näher kam, stand der Arzt Ausschau haltend auf der Treppe seines Lazarettwagens. Michel Hollard bemerkte ihn, löste sich von seinen Kameraden und eilte zu ihm, um ihm die immer noch unerklärlichen Umstände ihres Auszugs aus dem Schiff zu erzählen. Er kümmerte sich nicht um die Reaktion der SS, diese Wachhunde waren mittlerweile seltsam teilnahmslos geworden. «Sie haben in Paris gewohnt, Sie sprechen ausgezeichnet französisch, Ihr Platz ist fraglos bei uns», argumentierte er. Kommentarlos drehte der andere den Kopf zu seinen Kranken. Einige unter ihnen waren am Sterben. Traurig überblickte er das von allen Hilfsmitteln, sogar von Pritschen entblösste Lazarett, für das er sich sowohl moralisch als auch medizinisch verantwortlich fühlte. Seine Geste bedeutete «Auf Wiedersehen» oder «Adieu», eine Einladung an den Partner, sich allein der sich entfernenden Gruppe anzuschließen, solange es noch Zeit war.

Unter der Führung ihrer zurückhaltend gewordenen SS-Leute kamen die Deportierten zu einem prächtigen, weissen Frachter. Keiner unter ihnen konnte sich vorstellen, dass ihre zerlumpte Bande eines derart luxuriösen Schiffes würdig wäre. Sie glaubten zu träumen, als einer ihrer

früheren Begleiter sie auf den Schiffssteg führte und sich darauf zurückzog.

Der grosse Kahn war auf den Namen «Magdalena» getauft und hatte die Flagge mit den Farben Schwedens gehisst. Die ganze Mannschaft, angefangen mit Kapitän Lindberg, tat ihr Möglichstes, ihre Gäste aufzumuntern, zu pflegen, zu verwöhnen, kaum waren sie zugestiegen. Sie wurden auf verschiedene Speisesäle aufgeteilt, erhielten aber vorläufig nur eine leichte Verpflegung. Die Küchenchefs kündigten ihnen an: «Entschuldigen Sie uns für die Mittelmässigkeit Ihrer ersten Mahlzeiten. Aber haben Sie Geduld. Aus ärztlicher Kenntnis wissen wir, dass Ihr Magen, ausgehungert wie Sie sind, keine schwere Mahlzeit vertragen würde. Schweden will Ihnen die besten Genesungsbedingungen bieten, daher werden Sie sich während einiger Zeit mit wenig verlockenden Menüs und kleinen Portionen begnügen müssen.»

Trotz der bewegenden Freundlichkeit, die ihnen von den schwedischen Marineleuten immer wieder entgegengebracht wurde, blieben die Reisenden noch mehrere Stunden im Zweifel über die Wirklichkeit ihrer Befreiung. Diese Skepsis hatte ihren Grund auch darin, dass ein SS-Vorgesetzter jetzt noch dabei war. Obwohl er sich ruhig verhielt, erweckte er den Argwohn der Umstehenden. Dazu kam, dass auch nach dem Ablegen der «Magdalena» ein kleines deutsches Begleitschiff sie bis aufs offene Meer hinausbegleitete. Plötzlich hielt jedoch das skandinavische Schiff an. Die früheren Häftlinge sahen, wie ihr letzter Wärter eine Aussentreppe bestieg und in das Begleitschiff hineinsprang. Als bald nahmen die beiden Schiffe wieder ihren Kurs auf, aber von nun an in entgegengesetzter Richtung.

Als das Schiff des Feinds sich entfernte, schauten sich die Passagiere einen Augenblick lang verblüfft und fragend an, doch als klar wurde, dass das Boot für immer verschwand, brachen Jubel und Begeisterung aus. Auf Beifallsstürme und Hurrarufe folgte die Marseillaise. Nicht nur alle aus der Hölle Geretteten, seien sie Franzosen, Schweizer, Belgier oder Holländer, sondern auch ein schöner Teil der Schiffsmannschaft stimmte in die Hymne ein.

Von diesen Schiffsleuten erfuhren die wie durch ein Wunder Erlösten, dass sie ihr Heil vermutlich Graf Bernadotte, dem Präsidenten des schwedischen Roten Kreuzes und Repräsentanten der berühmten Familie französischer Abstammung verdankten. Diese berühmte Persönlichkeit bemühte sich schon seit Langem, so viele Gefangene aller Nationen wie möglich zu retten. Mit Diplomatie bot er den Autoritäten der SS-Hierarchie die Stirne. Der Schleier über seine geduldigen Verhandlungen wurde nie ganz gelüftet, höchstwahrscheinlich war die Befreiung der Frankophonen der «Thielbeck» Resultat eines Tauschgeschäfts. An Bord eines weiteren schwedischen Schiffes, der «Lillie Matthiesen», wurde eine von Ravensbrück herkommende Gruppe von Frauen aufgenommen. Diese Deportierten waren wahrscheinlich in den Genuss desselben Handels gekommen.

Den mit Verwundeten und Kranken überlasteten deutschen Spitälern mangelte es an Medikamenten. Das schwedische Rote Kreuz hätte sich demnach bereit erklärt, sie damit zu versorgen, unter der Bedingung, dass seine Schiffe nach Abladen der kostbaren Ware mit der grösstmöglichen Anzahl Gefangenen an Bord zurückfahren könnten.

Während die «Magdalena» Richtung Schweden dampfte und für deren noch benommene Passagiere liebevoll gesorgt wurde, spielte sich in der Bucht von Lübeck eine Tragödie ab. Bevor die «Thielbeck» sich anschickte, den Vorhafen von Travemünde zu verlassen, befahl die SS einer neuen Gruppe von Gefangenen, an Bord des Kahns zu gehen. Unter diesen befand sich Doktor Jackson mit seinen letzten Kranken aus dem Lazarett wagen, nachdem die meisten davon bereits gestorben waren.

Von zwei Schleppern gezogen, legte das Schiff mit den havarierten Maschinen nur einige Meilen entlang der Küste in Richtung des Hafens von Neustadt zurück. In der Nachbarschaft dreier anderer immobilier Schiffseinheiten ging es vor Anker. Alle diese Schiffe waren in Gefängnisse umgewandelt worden, in neue, improvisierte Ableger des Lagers Neuengamme. Zwei dieser Schiffe, die imposanten Ozeandampfer «Kap

Arkona» und «Deutschland», konnten mangels Treibstoff kaum mehr zirkulieren. Das dritte, der Frachter «Athen», war das einzige, das noch fahrtüchtig war: Es hatte als Zubringerschiff für die Gefangenen zu den grossen schwimmenden Gefängnissen gedient.

Gegen Mittag des 3. Mai 1945, als die «Athen» Richtung Neustadt fuhr, überflog ein Erkennungsflugzeug der *Royal Air Force* im Tiefflug die vier Schiffe. Mit mehreren Bordmaschinengewehren beschoss es die Schiffe, ohne dabei grossen Schaden anzurichten. Tatsächlich verrieten die Schiffe äusserlich mit keinem Anzeichen, dass sie in Gefängnisse umgewandelt worden waren. Aufgrund seines Erkundungsflugs schloss der Fliegerbeobachter daher, dass die Schiffe deutsche Truppen auf dem Rückzug enthielten, die den Alliierten, deren Auftauchen unmittelbar bevorstand, zu entrinnen versuchten. Zurück auf seiner Basis alarmierte der Pilot eine Staffel Jagdbomber, die sofort abhob und sich auf die Bucht stürzte. Die «Cap Arcona», die «Deutschland» und die «Thielbeck» wurden rasch tödlich getroffen, während die weniger beschädigte «Athen» in den Hafen zurückkehren konnte. Der Preis an Menschenleben erreichte sicher siebentausend an ertrunkenen oder verbrannten Gefangenen, wenn nicht mehr. Dazu kamen einige hundert deutsche Opfer, Angehörige der Kriegsmarine oder der SS-Brigaden.

Einige Häftlinge, die genügend gesund und geschickt waren, konnten die sinkenden Schiffe noch rechtzeitig verlassen. Anstelle der fehlenden Rettungsringe, die von den Deutschen vollständig entfernt worden waren, warfen die Gefangenen alles, was nicht untergehen konnte, über Bord: Türen, Tische, Holzwände usw., was immer sie herausreissen konnten. Darauf stürzten sie sich hintennach in das kalte Wasser. Viele versuchten, sich an die Beiboote anzuklammern, die alle voller Militär waren. Schläge mit Rudern und Bootshaken brachten viele zum Ertrinken. Andere verschwanden unter noch grausameren Bedingungen. Etlliche Beobachter sahen Schnellboote absichtlich auf die Schwimmenden zurasen, viele wurden von diesen überfahren oder durch die Schiffs-

schrauben verletzt. Andere, an dem Punkt, endlich das Ufer zu erreichen, dienten Gewehr- oder Maschinengewehrschützen als Zielscheibe.

Trotzdem gab es etwa dreihundert Überlebende vom Koloss der «Cap Arcona» und fünfzig Gerettete von der «Thielbeck». Von der «Deutschland», die weiter entfernt vom Ufer untergegangen war, kam kein Gefangener zurück. Die leicht beeinträchtigte «Athen» blieb mit tausendneuhundertneunzig Häftlingen in ihrem Schiffsbauch im Hafen von Neustadt. Die apathischen Männer stellten plötzlich eine ungewöhnliche Ruhe auf der Schiffsbrücke fest. Einer von ihnen fasste sich ein Herz, versuchte den Lukendeckel aufzustossen und fand ihn entriegelt. «Sie sind alle weg! Es lebe die Freiheit!», schrie er zur allgemeinen Verblüffung.

Tatsächlich hatten die SS-Leute und ihre Begleitung sich aus dem Staub gemacht, weil sie durch das plötzliche Erscheinen des ersten Panzerwagens der britischen Armee überrascht worden waren. Mit einem unbeschreiblichen Ausbruch von Enthusiasmus stürmten die früheren Gefangenen auf die leider sehr engen Ausgänge. Die englischen Soldaten konnten ihre Fassungslosigkeit nicht verbergen, als sie die ausgemergelten, zerlumpte Deportierten erblickten, von denen viele nur noch taumelten. Die Befreier unternahmen sofort das Notwendige, um diesen Gespenstern provisorisch die notwendige Pflege und menschenwürdige Nahrung zukommen zu lassen.

Gleichentags genossen die wie durch ein Wunder aus den sinkenden Schiffen Geretteten ähnliche Aufmerksamkeiten. Phillip Jackson entging dem Untergang, der seinen Vater in den Tod riss. Trotz seines schlechten Gesundheitszustands verlor er die Kaltblütigkeit nicht und überstand den Taucher in die kalte See ohne Schwäche. Mehrere Schlauchboote der Fliegerabwehr fuhren durch das Wasser, in dem er sich mit anderen Schwimmern befand. In aller Hast fischten die Bootsführer eine ganze Reihe von Männern auf, die sich in einer kritischen Situation befanden, ohne diese zuvor zu identifizieren. Stellten sie fest, dass es sich um Gefangene handelte, entschieden sie sich, ihrer zu entledigen, indem sie sie am nächsten Ufer abluden.

An der Küste gab es immer noch Bastionen von fanatischen und nervösen SS-Leuten. Mit Maschinengewehren mähten sie Gruppen von kaum gelandeten Ankömmlingen nieder. Zum Glück für einige Flüchtige setzte die fast gleichzeitige Ankunft der englischen Vorhut ihrem Albtraum endgültig ein Ende.

Phillip Jackson befand sich in einer Gruppe, die dem Trommelfeuer entrann. Er wurde von den Briten aufgenommen, zusammen mit anderen Geretteten von verschiedenen Punkten an der Küste. Ein englischer Offizier schickte sich an, die kleine Gemeinschaft von überlebenden Franzosen aus Neuengamme zu befragen, darunter waren der perfekt französisch sprechende Phillip Jackson sowie ein Ingenieur aus Paris namens Maurice Gacheny, der von der «Athen» freigekommen war. «Wir suchen einen Franzosen namens Michel Hollard. Er war lange Zeit im gleichen Lager wie Sie. Haben Sie ihn getroffen?» Maurice Gacheny fuhr auf: «Michel Hollard, natürlich kenne ich ihn. Er ist sogar einer meiner besten Freunde. Aber ich bin sehr beunruhigt, wir sahen uns letztmals im Lager. Daraufhin haben ihn die SS, so glaube ich, in die «Thielbeck» geworfen, das war vor etwa zwei Wochen. Wenn Sie etwas von ihm hören, danke ich Ihnen für die Auskünfte. Leider scheint mir die Chance, ihn wieder zu sehen, recht schwach, da das Schiff untergegangen ist.»

Phillip Jackson setzte ein und berichtete von den dramatischen Umständen, unter denen er sich aus dem Schiff hatte befreien können: «Ich befand mich gerade auf dem Oberdeck der ‚Thielbeck‘. Als sie zu kentern begann, war es mir gelungen, auf die Brücke zu klettern. Mein Vater blieb im Schiffsrumpf. Ich wollte ihm zu Hilfe eilen, doch anderthalbtausend Gefangene kämpften darum, den Ausgang zu erreichen. Nun sind sie fast alle tot, und mein Überleben ist ein Wunder. Was Michel Hollard betrifft, glaube ich, dass alle Hoffnungen, ihn wiederzufinden, vergeblich sind. Gegen Ende April lag ich verwundet und halb bewusstlos auf dem Lazarettwagen. Ich erinnere mich schwach, dass jemand mit meinem Vater sprach, ich glaube, das war Michel Hollard. Er sagte, wir hätten vielleicht eine Chance, gemeinsam in Freiheit zu gelangen. Aber unser Zustand war

nicht so, dass wir ihm folgen konnten. Am folgenden Tag hat uns die SS aus dem Eisenbahnwagen umquartiert in die Tiefen des Schiffes.»

«Ihre Anwesenheit und Ihr Zeugnis sind präzise, bewegend, und in Bezug auf Michel Hollard eher ermutigend», erklärte der Engländer. «Solange wir nicht wissen, was aus diesem Mann geworden ist, werden wir weiter forschen, und wir werden Sie orientieren. Sie müssen wissen, dass er für die Alliierten eine strategisch erstklassige Rolle erfüllt hat. Er war einer der Baumeister des Siegs, den wir nun praktisch erreicht haben.»

Als am 8. Mai 1945 offiziell der Frieden ausgerufen wurde, wusste die Familie Hollard nicht, ob der Abwesende noch am Leben war. In der Tat wussten sie gar nichts über seine Odyssee. Während in den Strassen von Paris die entfesselte Menge ausgelassen feierte, kreisten die Gedanken der Angehörigen unablässig um den Gatten und Vater, sodass niemand an der allgemeinen Freude teilnehmen mochte. Bereits am 25. August des Vorjahres waren die vordem vor Stolz aufgeblasenen deutschen Erbauer, zuvorderst die Offiziere, mit erhobenen Händen vor der brüllenden Menge defiliert. Die Medien hatten sich in langen Kommentaren über die nicht enden wollende Agonie des Dritten Reichs, jener Supermacht, die nach Hitler tausend Jahre lang die Welt dominieren sollte, verbreitet.

Sobald die Zentralstelle für den Empfang der heimkehrenden Deportierten eröffnet wurde, betätigten sich Yvonne und Francine Hollard – Mutter und Tochter – in der Empfangsequipe. Francine hatte inzwischen das Helferinnendiplom des Roten Kreuzes erworben. An der Empfangsstation im Hotel Lutetia, am *Boulevard Raspail* in Paris, trafen die ersten Ankommenden ein. Die grosse Mehrheit dieser ehemaligen Sklaven wiesen Spuren ihrer Leiden auf, physische sowie moralische. Sie waren erschreckend mager, etliche taumelten.

Ein Jahr vorher, als die Strafmilderung für gewisse Verurteilte bekannt wurde, wusste noch niemand in unserer Umgebung, was ein Konzentrationslager der SS wirklich war. Nicht ohne Zynismus hatte eine «graue Maus» von der deutschen Strafbehörde Yvonne Hollard mitge-

teilt, dass ihr Mann mit einem Gnadenerweis beglückt worden sei. Unsere Mutter hatte sich darauf vorgestellt, dass ihr Mann unter korrekten Bedingungen inhaftiert werde, wie das mit den 1940 gefangen genommenen Angehörigen der regulären Armee geschehen war. Als sie nun zum ersten Mal freigelassene Deportierte aus den verschiedenen Nazilagern trafen, erlitten die Betreuer einen enormen emotionellen Schock. Sie bemühten sich, das nicht zu zeigen, und erwiesen den Ankommenden warmherzige Hilfsbereitschaft. Gleichzeitig blieben ihre persönlichen Nachforschungen vergeblich. Die uns aus den befreiten Lagern zukommenden Nachrichten über die Zahl der Toten waren erschreckend und führten dazu, dass die Hoffnungen schwanden.

Allerdings kam niemand von den im Hotel Lutetia eintreffenden Heimkehrern aus dem Lager Neuengamme. Die Erklärung dafür lieferte ein vom Schicksal Gesandter: «Ich heiße Maurice Gacheny. Vorgestern verließ ich den Norden Deutschlands. Am 3. Mai entrann ich der Seekatastrophe in der Bucht von Lübeck. Die SS hatte Tausende von Deportierten im Rumpf von vier Schiffen eingesperrt, von denen drei untergegangen sind. Die meisten meiner Kameraden sind tot, ich befand mich im einzigen Kahn, der dem Schiffbruch entging. Hier muss ich eine dringliche Nachricht an die Familie eines Mitgefangenen aus Neuengamme weiterleiten, aber leider kenne ich deren Adresse nicht. Vielleicht können Sie mir helfen, mein Kamerad heißt Michel Hollard.»

Seine Frau war zuerst wie betäubt. Dann zuckte sie zusammen und rief aus: «Michel Hollard ist mein Mann. Ich bin tief beunruhigt und befürchte, was Sie mir sagen wollen. Aber selbst wenn die Nachrichten schlecht sind, will ich sie sofort erfahren.» «Fassen Sie sich, Frau Hollard, Ihr Mann ist gesund und sicher, nachdem er oft mit knapper Not dem Tod entronnen ist. Noch vor Kurzem wäre er fast ertrunken, aber jetzt ist er an einem sicheren Ort. Allerdings werden Sie ihn nicht sofort wiedersehen, denn er ist in Gesellschaft anderer Überlebender und sollte sich mittlerweile in Schweden befinden. Dieses Land hat ihn gerettet. Dort werden die ehemaligen Gefangenen gepflegt und umsorgt, bis sie

wieder in gutem Zustand sind. Diese Glückspilze werden respektabler sein, wenn sie zurückkehren, als ich.» Die überwältigte Fragerin nannte den Überbringer einen Boten des Himmels. Er vervollständigte seinen Bericht über die kürzlich geschehenen Ereignisse und erzählte von seinem Zusammentreffen mit dem englischen Offizier an der baltischen Küste. Dieser hatte ihn, wie versprochen, über die Einschiffung Michel Hollards und seiner Kameraden französischer Sprache an Bord der «Magdalena» informiert.

Die Gattin wollte immer noch mehr hören von diesem Überbringer guter Nachrichten. Sie begann zu strahlen wie früher und lud ihn für den folgenden Tag zum Essen mit ihren drei Kindern ein. Maurice Gacheny liess sich nicht lange bitten. Obwohl er noch bleich und abgemagert war, sprach er lebhaft, und es gelang ihm sogar, eine Prise Humor in seine schlimmsten Erinnerungen hineinzubringen. Zu Beginn gab er uns endgültig Sicherheit über die baldige Rückkehr seines Freundes Michel Hollard, für den er ebenso viel Bewunderung wie Zuneigung aufbrachte. Dann machte er uns erschauern, als er ein paar der barbarischen Taten der SS beschrieb, deren sie sich während all der Jahre schuldig gemacht hatten.

Dem Besuch Maurice Gachenys folgte am nächsten Tag derjenige eines britischen Diplomaten. Dieser war beauftragt, Yvonne Hollard zwei Nachrichten zu übermitteln. Zuerst kündigte er ihr an, dass ihr Gatte problemlos im Hafen von Trelleborg, im Süden Schwedens, an Bord gegangen sei. Darauf informierte er sie über einen Beschluss Seiner Majestät, des Königs von Grossbritannien: Der französische Held werde mit dem Kreuz des *Distinguished Service Order* ausgezeichnet, dem höchsten Orden Grossbritanniens zur Ehrung einer ausländischen Person.

Die Reise an Bord der «Magdalena» über rund zweihundert Kilometer hatte nicht weniger als drei Tage gedauert. Das Meer war mit Minen verseucht, weshalb das Schiff langsam fuhr und jeden Abend vor Anker ging. Auf ihrer Reise sahen die Passagiere deutsche Schiffe, deren Flaggen auf Halbmast hingen. Die Erklärung dafür erhielten sie erst nach der

Ankunft in Schweden: Der Führer, Adolf Hitler, hatte am 30. April Selbstmord begangen.

Am Landesteg von Trelleborg erwartete sie eine Delegation des schwedischen Roten Kreuzes. Zwei Deportierte waren während der Überfahrt an Typhus gestorben; die Ärzte trafen die nötigen Massnahmen, um eine Epidemie unter Kontrolle zu halten. Mehrere Kranke mussten sofort hospitalisiert werden.

Damen vom Patronatskomitee, geschützt durch Masken und spezielle Überkleider, widmeten dem Rest der Gruppe ihre Aufmerksamkeit. Zuerst wurden all die Männer unter Anwendung von Desinfektionsmitteln ausgiebig geduscht. Darauf verschafften sie allen neue Wäsche und neue Kleidung, die alten Lumpen wurden verbrannt. Weil noch nicht alle Ansteckungsgefahren behoben waren, hielten es die verantwortlichen Ärzte für notwendig, ihre Gäste während weiterer zwanzig Tage unter Überwachung zu halten, um eine Ansteckung der Bevölkerung zu verhindern.

Die Neuankömmlinge verbrachten die Zeit der Isolierung in einem geschlossenen Bereich. Die Botschaft Frankreichs übermittelte ihnen in dieser Zeit nebst einer Grussadresse Schreibmaterial und besorgte die Weiterleitung der Briefe, die die von Schweden Eingeladenen unverzüglich an ihre Familien schickten. Michel Hollard zweifelte allerdings an der Schnelligkeit des diplomatischen Wegs. Er hatte einen zweiten Brief geschrieben und zugeklebt, mit einem Stein beschwert und auf die Strasse hinaus vor die Füsse eines Passanten geworfen. Der las den Brief auf, hob den Kopf und bemerkte den Werfer, der hinter einem Fenster einen Karton mit der Aufschrift POST hochhielt und mit den Händen Zeichen für ein Flugzeug machte. Beide Sendungen kamen an, aber die erste, diejenige über den offiziellen französischen Kanal, kam zehn Tage später!

Als die Mediziner sicher waren, dass keiner ihrer Patienten mehr ansteckend war, wurden sie in einem Erholungszentrum auf dem Land untergebracht, in einem Dorf namens Stenjöholm. Wie Fürsten behandelt, liessen sich die früheren Sträflinge pflegen und verwöhnen, bis sie sich zu zufriedenstellender Gesundheit erholt hatten.

Bis ans Ende seines Lebens hörte Michel Hollard nicht auf, seine Dankbarkeit an Schweden, und insbesondere an das Rote Kreuz dieses Landes, zu bezeugen, dem er sein Heil verdankte. Zwischen der Überfahrt von Travemünde nach Trelleborg an Bord der «Magdalena» bis zum Rückflug nach Frankreich erinnerte er sich immer wieder der sagenhaften Ferien, die «eine grosszügige Nation einer Gruppe von Pestkranken» gewährt hatte.

Der Flug von Stockholm nach Paris erfolgte in Gruppen von zehn Passagieren. Michel Hollard, der nicht die geringste Vorzugsbehandlung suchte, wurde von seinen Kameraden bestimmt, vom ersten Transport nach Frankreich zu profitieren. Ein als hervorragend geltender französischer Repräsentant wollte diesen grossen Tag feierlich begehen und begab sich deswegen an den Stockholmer Flughafen. Mit einer überschwänglichen Ansprache redete er die vor ihm aufgereihten Patrioten an. Aber der Gründer von *Agir* wusste, dass er sich während der Feindseligkeiten durch ein opportunistisches und anpasserisches Benehmen gegenüber dem Feind ausgezeichnet hatte. Nach Beendigung seiner Ansprache kam der Würdenträger väterlich und mit selbstgefälliger Miene auf die Deportierten zu, um sie einzeln zu beglückwünschen. Als er vor Michel Hollard stand, nahm dieser eine Haltung offensichtlicher Gleichgültigkeit gegenüber den an ihn gerichteten Worten ein. Nach der Tirade, deren Heuchelei ihn aufregte, blickte der Widerstandskämpfer gegen den Himmel, hielt seine Arme hartnäckig am Körper und verweigerte diesem Hochstapler den Händedruck.

Die englischen Autoritäten wussten, dass ihr hoch geehrter französischer Verbündeter am Leben war und die schwedische Gastfreundschaft genoss. Sie hatten beschlossen, ihn nach Abschluss seiner Genesung in Empfang zu nehmen und wollten ihm vor seiner Rückkehr nach Paris einen warmen Empfang in London bereiten. Doch infolge eines Übermittlungsfehlers zwischen den britischen und den schwedischen Diensten musste der für die Begleitung des in London zu Ehrenden Beauftragte erfahren, dass das Flugzeug direkt nach Frankreich flog.

Am Tag der Rückkehr waren alle grossen Flughäfen in der Region Paris überlastet. Das Flugzeug wurde nach der Basis Villacoublay umgeleitet. Als es den Boden berührte, konnten die ehemaligen Sträflinge ihre Ungeduld nicht mehr beherrschen. Taub gegen die Anweisungen des Bordkommandanten standen sie alle zugleich auf und strömten zum Ausgang. Die verständnisvolle Hostess öffnete ihnen die Tür im Moment, als die Maschine anhielt.

Leider waren die überlasteten und schlecht informierten offiziellen Dienste nicht in der Lage gewesen, den Familien der Deportierten rechtzeitig Ort und Zeit der Landung bekanntzugeben. Die den Rückkehrern Lieben, welche sie nach so langer Zeit gerne umarmt hätten, erwarteten sie nicht am Ausgang.

Endlich auf dem Boden Frankreichs angekommen, sahen sich die Ankommenden einem neuen Problem gegenüber. Sie entstiegen zwar einem für die Zeit luxuriösen Transportmittel, aber in ihren Taschen hatten sie keinen Centime. Auf dem Büro des Flugplatzes stellte man ihnen zwar ein Telefon zur Verfügung, aber, um das Missgeschick voll zu machen, nach einem Jahr Verbannung erinnerte sich Michel Hollard nicht einmal mehr an seine eigene Telefonnummer. Und, seinen Vorschriften von früher entsprechend, waren seine Adresse und Telefonnummer nicht im Telefonbuch aufgeführt, sondern nur auf der roten Liste. Die Telefonistin im Auskunftsdienst war deshalb nicht ermächtigt, die vertrauliche Nummer bekanntzugeben. Sie war deswegen nicht weniger gerührt über die Situation, die ihr der Gesprächspartner schilderte. Er konnte ihr keinen Beweis seiner Gutgläubigkeit liefern, erhielt aber die Zusicherung, dass sie seine Botschaft an die Familie Hollard weiterleiten würde. Er bat die Angestellte, den Seinen anzukündigen, dass er im Laufe des späteren Nachmittags in Ivry-sur-Seine ankommen werde. Ein dem Personal der Flughafenangestellten zugeteilter Autobus würde ihn bei seinem Freund Alphonse Bottin, Direktor der Schokoladenfabrik Jacquin und Mitglied des Netzes *Agir*, abladen.

Die Telefonistin hielt Wort. Auf ihren Anruf hin machten wir – unsere Mutter, Francine, Vincent und ich – uns auf den Weg zum Treffpunkt.

Der Gatte und Vater war kurz vorher dort eingetroffen. «Der Augenblick unseres Wiedersehens war von einer ausserordentlichen Intensität. Die Schönheit und der Reichtum solcher Minuten entschädigen für Jahre auf den Galeeren», so wird er sich später darüber äussern.

Wiederaufleben

Die direkt aus Deutschland zurückgekehrten Deportierten, wie Maurice Gacheny, waren abgemagert und hatten hohle Gesichter. Wir erwarteten daher, Michel Hollard ebenso ausgemergelt wiederzusehen. Zu unserer grossen Überraschung schien er im Gegenteil etwas üppiger gepolstert als früher. Doch diese Korpulenz war nur vorübergehend. Trotz der klugen Vorschriften der schwedischen Ärzte hatten sich die Gäste der Schweden nicht genügend vor den Folgen ihrer schlecht kontrollierten Unersättlichkeit gehütet. Bald einmal hatten sie unter Verdauungsstörungen gelitten und hatten darauf als physische Reaktion überflüssige Pfunde zugelegt.

Sobald Michel Hollard sich dessen bewusst wurde, auferlegte er sich die nötigen Massnahmen. Mit Hilfe seines täglichen körperlichen Trainings erreichte er in Rekordzeit wieder seine athletische Verfassung von früher. Auf der anderen Seite konnte er sich aber nie mehr von gewissen Folgeerscheinungen physischer und moralischer Art befreien. Er ertrug deren Auswirkungen, ohne sich zu beklagen. Ebenso musste er, um nichts von den Worten seiner Gesprächspartner zu verlieren, sich so einrichten, dass diese immer auf seiner rechten Seite waren, also neben seinem unbeschädigten Ohr. Das linke hatte die verhängnisvolle Attacke durch den Stiefel des SS-Wärters nicht überstanden, der brutale Kerl hatte ihn als Sündenbock am Boden misshandelt.

Andere Misshandlungen hatten in seinem Gebiss Schäden hinterlassen, deshalb bemühte er sich, seine Lippen geschlossen zu halten, bis ihm ein Zahnarzt das Lächeln von früher wiederhergestellt hätte. Am Abend seiner Rückkehr nach Hause konnte er nur mühsam seine Ungeduld bändigen, sofort rief er einige seiner Kampfkameraden von früher telefonisch an. Er erreichte Robert Rubenach, Joseph Legendre, Madeleine Boulan-

ger und Henri Dujarier. Über Yvonne Hollard hatten diese vier Adjutanten die gute Nachricht schon drei Wochen vorher erhalten. Die Begeisterung war bei allen gross, als sie die Stimme ihres Chefs hörten.

Man entschied, bald zusammenzukommen, für das erste Mal nun ohne Gefahr einer feindlichen Störung. Dem einstimmigen Rat seiner Umgebung folgend, nahm der Zurückgekehrte einige Tage der zusätzlichen Erholung in Saint-Rémy-lès-Chevreuse, während seine früheren Mitstreiter die Mitglieder der Gruppe zusammenriefen. Das Treffen fand dort statt, wo die Verhaftung erfolgt war, im denkwürdigen *Café des Chasseurs* bei der *Gare du Nord*. Nur noch drei der vier Opfer, die dort seinerzeit in ihr Verderben gelaufen waren, konnten dabei sein, Jules Mailly hatte die Hölle der Deportation nicht überlebt. Das Netz zählte weitere Märtyrer. Robert Rubenach und Madeleine Boulanger, welche die Nachforschungen in der Hoffnung, alle deportierten Mannschaftskameraden aufzufinden, gemacht hatten, mussten vom Tod mehrerer Kenntnis nehmen. Weitere schlechte Nachrichten standen zu befürchten. Michel Hollard verlas die provisorische Liste der Verstorbenen und bat die Teilnehmer, ihrer in einer Schweigeminute zu gedenken.

Während der Feindseligkeiten hatte das Netz keinen Namen getragen. Hinterher beschloss man, diese Lücke zu schliessen. Das einfache Verb *agir*, das wir bereits früher verwendet hatten, kam dem Chef ganz natürlich über die Lippen. Im Einverständnis aller wurde beschlossen, weiterhin mindestens zweimal jährlich zusammenzukommen, wenn möglich am 5. Februar, in Erinnerung an die vierfache Verhaftung, und am 8. Mai, dem Jahrestag des Sieges.

Die ehemaligen englischen Kontaktpersonen in der Schweiz, O.P. (James Kruger) und Victor Farrell, waren nach England zurückgekehrt. Die beiden Offiziere setzten sich beim Kriegsministerium dafür ein, dass ihr französischer Freund bald in London empfangen und geehrt werde. Der Eingeladene war nicht gefasst auf die Begeisterung, die er wachrief. Noch erstaunter war er, als er erfuhr, dass der englische Kriegsminister entschieden hatte, die Dankbarkeit ihm gegenüber materiell abzugelten.

Von der ihm als Entdecker der VI-Waffe angebotenen Summe wollte er nichts für sich behalten, keinen Schilling. Trotz seiner prekären finanziellen Lage nach Beendigung der Anstellung beim *Secret Intelligence Service* entschied er, dass das unerwartete Manna unter die Witwen der für ihre Treue zu *Agir* gefallenen Agenten verteilt werde. Er versicherte: «Sie müssen mir glauben, dass ich der heute auf mir lastenden Verantwortung und der schrecklichen Verpflichtung, die sie mit sich bringt, bewusst bin. Was müssen die Witwen derjenigen, die nicht zurückgekommen sind, denken? Wir werden die Schuld, die wir ihnen gegenüber eingegangen sind, nie begleichen können.»

Bei der Rückkehr von London im Flugzeug wagte es der Passagier, den Navigator beim Einsteigen zu fragen, ob es möglich wäre, beim Überfliegen der Normandie die Überreste der Plattform der VI von Bonnetot-le-Faubourg zu besichtigen. Auf der Karte zeigte er ihm den Standort in der Nähe von Auffay, zwischen Dieppe und Rouen. Der Kommandant persönlich entgegnete, dass das vielleicht nicht so einfach sei. Doch da die Wettervorhersage gute Sicht versprochen habe, werde man das Möglichste tun, um dem Wunsch zu entsprechen. Die Fluglotsen erteilten dem Flugzeug die Ermächtigung, den Kurs leicht zu ändern. Ein paar kurze aber wertvolle Augenblicke konnte der Fluggast die Anlage besichtigen, deren Zerstörung er veranlasst hatte. Es waren nur Trümmer davon geblieben.

Am 5. Februar 1946, das heisst genau zwei Jahre nach dem deutschen Fischzug im *Cafe' des Chasseurs*, versammelten sich die Mitglieder von *Agir* erneut im Haus Nummer 176 des *Fauhourg-Saint-Denis*. Das nun als Verein konstituierte Netz wurde geleitet von Michel Hollard als Präsidenten, Victor Guerreau und Charles Jeanrenaud als Vizepräsidenten, Robert Rubenach als Sekretär und Joseph Legendre, Henri Dujarier und Madeleine Boulanger. Vor einem Publikum Ehemaliger, durchmischt von einer grossen Zahl Bewunderer, erinnerte der Präsident ein weiteres Mal an die Umstände des Auseinanderfallens der Gruppe:

«Wir begehen heute den Jahrestag einer Katastrophe. Während ich in diesem Café drei Freunde traf, um die Früchte ihrer Nachforschungen in Empfang zu nehmen, trat eine verführerische, skrupellose Abenteurerin an mich heran. Ich wollte sie wegdrängen, doch in dem Moment stürzte sich eine Meute von Inspektoren der Abwehr, ausgerüstet mit Pistolen und Handschellen, auf uns, denen sie als Köder gedient hatte. Schon vorher war über mehrere der Unsern eine ähnliche Katastrophe hereingebrochen. Und auch später traf das Unglück weitere. Unsere Verluste wiegen schwer. Gesamthaft trauert unsere Organisation um zwanzig Widerstandskämpfer. Ich bitte Sie, die Erinnerung an diese tapferen Soldaten ohne Uniform zu ehren. Ihre Namen sind Olivier Giran, Gaston Brogniart und Paul Moreau, gefallen durch Erschiessungskommandos; Jacques Bourouche, getötet während der Landemanöver als Führer der Befreier; Jules Mailly, Hilaire Racine, Alexandre Roman, Roger Cuénot, Etienne Giran, Alexandre Baumstein, Henri Chan, Robert Desnos, Jean Maiffret, Louis Maiffret, André Mandat, Étienne Mauchaussé, Louis Hénon, gestorben in der Deportation (dem Dichter Robert Desnos war es gelungen, beim Stab von General von Stülpnagel, dem Verantwortlichen für die Besatzungstruppen in ganz Frankreich, vertrauliche Unterlagen zu entwenden. Als der Fall bekannt wurde, wurde Desnos nach Auschwitz deportiert, später überstellt nach Buchenwald, Flossenburg und schliesslich nach Terzin in Tschechien. Er starb dort am 8. Juni 1945, das heisst nach der Befreiung, an Typhus. Leider fanden Michel Hollard und Robert Desnos nie die Musse, sich über ihre gegenseitige literarische Passion zu unterhalten.); André Bouguet, René Ragondet, gestorben nach ihrer Rückkehr aus der Deportation; Pierre Pamard, gestorben in einem Hinterhalt während der Befreiung.»

Die *Fédération des amicales de réseaux de la France combattante* stellte kurz nach ihrer Gründung fest, dass sich einige verdächtige Personen unter die Widerstandskämpfer eingereiht hatten. Ausser einigen kleinen Gaunern oder Schurken, welche versuchten, ihre Schandtaten als Miss-

geschick von Widerstandskämpfern zu vertuschen, hatten echte Patrioten manchmal mit schwerwiegenden Taten gegen geltendes Recht verstossen. Angesichts mancher strittiger Ermittlungsakten erklärten sich die Gerichte nicht dafür zuständig. Sie verlangten, dass ein Komitee ehemaliger Widerstandskämpfer von einwandfreiem Hintergrund gegründet werde, welches die zweideutigsten Fälle überprüfen sollte. So entstand das Ehrengericht der französischen Kriegsveteranen. Der von seinen Kollegen dafür gewählte Michel Hollard trat der Kommission bei. Deren Tätigkeit war ehrenamtlich. Da er immer noch ohne bezahlte Anstellung war, musste er seine letzten Reserven angreifen. Einmal mehr hinderte ihn die Aussicht auf Entbehrungen nicht daran, seinen Opfersinn unter Beweis zu stellen. Das Ehrengericht wählte ihn zuerst zum Vizepräsidenten und bald darauf zu seinem Präsidenten. Diese Funktionen auferlegten ihm die Untersuchung einer Reihe von schwierigen Fällen, die rätselhaft und oft tragisch waren. Mit seiner gewohnten Hartnäckigkeit arbeitete er sich gründlich in die neue Berufung ein.

Die Arbeit mit dem Kriegsministerium in London war nun zu Ende. Er musste zwingend einen neuen Platz in der Welt der Industrie finden. In der vordem blühenden Unternehmung für Holzvergaser konnte er auf keine Lösung hoffen. Die Lastwagenchauffeure wollten nichts mehr von diesen unangenehmen Apparaten wissen, deren Eigenheiten und Schmutz sie in den Zeiten des Benzinmangels hatten ertragen müssen.

Ohne Anstellung, siebenundvierzig Jahre alt, körperlich beeinträchtigt: Der Überlebende aus Neuengamme stand vor einer neuen Belastung. Er bewältigte sie dank einer glücklichen Bekanntschaft, die er im Rahmen des Ehrengerichts machte. Nach einer Arbeitssitzung erzählte ihm ein Jurist, der in beratender Funktion mitwirkte, von den Schwierigkeiten, die eine Pariser Radio- und Elektronunternehmung lähmte. Das war eine Branche, in der Michel Hollard sich auskannte, weshalb er den Fall untersuchte. Sein Rat wurde als richtig befunden, und er wurde beauftragt, die Angelegenheit vorübergehend zu betreuen. Seine Dynamik weckte die

Aufmerksamkeit der Firma Westinghouse, Ausrüstung für Automobile, für deren Pariser Niederlassung ein erfahrener Ingenieur gesucht wurde. Die Stelle interessierte ihn, er hielt sich aber zurück, von seiner Auszeichnung als früherer Widerstandskämpfer Gebrauch zu machen, weil er der Meinung war, allein die berufliche Qualifikation sei in Betracht zu ziehen. Nach seiner Wahl stand er nun vor einer neuen, verspäteten Karriere.

An der neuen Stelle zeichnete er sich bis zu seinem altersbedingten Rücktritt trotz seiner physischen und psychischen Behinderungen aus. Sein Schlaf war häufig unruhig, gestört durch Alpträume, über die er im Allgemeinen weder berichten konnte noch wollte, höchstens, dass er gelegentlich kurze Andeutungen darüber machte. In seinem Unterbewusstsein tauchten Foltererlebnisse auf, im Wechsel mit Henkerszenen, es folgten Bilder von Unglücklichen im Todeskampf, eingesperrt in Viehwagen oder im untergehenden Schiffsrumpf.

So hässlich die wiederauflebenden Traumbilder waren, konnten sie dennoch auf die Dauer seine geistige Beweglichkeit und seine Moral nicht beeinträchtigen. Vor seinem neunzigsten Geburtstag war er immer noch in der Lage, Humor und Ernst zu vereinen, und erklärte mir einmal: «Eine heilige Sache geht nie auf Ewigkeiten unter. Was mich anbetrifft, habe ich so oft meine letzte Stunde herannahen sehen, dass ich schliesslich glaube, ich bin auf Aufschub abonniert.»

Michel Hollard kamen zahlreiche Bezeugungen der Ehrerbietung und der Bewunderung zu. In gewissen Kreisen von ehemaligen Widerstandskämpfern und der Armee verstand man allerdings die Unabhängigkeit und Eigenständigkeit des von ihm gewählten Weges nicht. Zwar war seine Beförderung in der Hierarchie der Reservetruppe der Armee gesichert, vom Grad eines Hauptmanns wurde er direkt zum Oberstleutnant ernannt. Doch konnte er nicht umhin festzustellen, dass man ihn als Einzelgänger behandelte, der sich aus freien Stücken dazu entschieden hatte, den Engländern zu dienen. Er musste die Gründe seiner Zusammenarbeit mit dem englischen Kriegsministerium immer wieder verteidigen, so sagte er sinngemäss:

«1941 machten die Umstände mich gegen meinen Willen zum autonomen Widerstandskämpfer, weil ich keinerlei Kontakt zu der in London von General de Gaulle geschaffenen Organisation hatte. Offen sprach ich etwas später darüber mit meinem englischen Korrespondenten in der Schweiz, dem Offizier O.P. des englischen Geheimdienstes. Ich bat ihn, meine Lage und meine Beweggründe zu verstehen, sagte ihm auch, dass es mir normal und richtig schiene, meine zukünftigen Ermittlungen einem Vertreter des Widerstands zu übergeben, der Verbindung hätte mit den französischen Exilvertretern in London. Darauf entgegnete mir der Brite höflich, dass er dafür volles Verständnis habe. Wenn ich diesen Kanal benützen möchte, könne er mir gerne die Adresse und die erforderlichen weiteren Angaben liefern. Er müsse mich allerdings darauf aufmerksam machen, dass die so weitergeleiteten Dokumente einen langen und riskanten Weg zurücklegen müssten, bevor sie im Hauptquartier der Alliierten einträfen. Mit ihrem eigenen diplomatischen Gepäck gehe das viel schneller und biete sicherlich auch mehr Sicherheit. Diese Vernunftgründe brachten meine Vorbehalte zum Schweigen. Ich sagte mir, dass ich da nicht mehr zögern durfte, denn es zählten einzig Schnelligkeit und Zuverlässigkeit der Übermittlung. Ich fuhr also damit fort, regelmässig Land und Berge zu überwinden, so rasch wie möglich, damit ich die Kontaktstelle des *Secret Intelligence Service* in der Schweiz direkt informieren konnte.»

An diesem Punkt möchte ich in der Geschichte weiter zurückblenden und an den berühmten Appell des Generals de Gaulle vom 18. Juni 1940 erinnern, der über Radio London ausgestrahlt wurde – ausnahmsweise in französischer Sprache. Obwohl die Zahl der Hörer dieser historischen Sendung geringer gewesen sein dürfte, als man vorgab, war die Neuigkeit eine Sensation und verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Weit über Europa hinaus wurde zur Kenntnis genommen, dass sich eine französische Stimme über die englischen Radiowellen hatte vernehmen lassen. Ein militärischer Chef hatte den Wagemut, diejenigen unter seinen Landsleuten, die nach London gelangen konnten, aufzufordern, sich den regulären Au-

toritäten in Frankreich zu widersetzen, um den Kampf unter seinem eigenen Befehl weiterzuführen. Damit prangerte er den Defätismus seiner Regierung offen an.

Am 28. Juni, das heisst zehn Tage nach der auslösenden Intervention des vom Schicksal gesandten Generals, anerkannten die Engländer ihn offiziell als den Chef des freien Frankreich. Einen Monat später erreichte die Zahl der unter seinem Lothringer Kreuz Eingeschriebenen circa siebentausend Männer (von General de Gaulle in seinen Kriegsmemoiren angegebene Zahl).

Am Tag nach dem Waffenstillstand vom 21. Juni 1940 glaubte die Mehrheit der Franzosen nicht mehr an einen Sieg der Alliierten. Aber die Ernüchterung hinderte zahlreiche Bürger nicht daran, ihrer Bewunderung oder bereits Anhänglichkeit, die der Chef im freiwilligen Exil bei ihnen erweckte, ohne Umschweife Ausdruck zu geben. Gelegentlich erfolgte das sogar in Anwesenheit der Besetzer. Viele Patrioten kamen auf Schliche, um dem allgegenwärtigen, dominierenden Feind zu schaden, weil sie ihm nicht offen trotzen konnten. Dem Beispiel Michel Hollards folgend, arbeiteten Anführer unterschiedliche Strategien für ihren geheimen Kampf aus. Einigen gelang es, mit dem *Bureau central de renseignement et d'action* (BCRA, Zentralstelle für Information und Handeln, eine 1941 in London gegründete Organisation, die dem Generalstab des Generals de Gaulle unterstand und beauftragt war, die über das ganze Frankreich zerstreuten Widerstandsbewegungen zu vereinigen) in Verbindung zu treten. Sie befassten sich damit, die Widerstandsgruppen, die sie erreichen konnten, in einer möglichst einheitlichen Struktur zusammenzufassen. So entstand der *Conseil national de la Resistance*, dessen erster Leiter Jean Moulin wurde.

Michel Hollard und seine Mannschaftskameraden hatten nie die Gelegenheit, in Verbindung mit dieser Gruppierung zu arbeiten. Die daraus entstehende Differenz zu anderen Widerstandsgruppen – so bedauerlich sie sein mochte – verhinderte vielleicht, dass dem Netz *Agir* eine ähnliche Katastrophe widerfuhr wie diejenige, die Jean Moulin das Leben kostete.

Aber nach Beendigung der Feindseligkeiten hatten die Mitglieder von *Agir* als unabhängige Widerstandskämpfer einige Probleme, als gleichwertig anerkannt zu werden wie ihre Gesinnungsbrüder, die zu den dem BCRA angeschlossenen Organisationen gehörten.

Im Laufe des Aufenthalts von General de Gaulle in London entstanden nicht zu vermeidende Spannungen zwischen seinem Generalstab und der britischen Führung. Zum Zeitpunkt, als diese Schwierigkeiten ihren Höhepunkt erreichten, lieferte das Netz *Agir* dem *Secret Intelligence Service* strategische Auskünfte von höchster Wichtigkeit. Empfind der Chef des freien Frankreich Verärgerung, als er erfuhr, dass diese Informationen aus französischer Quelle unter Umgehung seines Hauptquartiers direkt zu seinen englischen Gastgebern gelangten? Nachdem der Friede eingekehrt war, verlor er darüber kein Wort. Doch legte er nie eine gewisse Zurückhaltung gegenüber dem Gründer des Netzes *Agir* ab. Ich befragte meinen Vater darüber:

«Der *Ordre de la Liberation* (der französische Befreiungsorden) hat dich vergessen. Was ist von dieser Unterlassung zu halten?» «Meine geheime Tätigkeit hat sich selbständig abgespielt, wir hatten keine Verbindung zum BCRA, und wahrscheinlich wusste General de Gaulle damals nichts von uns. Ich hätte meine Pflicht gerne unter seiner Führung getan, aber strategische Überlegungen hielten mich davon ab. Nach meiner Rückkehr aus der Deportation habe ich mich dem Ehrengericht und der Suche nach einem Broterwerb gewidmet, ich hatte ja überhaupt kein Geld mehr. Bei den meisten Versammlungen der Vereinigungen und den offiziellen Auftritten der ehemaligen Kämpfer war ich nicht dabei. Da hat man mich halt, als Abwesenden, vernachlässigt...» «Hast du den General nicht aufgefordert, deine Agenten zu ehren?» «Doch, denn es war ungerrecht, dass sie im Schatten blieben. Ich hatte erreicht, dass den am meisten Verdienten unter ihnen höhere Auszeichnungen verliehen wurden. Eine entsprechende Veranstaltung sollte unter dem Vorsitz des Generals de Gaulle stattfinden. Brieflich unterbreitete ich ihm meinen Wunsch,

dass er meine wertvollen Kameraden in die Gruppe der Medailleneempfänger einbeziehen möge. Seine Antwort war negativ, er begründete sie damit, dass er nur Würdenträger dekorieren könne, die er persönlich ausgezeichnet habe.» «Trotzdem sind deine Mitkämpfer an grossen Feierlichkeiten dabei gewesen. Was dich betrifft, so hast du wertvolle Zeichen der Dankbarkeit erhalten, sowohl vom Vereinigten Königreich als auch von französischen Stellen.» «Schon vor meiner Verhaftung hat mir die Botschaft Grossbritanniens in der Schweiz eine Ehrung dieser Art angekündigt.» «Nach der ganzen stürmischen Zeit hat dir König George VI. den *Distinguished Service Order* verliehen (der DSO ist die höchste Auszeichnung, die Grossbritannien ausnahmsweise Ausländern zugesprochen hat. Michel Hollard erhielt sie gleichzeitig mit Marschall Leclerc). Dazu bist du Träger einer eindrucklichen Reihe von französischen Orden (die wichtigsten davon das Kreuz des Kommandanten der Ehrenlegion, das Kriegsverdienstkreuz 1914-1918, das Kriegsverdienstkreuz 1939-1945, die Rosette des Widerstands).» «Das ist richtig, und diese Auszeichnungen freuen mich wirklich. Doch ich hoffe, dass ich der Selbstgefälligkeit entgehe, die auf diese Medaillenträger lauert.» «Du hast diese Ruhmestitel tausendmal verdient.» «Nichts ist durch Grossspürigkeit je grösser geworden!»

31. Kapitel

Der vom Schicksal gesandte Vetter jenseits des Rheins

Michel Hollard kannte seine Grossmutter väterlicherseits, Jenny Bernus, gestorben 1877 im Alter von fünfunddreissig Jahren, nicht. Die vorzeitig verchiedene Ahnin war eine Deutsche, in Frankfurt geboren. Sie hatte es verstanden, die Wertschätzung und Sympathie ihrer neuen Familie zu gewinnen und gleichzeitig die gute Verbindung zu ihrer Verwandtschaft zu bewahren, die durch die Feindseligkeiten des Kriegs von 1870 getrennt war. Zur Erinnerung an die Vorfahrin hatten die Eltern Michel Hollards ihre erste Tochter Jenny getauft. Von der Seite seiner Mutter her, der Familie Monod, bestanden ebenfalls internationale Verbindungen. Doch die Zeit und die räumliche Distanz schienen alle diese blutmässigen Verzweigungen ausgelöscht oder zum Vergessen gebracht zu haben.

1988 erhielt ich jedoch zu meinem grossen Erstaunen einen Brief aus der kleinen bayrischen Stadt Starnberg am See. Der Absender, Ernst von Bressendorf, stellte sich als entfernter Cousin und passionierter Genealoge der Familiengeschichte vor. Seine auf Beweise abgestützten Forschungen wiesen nach, dass er, wie die Hollards und die Monods, vom bedeutenden französischen Historiker Paul de Rapin-Thoyras, geboren 1661 in Castres (Tarn), gestorben 1725 in Wesel (Rheinland), abstammte. De Rapin-Thoyras war seinerseits ein Spross einer angesehenen Familie, die bis auf Karl den Grossen zurückging. Aus Frankreich hatte er wegen seiner Zugehörigkeit zur calvinistischen Religion nach dem Edikt von Nantes fliehen müssen. Er war Offizier, Pädagoge, Gelehrter, Polyglott, der fliessend sieben Sprachen sprach, hielt sich in Holland auf, danach in England und landete schliesslich in Deutschland, wo er sich mit seiner zahlreichen Familie endgültig niederliess.

Die Arbeiten des Familienchronisten zeigten, dass die Eltern Michel Hollards, Auguste Hollard und seine Gattin Pauline Monod, beide Abkömmlinge von Paul de Rapin-Thoyras waren. Zeit ihres Lebens hatten sie aber keine Kenntnis über ihre entfernte Verwandtschaft, wussten auch nichts davon, dass hochgestellte ausländische Personen dazu gehörten. Um nur eine berühmte Person zu erwähnen: Graf Ferdinand von Zeppelin, der die Welt mit seinen Fesselballonen faszinierte.

Cousin Ernst von Bressendorf wurde 1917 in Leipzig geboren, wo er literarische, technische und künstlerische Studien absolvierte, darunter auch Gesangskurse am St.-Thomas-Gymnasium, dem durch den Kantor Johann Sebastian Bach bekannten Institut. In seinem Brief verhehlte der Verwandte von jenseits des Rheins seine militärische Vergangenheit nicht. 1939 einberufen und in ein Genieregiment der Wehrmacht eingeteilt, war der junge Soldat als Leutnant Instruktor im Geheimdienst geworden. Als Spezialist der Telekommunikation, und auch wegen seiner recht guten Kenntnisse der französischen Sprache, wurde er im Januar 1944 Leiter der militärischen Telefon- und Telegrafendienste in der Region Paris.

Er schrieb mir, er kenne und bewundere vorbehaltlos die heroische Episode meines Vaters. Er befürchte, dass dieser wegen der erlittenen Leiden nicht viel Sympathie für Deutschland und die Deutschen empfinde. Die Einstellung des Grossteils seiner deutschen Landsleute habe sich aber seit 1945 geändert. In meiner Antwort versicherte ich, dass Michel Hollard trotz der Qualen und Misshandlungen während der Deportationszeit keinen Groll gegen das deutsche Volk habe. Wenig später hielt sich der entfernte Cousin in Frankreich auf und wir konnten ihn kennenlernen. Dabei erfuhr ich vom überraschenden Ende seiner militärischen Aktivität.

Er erzählte mir, dass er in der Zeit vor der Befreiung den Übermittlungsdienst des Generals Dietrich von Choltitz, des Gouverneurs von Gross-Paris, kontrollierte. Sein Büro befand sich im Hotel Meurice an der *Rue de Rivoli*. Am Abend des 22. August 1944 hätten sie nur noch über eine einzige Linie verfügt, denn das ganze übrige Netz sei zerstört

oder besetzt gewesen. Plötzlich sei über diesen einzigen intakten Kanal eine verschlüsselte Botschaft aus Berlin eingegangen.

«Als ich fertig war mit Dechiffrieren, war ich konsterniert. In der Hand hielt ich das Dokument, nach dem auf Führerbefehl die schönste Stadt der Welt zerstört werden sollte. Die Pflicht verlangte von mir, das augenblicklich dem General zu übermitteln. Die zur Sprengung der Brücken und Bahnhöfe, zur Vernichtung der wichtigsten industriellen Anlagen, der Zerstörung des Eiffelturms und weiterer Prestigemonumente bestimmten Equipen warteten auf den endgültigen Befehl, sich an die Arbeit zu machen. Ich war mir der Ungeheuerlichkeit einer solchen Tat bewusst. Da mein eigenes Verantwortungsgefühl mitspielte, war ich hin- und hergerissen. Der durch einen verrückten Tyrannen angezettelte Krieg nahm eine Wendung, die jeden Tag katastrophaler wurde. Ich liebte Frankreich, an das mich familiäre Bande hielten. Es schien mir klar, dass die Ausführung dieses schändlichen Befehls die Aussöhnung unter den beiden Ländern während Jahrhunderten verhindern würde. Es war zwanzig Uhr. Die Strassen waren überfüllt von einer aufgeregten Menge. Ich wusste, dass die gegnerischen Panzer sich der Hauptstadt näherten. Nach einer halben Stunde der Ratlosigkeit entschloss ich mich, die Depesche während der Nacht bei mir zurückzuhalten. General von Choltitz erfuhr erst am nächsten Morgen gegen neun Uhr davon, und Sie wissen, dass sie toter Buchstabe geblieben ist.» (General von Choltitz wird gelegentlich als Wohltäter dargestellt, weil er Paris wissentlich die Zerstörung erspart habe. Andere Historiker glauben, dass die Hauptstadt ihr Heil dem Zusammenbruch der deutschen Kräfte verdanke, der durch aufständische Franzosen während des Vormarsches der alliierten Befreier verursacht worden sei. Jedenfalls muss die Initiative des Leutnants von Bressendorf als plausibel in Betracht gezogen werden.)

«Waren denn die technischen Equipen der Wehrmacht im Moment, da Ihnen der entschlüsselte Text in die Hände fiel, wirklich in der Lage, dies nicht Wiedergutzumachende durchzuführen?» «Sicher ist, dass sich die Einheiten der Besatzungsarmee nicht mehr frei bewegen konnten,

denn der französische Widerstand beobachtete und bekämpfte sie mittlerweile offen. Das wirkte sich auf die Moral eines Teils unserer Truppen aus, auch wenn andere sich in ihren Extremismus verbohrt. Indem ich die Übermittlung des Telegramms verzögerte, hoffte ich, dass es nachher zu spät sein werde, die üble Aufgabe durchzuführen. Ich weiss jedoch nicht, welche Zeitmarge den Bombenlegern noch zur Verfügung stand.» «Sie haben die letzte Nachricht aus dem Hauptquartier Hitlers um etwa dreizehn Stunden zeitversetzt an Ihren Vorgesetzten weitergegeben. Sicher wird Michel Hollard begeistert sein, zu hören, dass dieser Entschluss von einem seiner Verwandten, dessen Existenz er damals nicht kannte, gefasst worden war. Sie irren sich, wenn Sie denken, dass er in seinem Herzen Feindseligkeit oder Rachegefühle gegen Ihr Land oder Ihre Landsleute hege, obwohl er zu jener Zeit in einem Konzentrationslager inhaftiert war und misshandelt wurde. Auch wenn er immer noch an Beschwerden leidet, sind ihm solche Gefühle beinahe unbekannt. Im Übrigen hat die deutsche Kultur immer seine Bewunderung erweckt. Zweifellos bewahrt er einige Züge vom Erbe seiner Grossmutter, die vor seiner Geburt gestorben ist. Er wäre empfänglich für einen Brief und sogar einen Besuch Ihrerseits.»

Der Gesprächspartner hatte sehnlich gehofft, einen Kontakt mit meinem Vater herstellen zu können, doch hatte er nicht gewagt, die Initiative dazu zu ergreifen. Mein Dazwischenkommen erleichterte die Erfüllung seines Wunsches. Ein brieflicher Austausch ging ihrem ersten Zusammentreffen voraus, das am Wohnsitz von Michel und Yvonne Hollard stattfand. Es ist denkbar, dass sich die beiden schon früher einmal in der Gegend um Paris begegnet waren, doch der Mann des Widerstands hatte natürlich jeden Kontakt mit Uniformträgern vermieden. Fünfundvierzig Jahre nach der Umwälzung waren sich die beiden ehemals Kriegführenden vom ersten Augenblick an sympathisch. Sie vermieden die offensichtlich bitteren Erlebnisse und entdeckten eine erstaunliche Übereinstimmung in ihren literarischen und künstlerischen Interessen.

Vorgängig hatte ich meinen Eltern von der Episode mit dem Telegramm aus Berlin erzählt, das unerledigt in den Taschen unseres Cousins geblieben war. Michel Hollard war offensichtlich von diesem Bericht fasziniert und erklärte von Bressendorf: «Wenn es wahr ist, dass Sie absichtlich die Übergabe dieses schändlichen Befehls verzögert haben, dann war Ihr Verhalten dem unseren verwandt.» Worauf der entgegnete: «Im Vergleich mit Ihnen bin ich nur ein Floh neben einem Löwen.»

Letzter Akt

Ende der achtziger Jahre wurde eine Delegation der *Association des Français libres* durch Ihre Majestät, die Königinmutter Grossbritanniens, an ihrem Wohnsitz im Lancasterpalast empfangen. Michel und Yvonne Hollard waren unter den Eingeladenen. Nach der Rückkehr nach Frankreich erzählte mein Vater von diesem Treffen:

«Wir hatten uns dort aufgestellt, wo die Königinmutter vorbeikommen musste. Das entsprach einem Wunsch meiner Frau, die darauf brannte, den berühmten Hut mit Stickereien, den Ihre freundliche Majestät höchstwahrscheinlich tragen würde, von nahem zu sehen. Dieser Wunsch wurde über jedes Erwarten erfüllt. Als die Hoheit sich uns näherte, fiel ihr Blick sofort auf die Medaille des *Distinguished Service Order*, die mich das Protokollsekretariat auf meine Kleidung zu heften gebeten hatte. Die Dame hielt vor mir an und ich sagte ihr: ‚Majestät, die Verleihung dieser seltenen Auszeichnung verdanke ich König George VI.‘. Sie antwortete mir in perfektem Französisch: ‚Dann sind Sie also Oberst Hollard! ‘ Ich war sehr beeindruckt. General Jean Simon, der unsere Gruppe führte, hatte die Szene mitverfolgt. Neugierig geworden, kam er zu uns und fragte: ‚Wissen Sie, Majestät, dass Ihr Land es Oberst Hollard verdankt, dass es von den V2-Raketen verschont worden ist?‘ Die Wahrheit gebot mir, seine Behauptung zu berichtigen. ‚Entschuldigen Sie, Herr General, aber was die V2 ist, weiss ich nicht einmal genau. Ich habe mich damit begnügt, unsere englischen Freunde über die VI zu informieren, das war sechs Monate, bevor diese Ungetüme Schaden anrichten konnten. ‘ Worauf die Königinmutter zu meinem Einwurf zustimmend mit dem Kopf nickte und präzisierte: ‚Es war übrigens nicht die V2, die uns so schlimm beeindruckte, denn diese ist glücklicherweise erst zu spät aufgetaucht. Am meisten Opfer hat die VI gefordert. Wären wir nicht

ziemlich frühzeitig vor dieser Bedrohung gewarnt worden, hätten wir nicht die notwendige Vorsorge treffen können, wahrscheinlich wäre kein Haus in London stehen geblieben! ‘.»

Trotz der Verschlimmerung der Folgen seiner Odyssee überwand der alte Widerstandskämpfer dank seiner Willenskraft Beschwerden und Behinderungen stillschweigend. Kein Hindernis lenkte ihn je von seinen Pflichten ab, und es traf ihn sehr, als die Altersbarriere seiner Arbeit brüsk ein Ende machte. Nebst der psychischen Bedrängnis, die der erzwungene Rücktritt bei diesem aktiven Mann auslöste, traf ihn auch dessen materielle Seite. Überaus vertrauensvoll und idealistisch, aber nicht vorausschauend hatte er als Ingenieur für verschiedene Firmen gearbeitet. Wegen der Kriege hatte es immer wieder Unterbrüche gegeben. Auf Aufforderung der Sozialdienste versuchte Yvonne Hollard, den beruflichen Lebenslauf ihres Gatten nachzuvollziehen. Doch dieser hatte den Grossteil der Belege dafür verlegt. Offensichtlich konnte er seinen Anspruch auf eine unvergleichliche Vergangenheit als ehemaliger Widerstandskämpfer nachweisen, aber mit entwaffnender Vergesslichkeit kümmerte er sich nicht darum, ob die sozialen Garantien auch für seinen Fall anwendbar seien. Ohne sein Wissen musste mein Bruder Vincent die sich aufdrängenden nötigen Abklärungen beim zuständigen Ministerium vornehmen. Darum erfuhr der Oberstleutnant Hollard bald darauf mit offizieller Post zu seiner grossen Überraschung, dass seine Unterlagen über die militärische Pensionierung – wovon er gar keine Kenntnis hatte – in Ordnung befunden worden seien! Darüber hinaus fand Vincent einen Weg, dass unseren Eltern eine schöne Wohnung zur Verfügung gestellt wurde.

Noch überwog das energische Temperament des aus Neuengamme Befreiten, doch wohl oder übel zwang ihn seine Verfassung zum Ausspannen; sonst hätte er sich wohl weiterhin zur Arbeit gezwungen, ohne auf seine Gesundheit Rücksicht zu nehmen. Und obwohl er sein Möglichstes tat, um immer vollständig auf der Höhe zu bleiben, verrieten ihn

gewisse Fähigkeiten, die durch Torturen und Anstrengungen während der Deportationszeit beeinträchtigt worden waren, immer häufiger. Die unerwartete und unerwünschte Pensionierung erlaubte ihm jedoch mehr als früher, die Tätigkeit seiner Nachkommen zu verfolgen. Daher machte ihn die Liebe zur Musik zum passionierten Hörer und Kommentator meiner Konzerte. Einer der letzten Musikabende, an dem ich das Vergnügen hatte, meine Eltern unter den Zuhörern zu finden, fand am 13. März 1990 in der Kirche der Madeleine in Paris statt. Bei dieser Gelegenheit fanden sich ausnahmsweise die beiden Formationen, deren ständiger Leiter ich war – das Symphonische Orchester Tours und der Chor der Kapelle des Louvre – vereinigt für die Aufführung der «Neunten Symphonie» von Ludwig van Beethoven. Am folgenden Tag erzählte mir mein Vater, er habe zahlreiche Personen beobachtet, als sie das Haus verliessen. Sie schienen ihm durch die Anhörung des Werks verändert. Ihre ruhigen und strahlenden Gesichter schienen noch erleuchtet von der Musik. Es scheint mir ein gutes Zeichen für die Zukunft der Welt zu sein, dass die Ode an die Freude (der von Schiller übernommene Text im letzten Satz von Beethovens Symphonie) die Hymne der Nationen geworden ist.

Kurz darauf wurde Michel Hollard am Hüftgelenk operiert und musste danach an Krücken gehen. Weil auch Sicht- und Hörvermögen stark vermindert waren, trug er eine starke Brille und versuchte sich eine Zeitlang mit einem Hörgerät. Das verlor er allerdings bald und weigerte sich, es zu ersetzen. Die Behinderungen, unter denen er litt, beeinträchtigten jedoch seinen immer noch energischen und optimistischen Charakter nicht. Noch mit vierundneunzig Jahren verliess er nach morgendlichen Turnübungen und einer Dusche die Wohnung, um sich allein, täglich und bei jedem Wetter, dem Risiko der öffentlichen Strassen auszusetzen. Hundertmal bangten die Nachbarn, wenn sie den alten Mann auf seine Stöcke gestützt die Strasse überqueren sahen. Eine halbe Stunde später erschien er wieder auf dem Rückweg, mit *Croissants* im Arm für das Frühstück seiner Yvonne. Häufig brachte er ihr auch einen kleinen

Blumenstraus oder eine andere Überraschung. Wer immer sich nach seinem Wohlergehen erkundigte, dem gab er etwa zur Antwort, er danke für die Nachfrage. Er fühle sich weder alt noch krank. In Bezug auf seine Gesundheit habe er nichts zu bemerken. Ein inneres Feuer gab ihm diese zuversichtliche Antwort ein, denn er ertrug stillschweigend seine Beschwerden. Vor allem sein Sehvermögen verschlechterte sich laufend.

Im Frühling 1993 verliessen Michel und Yvonne Hollard Paris, sie wollten den Sommer in Gornières verbringen, in ihrem Paradies in den Cevennen. Meine Schwester Francine war vorausgegangen, um ihr altes ländliches Haus für den Aufenthalt vorzubereiten. Der ganze Weiler erwartete die berühmten Gäste, alle Bewohner hielten sich bereit, zu helfen, wo nötig. Der Aufenthalt begann also unter glücklichen Vorzeichen, und alles ging gut bis Ende Juni. Mit bald fünfundneunzig Jahren legte der Oberstleutnant noch beinahe jugendlichen Schwung an den Tag. Bei Tagesanbruch machte er unvermindert seine physischen Übungen, doch konnte er die Beschwerden nun nicht mehr verheimlichen. Er kontrollierte sein aussergewöhnliches Ungestüm nicht mehr ganz, was in seinem Umkreis wachsende Unruhe verursachte. Der von allen, ausser natürlich von ihm selbst, befürchtete Unfall ereignete sich Anfang Juli. Eines Morgens früh machte sich Francine daran, das Frühstück für die ganze Familie vorzubereiten, da fand sie den Vater der Familie im Esszimmer am Boden liegend. Er hatte das Bewusstsein nicht verloren und schien beinahe wie gewöhnlich. Er erklärte, dass er wahrscheinlich im Halbdunkel mit dem Fuss am Teppich eingehängt sei. Mit seinem üblichen Stoizismus ertrug er offensichtlich Schmerzen, ohne zu seufzen oder sich zu beklagen, erklärte nur, dass die durch den Aufprall stark beeinträchtigten Glieder ihm nicht aufzustehen erlaubten.

Die Ärzte von Ganges, der benachbarten Stadt, stellten fest, dass das Oberschenkelgelenk im Bereich der kürzlich operierten Stelle zersplittert war. Die Behebung des Schadens erfordere das Zusammenheften der Knochenbestandteile durch eine metallische Klammer. In der Klinik Saint-Louis verstand es der Verletzte, sich bei allen beliebt zu machen.

Liebenswert und mit heiterem Gemüt scherzte er mit Ärzten und Krankenschwestern. Der chirurgische Eingriff verlief unter guten Bedingungen, der aus der Narkose munter Aufgewachte schien auf dem besten Weg der Genesung. Weil die Heilung der wieder zusammengefügteten Knochenstücke eine ziemlich lange Hospitalisierung erforderte, wurde der fünfundneunzigste Geburtstag am 10. Juli im Spital gefeiert. Das gesamte Personal schloss sich der Familie an, um das doppelte Ereignis zu feiern. Man brachte eine mit Kerzen garnierte Torte, die der Rekonvaleszent persönlich für die Teilnehmer aufschnitt. Doch der Optimismus war leider verfrüht. Einige Tage später litt der Operierte unter Zirkulationsstörungen. Die unerwartete Verschlechterung schritt rasch voran. Am 16. Juli 1993 entschlief Michel Hollard im Beisein seiner Frau und seiner Tochter. Er verließ uns so, wie er seine wagemutigsten Leistungen vollbracht hatte: in der Zurückhaltung.

Epilog

Die Serie von Prüfungen, denen Michel Hollard unterworfen worden war, hatte seinen Charakter nicht verändert, auch wenn Alpträume ihn nachts während seines ganzen Lebens verfolgten. Einmal ernst, einmal heiter, auch bei seinen öffentlichen Reden, verlor er nie seine Spontaneität aus der Jugend. Verse aus seiner Feder beweisen das. Sie mögen hier folgen als Abschluss einer kaum vorstellbaren Geschichte, die aber doch vom Anfang bis zum Ende der Wahrheit entspricht.

Michel und Yvonne Hollard hatten zu ihrer grossen Freude eine lebhaftere Nachkommenschaft von neun Enkeln. Die ganze Gesellschaft kam oft zu Festanlässen bei den beiden Veteranen zusammen. Im Laufe einer dieser Zusammenkünfte verlangte der Patriarch – offensichtlich erfreut über die Anwesenheit seiner gesamten Nachkommen – Ruhe und ergriff das Wort:

«Ich habe ein kleines Gedicht gemacht», so sagte er ungefähr. «In jedem seiner vier Strophen tritt eine Person auf, welche einen schicksalhaften Schatz entdeckt. Schenkt mir einen Moment eure Aufmerksamkeit, damit mir erlaubt wird, euch dieses einfache Werk vorzulesen.»

LA BALLADEAU RABIOT – DIE BALLADE VON DEN RESTEN

(Rabiot, ein Mundartausdruck einerseits für Essensreste, aber auch für verbrecherischen Rationen-Entzug sowie für Dienstnachholung von Gefängnistagen.)

*La nuit s'approche lentement
Du fête de la tente frêle.
Devant un repas pris gaîment
Chacun puise dans sa gamelle.
Dans la marmite, une parcelle
Reste d'un excellent fricot.
On tend à nouveau son écuelle,
Et quelqu'un dit: «Y a du rabiot!»*

Langsam nähert sich die Nacht
vom Horizont des zarten Himmelszelts.
Vor der Mahlzeit schöpft sich jeder
freudig in seine Gamelle.
Im Kochtopf bleiben noch
Reste eines feinen Eintopfs.
Man reicht aufs Neue seinen Napf,
und jemand sagt: «Es hat noch Reste!»

*L'aube du jour, légèrement,
Vient nous effleurer de son aile.
Nous nous éveillons brusquement
Et songeons au lever... sans zèle!
Mais dans la rue, une tourelle
Égrène quatre coups bien haut;
Alors, refermant la prunelle,
Nous nous disons: «C'est du rabiot!»*

Leicht und flüchtig berührt uns
mit ihrem Flügel die Morgendämmerung.
Jäh erwachen wir
und denken ans Aufstehen – ohne Eile.
Von draussen schlägt die Turmuhr
laut die vierte Morgenstunde;
also schliessen wir die Augen nochmals
und sagen uns: «Es bleibt noch ein Rest!»

*Sur son banc dur, quand l'indigent
Rêve à sa misère éternelle,
Il se dit qu'il n'a plus d'argent
À chercher dans son escarcelle,
Et ce sentiment le harcèle!
Soudain, au pli de son tricot,
Un billet plié se révèle:*

Wenn der Geringe auf seiner harten Bank
über sein ewig währendes Unglück denkt,
sagt er sich, ich muss kein Geld mehr
in meinem Geldbeutel suchen,
und dieses Gefühl setzt ihm zu.
Plötzlich findet er im Pullover versteckt
eine gefaltete Note. Er denkt:
«Mein Gott, ich habe noch einen Rest!»

*Emprisonné par l'Allemand
Pour activité... criminelle,
J'étais au fatal châtement
Voué par une loi formelle,
Mais fus déporté sans un mot.
Je n'eus pas cette fin cruelle,
Et ma vie est demeurée, elle!
Un type a dit: «C'est du rabiot!»*

Von den Deutschen eingesperrt
wegen «krimineller» Taten,
wurde ich durch ein formelles Gesetz
verurteilt zu tödlicher Strafe,
doch dann deportiert ohne ein Wort.
Ich endete nicht auf diese grausame Art,
und das Leben ist mir geblieben.
Jemand sagte: «Der Rest ist geblieben!»

ENVOI

*Prince, la vie est encore belle,
Pour la quitter déjà, si tôt...
J'en prends encore une gamelle!
Oui, j'en conviens: «C'est du ra-*

NACHWORT

Dichterprinz, noch ist das Leben schön,
zu früh, es zu verlassen.
Ich nehme nochmals eine Gamelle davon.
Einverstanden: «Es hat noch einen Rest!»

BEILAGE 1

Bericht von Reginald Victorjones über die von Michel Hollard gelieferten Pläne der V1

Doktor Reginald Victorjones leitete von 1940 bis 1945 die wissenschaftliche Abteilung des Geheimdienstes der *Royal Air Force*. In seinem Buch «*Most Secret War*» (in den USA «*The Wizard War*») erzählt er, wie er über die mysteriösen gegnerischen Stationen informiert und dokumentiert wurde:

«Ich erhielt zwei detaillierte Pläne, einen über die Gesamtanlage der Installationen von Bois-Carré (siehe Kapitel 22 in diesem Buch), den zweiten über das Gebäude R, das heisst das entmagnetisierte Gebäude in dieser Anlage. Die beiden Pläne wurden ausgearbeitet... und geliefert durch ein Netz, dessen Chef der Franzose Michel Hollard war. Hollard, der mit unserer Botschaft zusammenarbeitete, hatte achtundvierzigmal die Reise (in die Schweiz) zurückgelegt, ohne je erwischt zu werden. Sein Netz war den Deutschen entgangen, weil er ohne Radioübermittlung arbeitete, während gleichzeitig grössere Netze gescheitert waren.

Hollard hatte von den Arbeiten für die Abschussrampen gehört. Daraufhin gelang es ihm, als Arbeiter verkleidet in die verbotene Umzäunung bei Bonnetot-le-Faubourg einzudringen. Sein Rapport brachte uns dazu, uns für die «Ski-Stationen» zu interessieren. (Die Piloten der RAF orteten diese Stationen dank des Profils der Startbahnen für die fliegenden Bomben, die vom Himmel aus gesehen wie schräg aufgestellte Skier wirkten.) Er brachte darauf einen seiner Männer, einen jungen Ingenieur namens André Comps, dazu, sich als Zeichner bei dem für die Bauarbeiten zuständigen Unternehmer anstellen zu lassen. Comps hatte einen Detailplan der Installationen gezeichnet – die Präzision dieses Plans wird ersichtlich, wenn man ihn mit den Fotos vergleicht, welche der fotografische Aufklärungsdienst erstellte. Er kopierte zudem den Plan des Gebäudes R, nachdem er ihn bei dem mit der Aufsicht über die Arbeiten zuständigen deutschen Ingenieur «ausgeborgt» hatte. Das war eine grossartige Leistung.

BEILAGE 2

Bericht von Richard Anthony Young über die von Michel Hollard gelieferten Pläne der VI

«*The Flying Bomb*» (Ian Allan 1978), das Werk von Richard Anthony Young, Ehemaligem der RAF und Radarspezialist, schildert die verschiedenen Phasen bei der Entdeckung der VI. Es stützt sich auf die Archive des unter der Führung von Lord Duncan Sandys stehenden Crossbow-Komitees des Kriegsministeriums:

«Anfang September 1943 begannen Agenten aus dem Norden Frankreichs Meldungen nach London zu schicken über eine neue Art von Installationen, die unter deutschem Kommando im Gebiet der Somme und der unteren Seine errichtet wurden. Einer dieser Berichte enthielt die Skizze einer Plattform aus Beton mit einer Rampe, mit einem Kompass in der Längsachse ausgemessen. Wir verdankten sie Michel Hollard, einem freiwilligen Agenten und Chef der *Resistance*, dem es gelungen war, als Arbeiter verkleidet in die Anlage von Bonnetot-le-Faubourg einzudringen, und dort mittels eines Kompasses die Richtung der Piste zu bestimmen, bevor er sich wieder nach Auffay zurückbegab, von wo er gekommen war.

Kurz darauf organisierte er eine Verbindung mit dem Büro der Basis von Bois-Carré, die in der Nähe von Abbeville liegt. Über einen jungen Ingenieur erhielt Hollard zwei Plansätze, welche die Installation und die Details der wichtigsten Gebäude aufzeigten. Der *Secret Intelligence Service* erhielt diese Dokumente zusammen mit einer Liste von acht benachbarten Anlagen am 28. Oktober.

Die in diesen Zeichnungen enthaltenen Auskünfte wurden bestätigt durch Flug E/463 (der RAF) vom 3. November, der aufdeckte, dass die Basis von Bois-Carré und vier weiteren von den uns bereits bekannten Vorrichtungen abwichen. Die Anwesenheit von gleichen Elementen bei allen Anlagen deutete an, dass es sich um identische Objekte handelte. Auf jeder dieser Anlagen war die betonierte Plattform auf London gerichtet.

BEILAGE 3

Die Entstehung der V1

Schon vor dem Ersten Weltkrieg, also in den Anfängen des Flugwesens, dachte sich der französische Offizier René Lorin das Funktionsprinzip eines Düsenbombers ohne Pilot aus. Die Schubkraft dieser Maschine lieferte das Triebwerk des Ingenieurs Georges Marconnet. Diese Erfindungen wurden zu jener Zeit als utopisch beurteilt.

Viel später und unter dem Druck der Ereignisse arbeiteten die deutschen Ingenieure Paul Schmidt und Robert Lusser an der Entwicklung derselben Idee. Ihre fliegende Bombe liess eine gewaltige Vernichtungskraft erahnen; sie wurde offiziell VI (V steht für Vergeltung) genannt. Die beiden wurden beauftragt, die Operation «Kirschkern» umzusetzen, Symbol für nichts weniger als die Vernichtung Londons unter einem Feuersturm.

Beschreibung

Der Apparat hat das Erscheinungsbild einer dicken geflügelten Zigarre, überragt von einer Antriebsdüse. Verschiedene Modelle folgten einander, leicht unterschiedlich in Dimensionen, Tragfähigkeit, Gewicht und Wirkung. Die wichtigsten Angaben und Kapazitäten dieses Kriegsgeräts entsprechen etwa folgenden Zahlen:

Länge: 7 bis 8 Meter

Durchmesser: 0,8 bis 0,85 m

Länge des Triebwerks (Antriebsdüse): 3,2 Meter

Flügelspannweite: 5,2 bis 5,4 Meter

Tragkraft an Explosionsmitteln: 800 Kilogramm

Treibstoff: 500 bis 600 Liter

Fluggeschwindigkeit: 650 Kilometer pro Stunde

Flughöhe: 800 bis 1'200 Meter gegen Flugende

Weiteste Reichweite: 250 Kilometer.

Antriebsprinzip

Die Verschiebung der Maschine zwingt ein bestimmtes Luftvolumen in die Düse des Verpuffungsstrahltriebwerks, öffnet eine Anzahl Ventile

und strömt in die Verbrennungskammer ein. Der eingespritzte Treibstoff bildet mit Sauerstoff ein Gemisch, das einen elektrischen Funken zündet. Die Explosion schliesst die Ventile und jagt das Gas heftig nach hinten. Wenn die Verbrennung vorbei ist, öffnen sich die Fenster von neuem unter dem Druck des Luftstrahls und der Prozess beginnt von neuem. Der Zyklus vollzieht sich etwa 45-mal pro Sekunde, mit einem fürchterlichen Dröhnen.

Zahlreiche Zeugen haben das Eintreffen am Bestimmungsort dieses Kriegsgeräts beschrieben. Ein plötzlicher Unterbruch in seinem Dröhnen kündigte den Beginn des Absinkens an und bezeichnete damit die für die Katastrophe vorgesehene Zone.

Nach Doktor R.V Jones, Chef des wissenschaftlichen Dienstes der RAF, forderten 2'340 VI in London 5'500 Tote und 1'600 Schwerverwundete. Die gleiche Waffe verursachte Schäden in anderen Städten, vor allem in Belgien. Aber nirgends schlug sie in genügender Zahl ein, um die von Hitler erhoffte Panik auszulösen.

BEILAGE 4

Abschussverfahren der VI

Die VI konnte nicht aus eigenen Kräften abheben. Ihre Antriebsgruppe – das Verpuffungsstrahltriebwerk – benötigte zu Beginn einen starken Luftstrom. Man musste dem Gerät daher zuerst eine genügend grosse Startgeschwindigkeit (mindestens 250 km/h.) geben, bis es selbständig fliegen konnte.

Die mehreren hundert Abschussrampen hätten ihr Vernichtungsprogramm weitgehend durchführen können, wenn die alliierte Luftwaffe sie nicht fast alle zerstört hätte. Die Engländer gaben dieser ersten Generation von Katapulten den Namen «Bois-Carré», nach der Station in der Nähe von Yvrench (Somme), deren Pläne sie aus den Händen von Michel Hollard und André Comps erhalten hatten. Dieser Typ der Plattform zum Katapultieren bestand aus einer Anzahl von Konstruktionen, auf einem mehr oder weniger rechteckigen Terrain von ungefähr 400 auf 250 Metern Ausmass. Ein Netz von betonierten Wegen führte zu vielleicht zehn Gebäuden, bestimmt für Lagerhaltung, Montage, Treibstoffversorgung, Regulierungssysteme, Steuerung und Startantrieb des Apparats. Ein entmagnetisiertes Gebäude, d. h. frei von Eisenmetallen, diente der Fixierung des automatischen Navigationssystems des Kriegsgeräts. In Wartehallen konnten zehn Apparate, einer hinter dem anderen, aufgestellt werden. Diese Hallen oder eher Gänge hatten eine Länge von etwa 80 Metern, abgeschlossen mit einer aufwärts gebogenen Kurve, sodass sie, vom Himmel aus gesehen, aussahen wie eine Skispitze. Diese Besonderheit diente dazu, im Falle einer Bombardierung die Druckwelle aufzufangen; sie half den Piloten der Alliierten, die Anlagen zu identifizieren.

Die pausenlosen Bombardierungen brachten den Gegner dazu, das Abschussverfahren zu ändern. In wenigen Monaten wurde eine grosse Zahl von neuen Rampen erstellt, die sowohl einfacher als auch besser zu tarnen waren. Die Alliierten bezeichneten die neue Generation von Katapulten als «Belhamelin», nach dem Weiler in der Nähe von Cherbourg, über den der Fotodienst der RAF einen Filmbericht machte.

Die Techniker der deutschen Luftwaffe arbeiteten mehrere Systeme aus, die VI ab Flugzeugen zu starten. Die Heinkel 111 eignete sich am besten für eine solche Operation, doch blieb das Verfahren unbedeutend.

BEILAGE 5

Pest und Cholera

Im Oktober 1939, als die deutschen Kolonnen begannen, Europa zu überrollen, hörte Hitler nur mit halbem Ohr auf die Informationen über neue Waffen, die im Experimentierstadium standen. Das Schauspiel seiner Truppen, die blitzartige Erfolge erzielten, berauschte ihn. Er war der Meinung, sie seien genügend ausgerüstet, um innert Kürze die ehrgeizigen expansionistischen Ziele zu erreichen.

Der Vertrag von Versailles vom 28. Juni 1919 nach dem Ersten Weltkrieg schränkte die künftige Wiederbewaffnung Deutschlands ein und kontrollierte sie peinlich genau. Seltsamerweise enthielt er keine Klausel gegen die technologische Entwicklung von Raketen. Diesen Bereich, der bald einmal immer weitere Horizonte eröffnen sollte, erachtete man damals als beschränkt auf schönes Feuerwerk für Volksbelustigungen und damit als völlig ungeeignet für Kriegszwecke. Heute, wo uns Bilder von Fernlenk Waffen mehr als vertraut geworden sind, verstehen wir kaum, weshalb die Verfasser des Vertrags den militärischen Anwendungszweck der Pyrotechnik vernachlässigen konnten, wurde doch diese Kunst schon von diversen Strategen der Antike angewendet.

Verschiedene deutsche Wissenschaftler bemerkten diese Lücke und verfehlten nicht, sie unauffällig auszunützen. Ihre Schriften regten die Berufung von Feuerwerkern an, häufig Amateuren, denen es bald gelang, Projektile zu bauen, die wesentlich stärker waren als die üblichen Vergnügungsraketen. Die Stadtverwaltung von Berlin stellte den Zauberlehrlingen des Himmels ein Gelände zur Verfügung, das bald unter dem Namen Raketenflugplatz berühmt wurde. Das deutsche Verteidigungsministerium schuf seinerseits im brandenburgischen Kammersdorf eine weitere Niederlassung für die Forschung über die Fortbewegung von Flugkörpern im Luftraum.

Diese Anlagen – die ersten ihrer Art – erwiesen sich bald als zu klein für Schiessversuche auf grosse Distanz. 1936 stimmte Hitler einer teuren Neugründung zu; an der Küste der Baltischen See entstand ein grosses Studienzentrum für ballistische Versuche. In Peenemünde auf der Insel

Usedom entstand eine eigentliche Stadt, reserviert für geheime militärische Industrien. Der vordem hauptsächlich von passionierten Jägern und Fischern besuchte raue und wilde Landstrich verlor mit einem Schlag seine Romantik und wurde zur hochmodernen Festungsanlage. Mehrere Fabriken und grosse Flächen wurden speziell bestimmt für Studien, Funktionstests und Fabrikation von verschiedenen Typen von weitreichenden Geschossen.

Die zwei wesentlichsten Typen von Raketen, die in diesem Umfeld entwickelt wurden, unterschieden sich beträchtlich voneinander. Der erste zeigte beim Abschuss beinahe vertikal himmelwärts und erreichte nach einer langen Kurve auf grosser Höhe sein Landeziel. Der andere war ein kleines, unbemanntes Düsenflugzeug; man bezeichnete es gelegentlich als Lufttorpedo.

Erst ab Ende 1941 zogen die Leiter des Reichs diese revolutionären Erfindungen ernsthaft in Betracht, nach Niederlagen mit bitteren Verlusten an Truppen und Material an den Fronten in Russland, Libyen und Ägypten. Diese Rückschläge brachten den bisher weitverbreiteten Mythos der germanischen Unschlagbarkeit nach und nach zum Verschwinden.

Trotz strengen Geheimvorschriften begannen Gerüchte über das Erscheinen von unschlagbaren neuen Waffen die Runde zu machen. Der Entscheid über den Rückgriff auf die neuen Kriegsgeräte fiel nach Arbeitssitzungen in den Winter- und Frühlingsmonaten 1942-43 auf der Wolfschanze. (Führerhauptquartier bei Rastenburg in Ostpreussen. Der Name kam vielleicht aus der romantischen Oper «Freischütz» von Carl Maria von Weber. In dem bekannten Werk schliesst der Held einen Pakt mit dem Teufel, wonach alle seine Kugeln, mit einer Ausnahme, unvermeidbar ihr Ziel erreichen.)

Hitler persönlich präsierte die Kommissionssitzungen, an denen abwechselnd die folgenden Würdenträger teilnahmen:

- Albert Speer, Rüstungsminister;
- Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht;
- Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtsführungsstabs;
- Hermann Göring, Reichsmarschall und Luftwaffenchef;

- Heinrich Himmler, Reichsführer SS;
- Hans Jeschonnek, Generalstabschef der Luftwaffe;
- Walter Dornberger, Generalingenieur der Armee, Verantwortlicher für die Basis von Peenemünde;
- Wernher von Braun, Chefindgenieur.

Die kritische Situation der deutschen Streitkräfte an verschiedenen Fronten brachte die Rivalitäten einiger der Verantwortlichen über die Anwendung der neuen Waffen nicht zum Verschwinden. Die Wehrmacht hatte ihr Auge auf die Rakete geworfen, an der die Ingenieure Wernher von Braun und Walter Dornberger arbeiteten. (Nach der Kapitulation Deutschlands hatte der hauptsächliche Entwickler der Rakete, Wernher von Braun, offensichtlich keine Bedenken, seine Kenntnisse den Siegern zur Verfügung zu stellen. In den USA widmete er sich dem Bau der Lenk- waffen und nahm später teil an der Entwicklung der Mondraketen.) Aber die komplizierte Steuerung dieses Projektils, die zahlreichen Unfälle, die es im Lauf der Versuche gegeben hatte, die horrenden Kosten und die schwer zu befriedigenden Treibstoffanforderungen hatten eine Anhäu- fung von Verspätungen zur Folge. An der Spitze der Luftwaffe setzte sich Reichsmarschall Hermann Göring dafür ein, dass prioritär die unbeman- nten Fliegerbomben übernommen würden, für welche er die Verantwor- tung hatte. Sofern die Abschussrampen fertiggestellt werden konnten, er- achtete man diese Maschine als kriegstauglich. Technische, ökonomische und persönliche Faktoren gaben schliesslich den Ausschlag, dass dies die erste Vergeltungswaffe wurde, daher der Name V1. Die Rakete, die später gebaut wurde, erhielt den Namen V2. (Die Bezeichnung V oder Vergel- tungswaffe scheint als Antwort auf das ‚Victory‘-Zeichen Churchills ge- wählt worden zu sein. Die Büros in Peenemünde arbeiteten gleichzeitig an einer Rakete mit einer Reichweite bis New York und Washington.) Auf der fliegenden Bombe ruhten nun also die Hoffnungen des Führers und seiner Berater, bis – sofern nötig – die Konkurrenzrakete in Aktion treten könnte.

BEILAGE 6

Würdigungen

Die Wegbegleiter aus der unseligen Kriegszeit zollten diesem Mann einhelliges Lob. Ich hatte die Möglichkeit, nach Friedensschluss Erinnerungen und Eindrücke einiger von ihnen zu erfahren.

Mehrere Male habe ich James Kruger erwähnt, den Delegierten des *Secret Intelligence Service*, damals unter der Abkürzung O.P. bekannt. Er erzählte mir: «Vom ersten Zusammentreffen an hatte ich vollständiges Vertrauen in Ihren Vater. Seine offene und bestimmte Art flössten mir Sympathie und Respekt ein. Die Wichtigkeit der von ihm gelieferten Informationen wuchs ständig bis zum Höhepunkt, der vollständigen Aufdeckung der teuflischen Maschinerie der V1. Diese Leistung beeinflusste den nachfolgenden bewaffneten Konflikt stark, doch sein Entdecker wurde in das Straflager verschickt.»

Die erwähnten Offiziere des Geheimdienstes der schweizerischen Armee gaben ihrer Bewunderung für den Reisenden von jenseits des Jura ebenfalls Ausdruck. André Gagneaux schrieb mir: «Er machte auf meine Kollegen und mich einen sehr starken Eindruck. Unser Generalstab hatte wenig Informationen über die Bewegungen der deutschen Truppen im besetzten Frankreich. Ich befragte ihn darüber, worauf er mir entgegnete, dass er, soweit die Alliierten darin keine Nachteile sähen, einverstanden sei, mir Auskunft zu erteilen. Doch bitte er um Verständnis dafür, dass das Hauptziel seines heimlichen Übertritts in die Schweiz sei, die Engländer zu informieren, die den vom Marionettenregime in Vichy aufgegebenen Kampf weiterführten. Ich tat mein Möglichstes, seinen Kontakt mit der Botschaft Grossbritanniens in Bern halbamtlich zu erleichtern. Von da an konsultierten wir ihn regelmässig. Natürlich waren die Unterlagen, die er aus Frankreich brachte, für den britischen Geheimdienst bestimmt, doch sie interessierten auch unsere eigenen Strategen. So war ich die erste Person in der Schweiz, die von einer Geheimwaffe erfuhr, die in der Nähe der Küste des Ärmelkanals aufgebaut wurde. Ich habe Michel Hollard an der Arbeit gesehen, und ich betrachte ihn als den mutigsten oder sogar aussergewöhnlichsten Mann, dem ich je begegnen konnte.»

Ich habe auch Jean-Pierre Grandy erwähnt, jenen anderen ehemaligen schweizerischen Offizier aus der kriegerischen Zeit, der im Juni 1941 dem französischen Widerstandskämpfer half. (Albert Grandy, der Vater des Offiziers, hatte eine leitende Stelle in einer mechanischen Fabrik in der französischen Gemeinde Verrières-de-Joux nahe der französisch-schweizerischen Grenze inne. Diese Fabrik diente den Mitgliedern von *Agir* bald als Drehscheibe im Transitverkehr. Willy Grandy, der jüngere Bruder des Offiziers, studierte in Paris. Er traf sich mit Michel Hollard und schloss sich seiner heimlichen Organisation an.) Fast sechzig Jahre später empfing mich Jean-Pierre Grandy in seinem Haus in Neuenburg. Der geistig rege Doyen rief die Erinnerung an den einzigartigen Besucher wach: «Die Energie und offensichtliche Rechtschaffenheit Michel Hollards erweckten in meiner Umgebung allgemeine Wertschätzung. Meine Kollegen und ich zögerten nicht, diesem Mann von grossem Mut bei der Erfüllung der gefährlichen Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, zu helfen.» Im Januar 1944 war der unter dem Pseudonym Thévenaz erwähnte Offizier Pierre Huser der letzte schweizerische Gesprächspartner des französischen Kämpfers, der sich dann eine Woche später im Netz der Gestapo verfangen sollte. Mehrere Jahre später fand Pierre Huser warme Worte, als er mir sagte, wie sehr er seinen Partner aus der kritischen Zeit geschätzt hatte: «Bei diesem Mann waren Qualitäten wie Klarheit, Einfallsreichtum, Ausdauer ebenso wie Hingabe und Herzlichkeit in einer sehr seltenen Kombination vereint. Die Leistungen, die er vollbracht hat, wären ohne eine solche Vereinigung von Eigenschaften nicht möglich gewesen. Er war eine einzigartige Erscheinung.»

Der Leser dieses Buchs kennt die von Joseph Brocard vollbrachten Brauurstücke, der seine Wärter täuschte, indem er aus einer Lücke seiner Lukarne im obersten Stock seines Gefängnisses sprang. Noch im Alter von achtundachtzig Jahren, trotz der Folgen seiner Verletzungen rüstig und verschmizt, lobte der Überlebende des Netzes *Agir* seinen Chef: «Für mich war Michel Hollard ein Gott gewesen. Ich habe mich daher an sein Beispiel gehalten. Das ging bis zum Tag, an dem ich ihn, ohne Re-

sultate, aber schwer verletzt, wieder getroffen habe. Wenn ich heute noch lebe, so verdanke ich es ihm und den Schweizern, die mich wie einen der Ihren gepflegt haben.»

Die Konzentrationslager waren eine Abscheulichkeit sondergleichen, doch hervorragende Personen sind aus ihnen ins Rampenlicht getreten. Die späteren Generale André Bouchardon und Pierre Brunet gehörten zu den aus Neuengamme geretteten Märtyrern. An Zusammenkünften ehemaliger Widerstandskämpfer ehrten sie ihren Mithäftling in Zeugnissen, aus denen ich hier zitiere. General Bouchardon: «Der durch die Schergen der SS mit ihren bevorzugten Folterwerkzeugen gequälte Michel Hollard sprach nicht. Er wurde darauf nach Neuengamme verbracht, wo ich die Freude hatte, ihn kennenzulernen. Durch seine Haltung in dieser Hölle zeigte er seinen Mut und eine beispielhafte Würde.» General Brunet: «Michel Hollard ist das Musterbeispiel dessen, was es brauchte für den endgültigen Triumph der Freiheit.»

Zu Beginn des Herbsts 1943 bemerkten die Bewohner der kleinen normannischen Stadt Auffay und deren Umgebung ein merkwürdiges Hin und Her der Besatzungsarmee in ihrem Gebiet. Später mussten sie erfahren, dass man bei ihnen die geheimnisvolle fliegende Bombe mit dem Namen VI entdeckt hatte.

1994 entschieden die Behörden von Auffay, den Platz vor dem Bahnhof der SNCF in ihrer Stadt auf den Namen von Michel Hollard zu taufen, hatte dieser doch von hier aus seine entscheidenden Entdeckungen gestartet. Die Einweihungsfestlichkeiten des Michel-Hollard-Platzes fanden am Samstag, 12. November 1994, unter der Leitung des Botschafters von Grossbritannien in Frankreich, Christopher Mallaby statt. In seiner Ansprache sagte der Diplomat wörtlich:

«Wir sind hier vereint im Gedenken an einen Mann, einen Mann von Prinzipien, einen Helden ... Michel Hollard hat während des Ersten Weltkriegs den Beweis seiner Tapferkeit und seiner Vaterlandsliebe erbracht, und während des Zweiten Weltkriegs hat er sich nochmals als wirklicher

Held erwiesen. Dieser Platz wird inskünftig den Namen dieses ausserordentlichen Mannes tragen. Er hat sein Leben der Verteidigung der Freiheit geopfert, der Freiheit in seinem wie in meinem Land. Für die Rettung Londons und für den Sieg der Alliierten hat er eine wesentliche Rolle gespielt. Unter Lebensgefahr hat er mehr als hundert Missionen für den britischen Nachrichtendienst in der Schweiz durchgeführt, indem er diesem Angaben von allerhöchster Bedeutung lieferte. Und gerade von hier aus, von Auffay, begann die Beendigung der schlimmen Drohung, welche mit der VI über London hing. Dank den von Michel Hollard gelieferten Angaben konnten mehr als hundert Abschussanlagen durch die alliierten Luftstreitkräfte vernichtet werden.

Heute ehren wir einen Mann, doch mit ihm zugleich seine Freunde, seine Agenten des Netzes *Agir* – nicht zu vergessen diejenigen, die nicht aus den Konzentrationslagern zurückgekehrt sind –, aber auch die Eisenbahner von Auffay, dank denen er die erste VI-Bombe entdecken und ausmessen konnte. Michel Hollard war ein Mann mit Güte, Mut und Prinzipien. Er wird weder in seinem noch in meinem Vaterland vergessen sein. Ich habe nun die Ehre, diese Plakette zu enthüllen und diesen Platz zu taufen: Platz Michel Hollard.

Wie kann ich in wenigen Worten die Reaktion meiner Landsleute auf die Leistungen von Michel Hollard schildern? Zu den zahlreichen französischen Ehrungen, die ihm zuteilgeworden sind, und die gerechtfertigt sind für den Mut, den er in zwei Weltkriegen bewiesen hat, ist Michel Hollard mit dem *Distinguished Service Order* geehrt worden für die Dienste, die er meinem Land während des letzten Weltkriegs erwiesen hat. Es ist noch fast nie vorgekommen, dass ein Nicht-Brite eine solche Auszeichnung verdient hat. Erlauben Sie mir, dass ich Ihnen vorlese, von welchen Worten die Ordensverleihung an den Hauptmann der Reserve Michel Hollard, in der Folge zum Oberstleutnant befördert, damals begleitet war. Sie sind bemerkenswert, sowohl in ihrer Kürze, als auch in ihrem *Understatement*, für das die englische Sprache so charakteristisch ist:

DISTINGUISHED SERVICE ORDER: CITATION

This officer in January 1942 organised and conducted, with the greatest skill and devotion for two years, a highly successful information service in favour of the Allied Cause in Northern France.

He, at great personal risk, reconnoitred a number of heavily guarded «VI» sites and reported thereon with such clarity that models thereof were constructed in this country which enabled effective bombing to be carried out.

His courage, devotion to duty and unsparing efforts were a constant inspiration to his team. Finally arrested in February 1944 by treachery, he was deported to Germany, from where, after severe privations and despite torture under which he revealed nothing, he succeeded recently in escaping.

Zitat zur Ordensverleihung, im Auftrag von König Georg VI. durch Dr. R.V. Jones, Chef des Geheimdiensts der RAF während des Kriegs, formuliert:

«Ab Januar 1942 hat dieser Offizier mit grösster Sachkenntnis und Hingabe während zweier Jahre einen erfolgreichen Nachrichtendienst für die alliierte Sache in Nordfrankreich organisiert und geleitet.

Unter grossem persönlichem Risiko hat er zahlreiche scharf bewachte VI-Standorte aufgedeckt und hat mit solcher Präzision darüber berichtet, dass man in diesem Land Modelle davon bauen konnte, welche die Wirksamkeit der Bombardierungen sicherstellte. Sein Mut, sein Pflichtbewusstsein, sein unablässiger Einsatz haben sein Team immer angespornt.

Infolge eines Verrats im Februar 1944 verhaftet, wurde er nach Deutschland deportiert. Er ist ihm gelungen, nach hartem Mangel und trotz Folterungen, unter denen er nichts preisgab, vor Kurzem von dort zurückzukehren.»

Ohne die von Michel Hollard gelieferten aussergewöhnlichen Informationen wären die Auswirkungen der VI-Angriffe auf London mindestens sechsmal schwerer gewesen, als sie es bereits waren, und hätten sechs Monate länger gedauert. Die Schäden wären katastrophal gewesen, die Anzahl der Opfer unzählbar. General Eisenhower hat gesagt, dass unsere Landung in Frankreich äusserst schwierig oder sogar unmöglich gewesen

wäre, wenn es den Deutschen gelungen wäre, diese Waffe sechs Monate früher zu perfektionieren und einzusetzen. Der Kommandant des dreissigsten Korps der britischen Befreiungsarmee, General Sir Brian Horrocks, hat mit vollem Recht gesagt, dass Michel Hollard buchstäblich der Mann ist, der London gerettet hat.

Ich war sechs oder sieben Jahre alt, als Michel Hollard zwischen Frankreich und der Schweiz pendelte. Ich erinnere mich genau an die Angst, welche die V1 verbreiteten, die in Grossbritannien einschlugen. Ich erinnere mich auch sehr gut an das Pfeifen, das sie beim Niedergehen von sich gaben. Tausende von Leuten wie ich verdanken ihr Leben diesem Mann und den Opfern der französischen Widerstandskämpfer. Tausende anderer wurden dank ihnen von Trauer und Leiden verschont. Ich bin hier, um den aufrichtigen Dank unseres Landes zu erneuern.»

Literaturverzeichnis

- Amoureux Henri, *La Grande Histoire des Français sous l'Occupation*, Paris, Robert Laffont, 1993
- Bailleul Laurent, *Les Sites VI en Flandres et en Artois*, Hazebrouch, 2000
- Brunet Pierre, General, *Les Martyrs de Neuengamme*, Paris, Tallandier, 1975
- Debuchy Victor, *Les Armes secrètes des nazis*, Paris, Page après page, 2003
- Dornberger Walter, General, *Peenemünde, die Geschichte der V-Waffe*, Frankfurt, Ullstein, 1995
- Dufour Norbert und Doré Christian, *L'Enfer des VI en Seine-Maritime*, Luneray, Bertout, 1993
- Engelmann Joachim, *VI – Die fliegende Bombe Fi 103*, Peenemünde, Dietrich, 1997
- Hassel Sven, *Liquidez Paris! Paris / Presses de la Cité*, 1968
- Jones Reginald Victor, *Most Secret War* London 1978 / in den USA unter dem Titel *The Wizard War*, Library of Congress
- Lapierre Dominique et Collins Larry, *Paris brule-t-il?* Paris, Robert Laffont, 1964
- Martelli George, *Agent Extraordinary*, London, Collins, 1960
- Martelli George, *The Man Who Saved London*, London, Collins, 1960
- Noguères Henri, *Le Suicide de la flotte française à Toulon*, Paris, Robert Laffont, 1961
- Rémy, *Vergeltungswaffen*, Genf, Idégraf, 1977
- Richardot Jean-Pierre, *Une autre Suisse*, Paris, Le Félin, Genf, Labor et Fides, 2002
- Young Richard Anthony, *The Flying Bomb*, London, Ian Allan Ltd., 1978

Dank

Mein geschwisterlicher Dank geht an die Mitglieder meiner Familie, deren Erinnerungen meine eigenen vervollständigt haben. Ich danke ferner der ASSVYA (*Association pour la sauvegarde du site de VI du Val Ygot à Ardouval, Seine-Maritime*), die mir die Benützung ihrer Dokumentation erlaubt hat. Für ihr Zeugnis und ihre Hilfe danke ich sodann folgenden Personen: Odette Allard, Paris; Nicole Berrard-Poncet, Mijoux (Ain); Jean Bonnet, Le Cerneux-Péquignot (Schweiz); Robert de Bosmelet, Auffay (Seine-Maritime); Roger Bramble, London; Michel Clement-Grandcourt, Dijon; Joseph Brocard, Gattières (Alpes-Maritimes); Pierre Clément, Les Ventes (Eure); Lady Duncan Sandys, London; François Delacroix, Bonnetot-le-Faubourg (Seine-Maritime); Familie Cuenot, Besançon, Morteau (Doubs) und La Chaux-de-Fonds (Schweiz); Norbert Dufour, Lintot-les-Bois (Seine-Maritime); Pamela Edwards, Borehamwood (England); Patrick Frigère, Mijoux (Ain); Pierre Gaiffe, Le Châteleu (Doubs); Gilbert Gaudinat, Noisy-le-Roi (Yvelines); François George, Paris; Jean-Pierre Grandy, Neuchâtel (Schweiz); Michel Guisan, Morges (Schweiz); Olivier Guisan, La Tour-de-Peilz (Schweiz); Jean-Paul Gros, Mijoux (Ain); Michèle Herzig-Rubenach, Paris; Charles Hirschy, La Brévine (Schweiz); Phillip Jackson, Enghien-les-Bains (Val-d'Oise); Alain Jaulmes, Massy (Essonne); Familie Lionnet, Machilly (Haute-Savoie); Sir Christopher Mallaby, ehem. Botschafter in Paris; Angus Martelli, Bridport (England); Roger Merkelbach, Genf; Josette Montgomery, London; Familie Neury, Machilly (Haute-Savoie); Familie Paccot, Machilly (Haute-Savoie); Familie Poncet, Échallon (Ain); Rafaël Rabaey, Ardouval (Seine-Maritime); André Rérat, Le Locle (Schweiz); Jean-Pierre Richardot, Brétigny-sur-Orge (Essonne); Anne Roulet- Gusan, Lausanne; Guy Troché, Albert (Somme).

Dass die vorliegende Ausgabe in deutscher Sprache zustande kam, verdanke ich einem Kreis um die Eglise française de Saint-Gall, allen voran Pfarrer Marc Bridel und Urs Lanz; für die Durchsicht der Übersetzung sorgten Regula Lanz-Baur, Regina Hanimann und Erwin Staehelin. Sie alle haben unentgeltlich an dem Werk mitgearbeitet.

Personenregister

- André, s. Gagneaux
Baden Powell, Lord, S. 18
Bart, s. Brocard Joseph, S. 94, 95, 117, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 153, 154, 156, 157, 214, 296, 302
Baumstein, Alexandre S. 266
Becquerel, Henri, S. 16,
Bernadotte, Graf, S. 252
Bernus, Jenny, S. 273
Best, Robert, S. 48
Boirel, Simone, S. 108, 185, 186, 187
Bottin, Alphonse, S. 261
Bouchardon, André, General, S. 297
Bouguet, André, S. 172
Boulanger, Madeleine, S. 31, 92, 102, 157, 185, 187, 204, 264, 265,
Bourdon, René, S. 172
Bouroche, Jacques, S. 266
Bovet, Daniel, S. 17
Braun, Wernher von, S. 294
Bressensdorf, Ernst von
Brocard, Joseph, S. 94, 95, 117, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 153, 156, 157, 214, 296, 302
Brogniart, Gaston, S. 266
Brunet, Pierre, General, S. 297
Carteron, Pierre, S. 161, 172, 173, 180, 182
Cartwright, Colonel, S. 190
Chan, Henri, S. 266
Choltitz, Dietrich von, General, S. 274, 275
Christiansen, Hasager, S. 158

Churchill, Winston S., S. 47, 178, 200, 294
Comps, André, S. 163, 166, 167, 168, 171, 175, 177, 178, 286, 290
Cuenot, Paul, S. 38, 39, 40, 50, 58, 59, 80, 119, 155
Curie, Pierre und Marie, S. 16
Daudemard, Jean-Henri, S. 11, 15, 214, 215
Delacroix, François, S. 14, 302
Desnos, Robert, S. 266
Dornberger, Walter, S. 294
Dujarier, Henri, S. 186, 188, 189, 211, 264, 265
Durand Dijon, S. 29
Eisenhower, Dwight, General, S. 309
Farrell, Victor, S. 264
Felber, General von, S. 113
François, Lucien, S. 187
Fryer, Major, S. 69, 74, 79, 83
Gacheny, Maurice, S. 255, 257, 258, 263
Gagneaux, André, S. 94, 295
Gaiffe, César, S. 37
Gaulle, Charles de, S. 10, 77, 94, 20, 269, 270, 271
George VI, König, S. 299
Gilles, André alias Hollard, Michel, S. 75
Giran, Étienne, S. 81, 87, 266
Giran, Olivier, S. 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 91, 94, 96
Göring, Hermann, S. 293, 294
Gounelle, Henri und Yvonne, S. 21
Grandy, Albert, S. 82, 296
Grandy, Jean-Pierre, S. 61, 75, 296, 302
Guerreau, Victor, S. 18, 265
Guillard, Charles, S. 19, 194, 196
Guisan, Charles und Micheline, S. 130
Guisan, Henri, S. 41
Hénon, Louis, S. 266
Himmler, Heinrich, S. 220, 242, 294

Hitler, Adolf, S. 10, 87, 94, 98, 103, 138, 141, 159, 176, 199, 256, 259,
276, 289, 292, 293

Hollard, Auguste, S. 16, 62, 130, 274

Hollard, Francine, S. 256

Hollard, Louis Michel und Pauline, S. 63, 130

Hollard, Vincent, S. 21

Hollard, Yvonne, S. 21, 26, 53, 54, 67, 68, 91, 92, 174, 181, 184, 204,
205, 209, 256, 258, 264, 276, 278, 279, 281, 283

Horrocks, Sir Brian, General, S. 300

Hühn, Pfarrer, S. 89

Huser, Pierre, S. 75, 110, 296

Jackson, Phillip, S. 246, 254, 255, 302

Jackson, Sumner Waldron, Dr., S. 250, 252

Jeanrenaud, Charles, S. 120, 191, 265

Jeschonnek, Hans, General, S. 294

Jodl, Alfred, S. 293

Jones, Reginald Victor, Dr., S. 286, 289, 299, 301

Jouanen, Louis, S. 103, 104, 106

Keitel, Wilhelm, S. 293

Kergoat, sog. Graf von, S. 185

Kipling, Rudyard, S. 27

Kruger, James, S. 99, 264, 295

Langevin, Paul, S. 16

Lauth, Henri, S. 191

Le Meur, Priester, S. 218

Legendre, Joseph, S. 180, 186, 188, 208, 211, 263, 265

Lindberg, Kapitän, S. 251

Lionnet, François, S. 123

Lorin, René, S. 288

Lusser, Robert, S. 288

Maiffret, Jean und Louis, S. 144, 266

Mailly, Jules, S. 186, 187, 188, 211

Mallaby, Christopher, S. 297, 302

Mandat, André, S. 266

Marconnet, Georges, S. 288
Margot, Louis, S. 76, 77, 78, 80
Marshall, George, General, S. 178
Mathiot, Geneviève und Émile, S. 120, 124
Mauchaussé, Étienne, S. 266
Menguy, Jean, S. 151
Merlin, Harold Erwin, S. 170
Monod, Jacques, S. 17
Monod, Raoul, S. 152, 169
Monod, Théodore, S. 16
Montmollin, Oberst de, S. 156
Moore, Sturge, S. 49
Moreau, Paul, S. 145, 266
Morin, Jean-Henri, S. 180
Moulin, Jean, S. 270
Neury, Claude, S. 122, 123
O.P, s. Kruger James
Paccot, Joseph und Familie, S. 122, 124, 125, 131, 132, 302
Pamard, Pierre, S. 112, 113, 114, 266
Pasquier, Oberst de, S. 156
Pétain, Marschall, S. 87
Peters, Hans Helmut, S. 204, 207
Poncet, Denis und Alice, S. 123, 124, 126, 129, 135, 302
Racine, Hilaire, S. 266
Ragondet, René, S. 266
Rapin-Thoyras, Paul de, S. 273, 274
Rauzier, André, S. 106, 107
Regard, Sylvain-Adrien alias Hollard, Michel, S. 129
Rérat, Raymond, S. 42
Rolland, Jacques alias Hollard, Michel, S. 75
Roman, Alexandre, S. 141, 142, 143, 144, 266
Rubenach, Robert, S. 162, 163, 164, 187, 263, 264, 265
Rundstedt, General von, S. 111, 113
Sauckel, Fritz, S. 220

Schmidt, Paul, S. 288
Ségur, Gaston, S. 80
Simon, Jean, General, S. 278
Sonnenstern, General von, S. 113
Speer, Albert, S. 293
Thévenaz, s. Huser, S. 75, 110, 296
Todt, Fritz, Genera, S. 162f.
Toulouze, Direktor, S. 201
Veil, Simone, S. 3, 5, 7
Villette, Louis, S. 75, 76, 80
Vrignon, André und Frau, S. 52, 56
Walter, Helmut, S. 179
Young, Richard Anthony, S. 287, 301
Zeppelin, Ferdinand von, S. 274

Aline Boccardo

Sternbild der Freiheit

Tagebuch einer Flucht

192 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

24 Abbildungen

ISBN 978-3-7193-1443-9

Den Vorabend des Krieges erlebt Aline Boccardo in der ehemals «freien Stadt Danzig» Neunzehnjährig flieht sie hinter den feindlichen Linien quer durch Europa. Ihre Eltern landen im KZ. Mit Tausenden von Flüchtlingen strandet sie mitten im Krieg in Paris. Hier wird sie von der Résistance auf die Nazis angesetzt – und verliebt sich in einen Deutschen. Die Gestapo im Nacken wird ihr Leben zu einem Wettlauf gegen den Terror, gegen die Entdeckung ihrer Liebe und gegen die Zeit. Ein Dokument von grosser Menschlichkeit, ein Buch der Hoffnung und Versöhnung – und ein Lebenszeugnis voller Spannung und Überraschung.

Eine Frau, die sich ihr ganzes Leben lang intensiv für die Frauen und den Frieden eingesetzt hat.

Der Landbote

Verlag Huber Frauenfeld / Stuttgart / Wien

Arthur Honegger

Der rote Huber

Reportagen

188 Seiten, zahlreiche Abbildungen

Klappenbroschur

ISBN 978-3-7193-1453-8

Der rote Huber zeigt Honegger als ebenso unerbittlichen wie gemütvollen Reporter auf der Suche nach spannenden Geschichten für eine grosse Leserschaft. Einmal mehr glänzt der Autor in diesen Reportagen als Anwalt der Schwachen, als Freund des Lebensvollen, vor allem aber als meisterhafter Porträtist des Alltäglich-Menschlichen.

Zeitgenössische Bilder und biographische Informationen aus den Jahren 1950-2007 liefern zusätzliches Material über eine wenig bekannte Zeit aus dem Leben des erfolgreichen Schweizer Autors.

Honegger schreibt lebhaft, prägnant und humorvoll.

Schweizer Familie

Ein halbes Jahrhundert, von den frühen 1930er-Jahren bis in die späten 1960-er Jahre, prall gefüllt mit markanten Episoden.

Toggenburger Nachrichten

Verlag Huber Frauenfeld / Stuttgart / Wien

Francesco Welti

Der Baron, die Kunst und das Nazigold

256 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

18 s/w-Abbildungen

ISBN 978-3-7193-1475-0

Report eines Skandals: Eduard von der Heydt: Der Banquier von Hitlers Spionageabwehr als Wohltäter und Angeklagter.

Wuppertal – London – Amsterdam – Zürich – Ascona... In einem spannend geschriebenen Report rollt Welti die Hintergründe eines Prozesses auf, der die Kunst-Welt erschütterte und die Politik ins Wanken brachte: Baron Eduard von der Heydt, der Stifter des Museums Rietberg in Zürich und frühere Besitzer des legendären Monte Verità in Ascona war der Banquier von Hitlers Spionageabwehr.

Kapitel für Kapitel demontiert Welti das Bild des kultivierten, charismatischen Lebemanns, schält dem Baron gleich einer Zwiebel Haut um Haut ab, bis er zu dessen hinter Lügen und Leugnungen verborgenem, braun gefärbtem Kern vordringt.

Tages-Anzeiger

....fesselnd geschrieben, kühn kombiniert und mit stimmungsvollen Einblicken ins Innenleben der Beteiligten angereichert.

Neue Zürcher Zeitung

Verlag Huber Frauenfeld / Stuttgart / Wien

Heinz Stefan Herzka

Unterwegs im Zwischen

Eine Autobiographie

468 Seiten, zahlreiche Abbildungen gebunden mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-7193-1442-2

Die grosse Autobiographie eines Pioniers der modernen Psychiatrie ist auch eine jüdische Familiensaga, ein Zeitgemälde und ein unerhört farbiges Kapitel aus der Schweizer Geschichte der letzten 50 Jahre. Ein Buch in der besten Tradition der grossen Memoiren-Schreiber.

Ein kluges Buch, mit Herz geschrieben.

St. Galler Tagblatt

Ein reiches Leben blättert sich hier auf...

Wer Heinz Stefan Herzka kennt oder ihm je begegnet ist, wird diese Lebensgeschichte nicht nur mit Neugier, sondern mit innerer Anteilnahme lesen.

Neue Zürcher Zeitung

Verlag Huber Frauenfeld / Stuttgart / Wien